This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

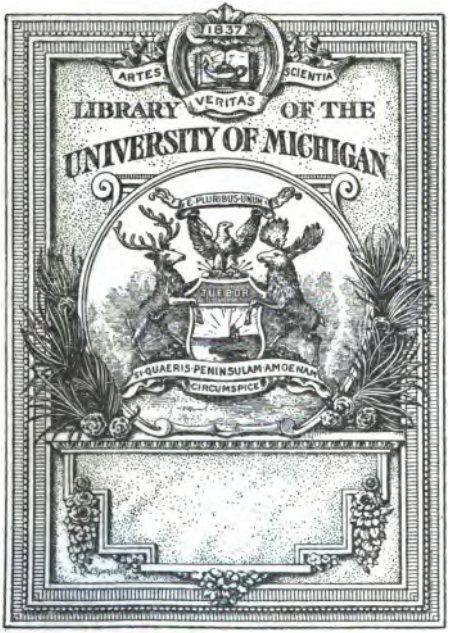
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BOUND AT
Dr. Chase's Bindery,
Ann Arbor, Mich.



3.8.5.
838
L64
S78
1864

4248

# G. E. Lessing.

## Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

„Auf Lessing zurückgehen heißt jetzt — fortschreiten!"
F. G. Kühne.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.
Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1864.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen hat der Verfaſſer ſich vorbehalten.

# Inhalts-Verzeichniß.

## Zweiter Band.


**Achtes Buch.** Die Epiſode des Kampfes gegen Klotz.
Hamburg 1768— 1769. Antiquariſche Briefe.

| | | Seite |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Klotz und die Seinen | 3—10 |
| Zweites Kapitel. | Der Beginn des Kampfes — Die Antiquariſchen Briefe | 11—26 |
| Drittes Kapitel. | [illegible] | 26—30 |
| Viertes Kapitel. | Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne. | 30—41 |

**Neuntes Buch.** Leſſings Lieben und Leiden.
1769—1776.

| | | |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | [illegible] | 45—71 |
| Zweites Kapitel. | [illegible] | 71—74 |
| Drittes Kapitel. | [illegible] | 75—84 |
| Viertes Kapitel. | [illegible] | 84—96 |
| Fünftes Kapitel. | Die italieniſche Reiſe | 96—107 |
| Sechstes Kapitel. | Leſſings Heirath | 108—112 |

**Zehntes Buch.** Leſſings literariſche Thätigkeit während der ſechs erſten Wolfenbüttler Leidensjahre.
1770—1775. Emilia Galotti.

| | | |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Leſſings literariſche Thätigkeit während der ſechs erſten Wolfenbüttler Leidensjahre. 1770—1775 | 115—124 |
| Zweites Kapitel. | Emilia Galotti | 124—147 |
| Drittes Kapitel. | Leſſing und Goethe | 148—160 |

## Elftes Buch. Leſſing der Philoſoph.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Leſſing und Kant | 163—170 |
| Zweites Kapitel. | Leſſing und Spinoza. (1760—1765.) | 170—182 |
| Drittes Kapitel. | Spinoza und Leibniz | 182—194 |
| Viertes Kapitel. | Der ſpeculative Grundgedanke Leſſings | 194—207 |


## Zwölftes Buch. Leſſing der Theologe. — Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.


| | | |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Leſſings theologiſche Vorſtudien | 211—216 |
| Zweites Kapitel. | Der Wolfenbüttler Fragmentiſt | 217—223 |
| Drittes Kapitel. | Die Fragmente | 223—227 |
| Viertes Kapitel. | Leſſings Stellung zu den Fragmenten | 227—234 |
| Fünftes Kapitel. | Der Kampf mit Goeze | 234—259 |


## Dreizehntes Buch. Nathan der Weiſe.


| | | |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Eva Leſſings Tod | 263- 281 |
| Zweites Kapitel. | Entſtehungsgeſchichte Nathans des Weiſen | 281—291 |
| Drittes Kapitel. | Nathan der Weiſe | 292—311 |
| Viertes Kapitel. | [illegible] | 312—319 |


## Vierzehntes Buch. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ernſt und Falk.


| | | |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel. | Leſſings Stellung zu den Aufklärern | 323—329 |
| Zweites Kapitel. | Die Erziehung des Menſchengeſchlechts | 330—345 |
| Drittes Kapitel. | Leſſings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft | 346—354 |
| Viertes Kapitel. | [illegible] | 354—371 |
| Fünftes Kapitel. | [illegible] | 371—380 |
| Sechstes Kapitel. | [illegible] | 381—394 |
| Siebentes Kapitel. | Der Menſch unter Menſchen | 395—403 |
| Schluß. | | 404—409 |

# Achtes Buch.

## Die Episode des Kampfes gegen Klotz. Hamburg 1768—1769.

### Antiquarische Briefe.

# Erstes Kapitel.

## Klotz und die Seinen.

Während Lessing noch an dem zweiten Bande seiner Dramaturgie arbeitete, sah er sich durch die literarischen Umtriebe seiner Feinde, als deren Haupt wir bereits mehrmals den durch ihn zu einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit gelangten Hallesschen Professor Klotz namhaft gemacht haben, in eine Fehde verwickelt, die ihn von seinem ruhmgekrönten ästhetischen Feldzuge ab- und auf das seit dem Laokoon verlassene Gebiet der antiquarischen Studien zurückrief.

„Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen."

Diese Aeußerung, mit welcher Lessing die letzte der Schriften befürwortete, welche sein Streit mit Klotz veranlaßte, [1]) ist in mehr als einer Hinsicht das würdigste Motto, das wir unserer Darstellung dieser Händel vorsetzen können.

Lessings Thätigkeit in diesem Kampfe wider einen in keiner Hinsicht seiner würdigen Gegner ist nur mit dem Verdienste zu vergleichen, welches er sich zehn Jahre früher durch seine Literaturbriefe

1) „Wie die Alten den Tod gebildet", VIII. 210.

um die Reinigung der literarischen Atmosphäre Deutschlands erworben hatte. Wie er dort in das selbstgefällige schöngeistige Treiben der gedankenlosen Mittelmäßigkeit die Blitze seiner Kritik geschleudert hatte, [1]) so entlud sich hier das Gewitter seines edlen Zornes reinigend und befreiend über den Häuptern einer literarischen Rotte, die geführt von einem in seiner Art überaus geschickten literarischen Condottiere, die gesammte Kritik und Journalistik Deutschlands zu vergiften, und zugleich gerade auf dem Gebiete, auf welchem durch einen Winckelmann und Lessing so eben die ersten großen Erfolge mühsam errungen worden waren, auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft in ihrer Anwendung für die Befruchtung der deutschen ästhetischen Kultur, durch böswillige Verkleinerungssucht auf der einen und seichte Oberflächlichkeit auf der andern Seite unberechenbaren Schaden anzurichten drohten.

Während der letzten Jahre seines Breslauer Aufenthalts, in welchem Lessing gänzlich zurückgezogen von aller öffentlichen Thätigkeit für Journalistik und Literatur gelebt und gearbeitet hatte, war in Deutschland ein junger Schriftsteller aufgetreten, der mit nicht geringen formalen Talenten und mit noch weit größerem Ehrgeize ausgestattet, durch eine literarische Vielgeschäftigkeit und journalistische Rührigkeit ohne Gleichen das von Lessing scheinbar aufgegebene Terrain einzunehmen sich gewillt zeigte. Christian Adolf Klotz, ein Lausitzer wie Lessing, geboren 1738, hatte zugleich eine überaus rasche Carriere gemacht. Mit vierundzwanzig Jahren Professor an der Universität zu Göttingen, mit siebenundzwanzig als Professor der Beredtsamkeit nach Halle berufen, und bald darauf durch den Titel eines Geheimen Raths und durch eine ansehnliche Besoldung auch mit jenen äußerlichen Bedingungen selbstgewissen Auftretens versehen, welche auf das Publikum von damals noch mehr als auf das heutige ihres Eindrucks nicht verfehlten, gestachelt

1) S. Bd. I. S. 168 ff.

von brennendem Ehrgeize und wenig bedenklich in der Wahl der Mittel zu dessen Befriedigung, war es ihm gelungen, sich binnen wenigen Jahren einen angesehenen und noch mehr gefürchteten Namen zu machen. Vor Allem waren es Winckelmann's und Lessings Lorbeern, die ihn nicht schlafen ließen. Eine gewisse formelle ästhetische Kultur, die ihn dem Kreise der lyrischen Schöngeister Gleim, Jacobi u. a. m. zuführte, verbunden mit lebhafter Sinnlichkeit, die den Jüngling Bürger zu dessen Verderben an ihn fesselte, und ein richtiger Instinkt für das Zeitgemäße, wie er dem rührigen Ehrgeize selten mangelt, bestimmten seine Richtung und sein Streben: die Wissenschaft des Alterthums, seiner Kunst und Literatur durch geschmackvolle Popularisirung mit den ästhetischen und literarischen Bildungsbestrebungen der Zeit zu vermitteln. Eine solche Tendenz lag damals gleichsam in der Luft. Wir haben gesehen, wie um dieselbe Zeit der jugendliche Goethe kein höheres Ziel kannte, als unter Leitung eines Philologen wie Heyne, der, gleichfalls ein Landsmann Lessings, seit 1763 für denselben Zweck als akademischer Lehrer in Göttingen wirkte, sich zu ähnlicher Thätigkeit geschickt zu machen. In der That gelang es Klotz sehr bald, sich als geschmackvoller und eleganter Antiquar, als feiner Kunstkenner und geistreicher Kritiker einen Namen zu erwerben, der in jenen Zeiten der Ueberschwänglichkeit, wie sie allen unreifen literarischen Jugendperioden eigen ist, ihn weit über sein Verdienst wie über seine Kraft und den Werth seiner Leistungen emportrug. Denn außer einer Ausgabe des griechischen Dichters Tyrtäus und einer Anzahl kleiner lateinisch geschriebener Abhandlungen hatte er eigentlich bis zu der Zeit, wo ihn seine Schrift über den Nutzen der geschnittenen Steine auch als deutschen Schriftsteller zu seinem Unglücke einführte, noch nichts geleistet. Als Universitätslehrer war er weniger als mittelmäßig. Seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anstrengung und jedes ernste Studium für dieselben scheute, weshalb er auch nur selten ein Collegium zu Stande brachte.

Eine um so größere Thätigkeit hatte er dagegen als Journalist zu entfalten, und durch dieselbe sich einen Einfluß und eine Stellung zu schaffen gewußt, die ihn in der ganzen deutschen literarischen Welt gefürchtet machten.

Für uns, denen sein Andenken nur noch durch Lessings vernichtende Kritik seiner Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit auf allen Gebieten, auf denen er sich versuchte, erhalten ist, erscheint das Ansehen, welches er vor seinem verhängnißvollen Streite mit Lessing bei den Besten seiner Zeit genoß, fast unglaublich. Nicht nur der Alles bewundernde Gleim stellte „seinen großen und gelehrten Klotz" geradezu neben Lessing; auch ein Wieland zählte ihn zu den „Zierden der Nation", und Herder setzte ihn den Heroen der Philologie, einem Geßner und Ernesti an die Seite. [1]) Ja, Lessing selbst ward in seiner Breslauer Abgeschiedenheit aufmerksam auf das neu hervortretende Talent, und aufmunternd wie er sich gegen alle jugendlichen Anfänger zu verhalten liebte, erwies er ihm die Ehre einer achtungsvollen Erwähnung in seinem Laokoon. [2]) Mit Nicolai, für dessen Journal er schrieb, stand Klotz in naher Verbindung, wie denn überhaupt wohl kaum ein Mann von literarischer Bedeutung in und außerhalb Deutschland war, an den er sich nicht heranzudrängen gewußt hätte. Nur bei einem Einzigen gelang es ihm nicht, und dieser Eine war gerade Derjenige, um den es dem eitlen und ehrgeizigen jungen Manne am meisten zu thun war, Lessing. Die Bewunderung und Verehrung von Lessings Genius, welche er in seiner Rezension von dessen Laokoon aussprach, war übrigens nicht erheuchelt, wenn sie gleich mit der deutlichen Absicht verbunden erschien, im Verein mit Lessing Opposition gegen Winckelmann zu machen, dessen Ruhm ihn drückte. [3]) Bei dieser Taktik war das alte

1) S. Briefe an Klotz, II. 94. 96. 97. 98., I. 107. 110. 143.
2) VI. 515.
3) Murr, Klotzens Denkmal S. 25. u. 41., Hausen, Leben und Charakter Klotz' S. 63.

divide et impera sein Leitstern. Wenn ihm das Entzweien gelang, glaubte er auf das Herrschen größere Aussicht zu haben. Aber gerade diese Taktik war es, die ihm bei dem Manne, den er gewinnen wollte, von vornherein sein Spiel verdarb. Die unterwürfige Dienstbeflissenheit, mit der er sich an Lessing drängte, indem er ihn wenige Tage nach dem Erscheinen des Laokoon brieflich um die Erlaubniß bat, seine abweichenden Ansichten öffentlich aussprechen zu dürfen, machte Lessing stutzig; und in der That war der Brief [1]) ein Gemisch von Schmeichelei und Anmaßung, durch welche das Bestreben des eitlen jungen Mannes, sich mit einem Lessing auf gleichen Fuß zu stellen, deutlich genug hervorleuchtete. Lessing beantwortete indeß diesen ersten Brief mit großer Höflichkeit, und nur die Bemerkung: „daß er seinem Laokoon wenig Leser und noch weniger gültige Richter verspreche", mochte für Klotz ein Wink sein, der ihn um so mehr verdroß, als er ihn auf seine Stellung zu Lessing aufmerksam machte. Im Uebrigen aber verräth Lessings Brief [2]) keine Spur einer Eingenommenheit gegen Klotz, vielmehr zeigt sich in demselben eine gute Meinung von dessen Bestrebungen, welche Lessing sogar den Wunsch persönlicher Bekanntschaft äußern ließ. Das war sehr natürlich. Lessing war damals (1766) eben erst aus seiner Breslauer Einsamkeit in die literarische Welt zurückgekehrt. Er kannte von Klotz wenig mehr als dessen lateinisch geschriebene Briefe über Homer, die für jene Zeit mehr Geist in Behandlung der Alten verriethen, als man bei den damaligen Philologen zu finden gewohnt war, und der Charakter des Menschen war ihm vollends unbekannt. Er fand ihn in Verbindung mit seinen Berliner Freunden, und sah und hörte überall in mündlichen und journalistischen Aeußerungen das Lob des geistreichen, strebsamen und rührigen jungen Mannes, der wie es schien, Interessen

1) Man findet denselben in Lessings Werken VIII. 187—188.
2) XII. 173—175.

verfolgte, welche auch die seinen waren, und dessen eleganter lateinischer Styl in Prosa und Poesie alle Welt entzückte. Aber schon die Rezension des Laokoon, welche ihm Klotz fünf Monate später (Oktober 1766) mit einem zweiten, ganz im Geiste des ersten geschriebenen Briefe [1]) zusandte, öffnete Lessing, der unterdessen Gelegenheit gefunden hatte, Klotzens Treiben etwas näher kennen zu lernen, die Augen über den wahren Gehalt des Mannes. Er ließ Brief und Recension unbeantwortet, und er wußte, warum er es that. [2]) Er erkannte in Klotz den Cliquenmacher, dessen Wahlspruch bei seiner Kritik auf das: „Wie Du mir, so ich Dir" gegenseitiger Schmeichelei und Bewunderung hinauslief, während sein scharfer Blick zugleich in jener Recension selbst die ungründliche Oberflächlichkeit und den Mangel selbstständiger Forschung und Studien durchschaute.

Lessings Schweigen war für einen Mann von Klotzens Selbstüberhebung und Reizbarkeit eine tödtliche Beleidigung, um so mehr, da sogar manche Freunde Lessings, wie Gleim, sich über dessen Verhalten erstaunt zeigten. Zum Ueberfluß erfuhr gerade um diese Zeit die Sammlung von Klotz' lateinischen Schriften in Nicolai's Bibliothek eine etwas schärfere Kritik, als der eitle Mann bisher zu vernehmen gewohnt gewesen war. Maaßlos empfindlich, wie alle seines Gleichen, gegen das leiseste Wort öffentlichen Tadels, durch allzuleichte Erfolge und vorzeitige Berühmtheit über sich selbst und das Maaß seiner Begabung völlig verblendet, und in dieser Verblendung durch eine Schaar diensteifriger Jünger wie durch das furchtsame Verhalten aller älteren Männer von Namen und Geltung in der Wissenschaft und Literatur bestärkt, beschloß er, um sich an Lessing zu rächen, einen Vernichtungskrieg gegen diesen und dessen Freunde, der jedoch mit seiner eigenen Vernichtung enden sollte.

1) VIII. 191—193.
2) VIII. 193—197.

Geneigt wie alle auf den Schein gerichteten Cliquenmacher bei anderen die eigne Handlungsweise vorauszusetzen, galt es ihm als unzweifelhaft, daß Lessing an der Spitze einer eignen Berliner Literaturschule stehe, die es auf nichts Geringeres abgesehen habe, als durch das Organ der oft genannten Berliner Zeitschrift, der Allg. deutschen Bibliothek, einen kritischen Despotismus über ganz Deutschland auszuüben; und Klotz kam sich als ein Verfechter der guten Sache der Freiheit vor, indem er sich solchem Unwesen gegenüber, wie er sich ausdrückte, „an die Spitze der mit dem Berliner kritischen Despotismus Unzufriedenen“ stellte. Nicht zufrieden mit den journalistischen Organen der „Hallischen gelehrten Zeitung“ und der lateinisch geschriebenen „Acta Litteraria“, in deren Besitze er sich bereits befand, gründete er jetzt für seine Opposition noch ein drittes, die „deutsche allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche zugleich der Nicolai'schen Zeitschrift Concurrenz machen sollte, und in welcher, wie wir oben sahen, Lessings dramaturgische Thätigkeit in Hamburg auf das Boshafteste angegriffen wurde. Auch dies schien ihm noch nicht genug. Sein Schüler und Freund, ihm gleich an Charakter und Tendenzen, wie an frühen Erfolgen in der Literatur, der durch seine Empfehlung mit sechsundzwanzig Jahren als Professor an die neuerrichtete Universität Erfurt berufene Riedel, hatte nichts Eiligeres zu thun als dort in der „Erfurtischen gelehrten Zeitung“ ein weiteres Organ der Opposition gegen Lessing und seine vermeintliche Schule zu stiften, um welches er eine ganze Schaar von literarischen Klopffechtern versammelte. So ausgerüstet begannen Beide den Angriff, den sie durch das leichte Geschütz von einzelnen Pamphleten und Schmähschriften aller Art unterstützten, wobei sie es namentlich an der Hauptwürze für das große lesende Publikum, an boshaften Persönlichkeiten, Anekdoten, Klatschereien und Gerüchtsäereien nicht fehlen ließen. Mit vollen Backen ward, wie ein Zeitgenosse, Garve, schreibt, der Ruhm der Klotz'schen Schule in Zeitungen und Jour-

nalen ausposaunt, und da das Publikum durch die Vielgeschäftigkeit der beiden Häupter fortwährend in Athem gehalten, uud kein irgend genannter und berühmter Name ungehudelt gelassen wurde, so erreichten sie ihren Zweck, Aufsehen zu machen und Furcht zu verbreiten, in einem Grade, der für die damaligen literarischen Zustände und die charakterlose Schwäche der meisten Vertreter derselben ein trauriges Zeugniß abgiebt. Die Gelehrten und die Männer der Wissenschaft, ein Heyne, Reiske, Lippert u. a. zitterten vor Klotz und beugten sich stillschweigend unter seiner journalistischen Peitsche, aus Furcht noch schlimmer behandelt zu werden, wenn sie offenen Widerstand wagten. [1]) Im Stillen tröstete sich ihre Feigheit mit der bekannten Entschuldigung, daß die Bekämpfung eines solchen Menschen unter ihrer Würde und ihre Zeit dafür zu kostbar sei, wie der gelehrte Reiske mit unglaublicher Naivetät sich gegen Lessing selbst in demselben Briefe ausdrückte, in welchem er Jenem für die erfolgreiche Bekämpfung des „Erzfeindes" seinen gerührten Dank abstattete. Die übrigen Schriftsteller befanden sich theils in gleichem Falle, theils waren sie selbst von ihm in das Netz seiner Cotterie mit eingesponnen, das er mit außerordentlicher Geschicklichkeit über das ganze literarische Deutschland gespannt hatte. Wenn je einer, wie Hamann, gegen die Rottmeister und Kobolde der Kritik aufzutreten wagte, so geschah es unter dem Schutze der Anonymität, den auch Herder nicht verschmähte.

---

1) XIII. 145. 154. 164. 167. 191. 192. und Lessings Brief an Kästner bei Guhrauer, II. 1. 328—29.

## Zweites Kapitel.

### Der Beginn des Kampfes. — Die Antiquarischen Briefe.

So standen die Sachen, als Lessing, der unterdessen durch die Berufung nach Hamburg seine antiquarischen Studien und deren Gegner eine Zeitlang aus den Augen verloren hatte, im Anfange des Jahres 1768 auf das Klotzische Treiben aufmerksam zu werden begann. Das „Gesudel", welches Klotz und seine Spießgesellen in ihrer neuen deutsch geschriebenen Hallischen Zeitschrift trieben, die boshaften Angriffe, welche sie gegen seine Freunde, gegen Männer wie Ramler, Gerstenberg und Klopstock richteten, ward ihm unleidlich, und es schien ihm Zeit, wieder einmal die alte in den Literaturbriefen so erfolgreich geschwungene Geissel zur Hand zu nehmen. „Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann", schrieb er an Nicolai, der nicht unterließ, ihn in seinem Vorsatze zu bestärken. [1]) Dazwischen wandelte ihn einen Augenblick die Lust an, bei Gelegenheit einer im Mai 1768 unternommenen Reise nach Leipzig, sich den Mann in der Nähe zu besehen, vielleicht um zu versuchen, ob er nicht durch persönlichen Einfluß auf bessere Wege zu bringen sein möchte. Doch ward dieser Vorsatz sehr bald aufgegeben, denn hier in Leipzig erfuhr er so viel von dem eigentlichen Wesen des Mannes, daß ihm jede Lust zu persönlicher Bekanntschaft verging. [2]) Vielmehr kehrte er von Leipzig nach Hamburg mit dem festen Vorsatze zurück, dem Klotzischen Treiben gründlich zu Leibe zu gehen.

In Leipzig waren ihm die neuesten Klotzischen Schriften in die Hände gerathen. Sie hatten ihm den letzten Rest von guter

1) XII. 189. XIII. 138.
2) XII. 195—196. XIII. 143.

Meinung für den Gelehrten genommen. „Der Mann, schrieb Lessing an Nicolai, nimmt das Maul gar zu voll, und möchte gern ein Orakel in diesen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschliffenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Winckelmann und Lippert, die er öfters gar nicht verstanden hat, und Alles was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich." Gerade in dieser, von allen Freunden Klotzens hoch gefeierten Schrift hatte Klotz seine ersten direkten Angriffe gegen Lessing gewagt. „Er hat mir", fährt Lessing in jenem Briefe fort [1] „die Ehre erzeigt, meiner in dem Büchelchen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Besseren zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden, oder aus Neckerei nicht verstehen wollen." Zu allem Unglücke für Klotz waren seine zahlreichen Freunde eifrig dahinterher, jenen vornehmen Zurechtweisungen Lessings in Zeitschriften und Tagesblättern die gehörige Oeffentlichkeit zu geben, und Lessing sah sich bei seiner Rückkehr in Hamburg von einem Artikel der dortigen Zeitung (der Reichspostreuter) empfangen, in welcher ein anonymer Rezensent des Klotz'schen Buchs dem Publikum triumphirend zu melden sich beeilte, daß in demselben der berühmte Kritiker Lessing „eines unverzeihlichen Fehlers" überwiesen worden sei. Es war, wie wir heute wissen, [2] kein anderer als Lessings alter Feind Dusch in Altona, der die Literaturbriefe noch nicht verschmerzt hatte, und jetzt die Gelegenheit, sich an Lessing unter fremdem Schutze zu rächen, um so begieriger ergriff, als er der beifälligen Schadenfreude aller zahlreichen Feinde Lessings von den Literaturbriefen her gewiß sein konnte.

Lessing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgischen

1) XII. 196, vergl. VIII. 5.
2) Guhrauer II. 1. 328.

Zeitungen einrücken ließ, und dem bald eine Reihe anderer nachfolgten. Schon der erste Brief war „eine offene Kriegserklärung wider Klotz", wie er sich gegen Nicolai ausdrückte, [1]) und Lessing war nicht der Mann, der einen einmal aufgenommenen Kampf unentschieden ließ, zumal mit einem Gegner, der, so sehr er ihn auch verachtete, doch bei dem Beginne desselben das Publikum entschieden auf seiner Seite hatte. Denn es war dem rührigen Journalisten gelungen, sich, wie Lessing sich ausdrückte, „einen großen Anhang zu erschimpfen und einen noch größeren zu erloben.". Darum warf Lessing die Scheide weg als er das Schwert zog, und er beschloß den frechen Angreifer dergestalt niederzulegen, daß ihm das Aufstehen vergehen sollte. „Da ich mich nun einmal mit ihm abgegeben habe," schrieb er im Verlauf des Streits an seinen alten Freund Kästner in Göttingen, wo die zaghaften Gelehrten sich jeder Parteinahme ängstlich zu enthalten fortfuhren, „so muß ich ihn schon völlig zu Boden bringen."

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen folgte jetzt Angriff auf Angriff. In kaum vier Wochen waren bereits die ersten fünfundzwanzig „Briefe antiquarischen Inhalts" vollendet, nach acht weiteren erschien der erste Band derselben bereits als Buch, [2]) dem schon im folgenden Jahre ein zweiter Theil nachfolgte. Daneben hatte Lessing eine zweite Streitschrift in Angriff genommen, die jedoch ein Bruchstück blieb. Es war die Abhandlung „über die Ahnenbilder der alten Römer," deren Anfang wir aus Lessings Nachlasse besitzen. Sie war gegen Klotz's Behandlung desselben Gegenstandes gerichtet, mit welcher Klotz, wie Lessing einige Jahre später herausbrachte, ein freches Plagiat aus den Heften von Christ's Vorlesungen über Archäologie begangen hatte.

Seit dem Vademecum für den Pastor Lange war kein solches

1) XII. 198.
2) XII. 198—202.

Strafgericht abgehalten worden, wie es in den antiquarischen Briefen über Klotz erging. Seine Ansprüche auf wissenschaftliches Verdienst und auf eine Stellung als Gelehrter wurden völlig vernichtet, und die Oberflächlichkeit seiner Kenntnisse, die Nichtigkeit seiner Studien, die Hohlheit seines ganzen wissenschaftlichen Treibens ebenso wie die Kniffe und Ränke seiner Polemik überzeugend dargethan. Die Zeitgenossen erschraken vor dem Tone der unerbittlichen Schärfe, der offenen Verachtung, mit welchem es geschah, und alle die schwachherzigen Seelen, die kein Wort des Tadels zu äußern gewagt hatten über die Nichtswürdigkeiten der Klotz'schen Kritik und Polemik und über die infamirenden Persönlichkeiten, welche er und seine Anhänger sich erlaubten, sie schüttelten die Köpfe, ja sie stimmten Klagelieder an, über den Verfall der guten Sitte und der Höflichkeit, den Lessings Briefe ihnen in der deutschen Literatur herbeizuführen schienen. Sie fühlten nicht, daß dieser Ton eben auch ihrer eigenen Schwachherzigkeit galt, daß Lessing, indem er auf den Sack losschlug, zugleich den geduldigen Esel meinte, der ihn trug und — ertrug. Seine Streitschriften wider Klotz waren zugleich eine Anklage der deutschen Literatur- und Gelehrtenwelt, welche diesem alle seine Frechheiten stillschweigend durchgehen ließ. [1]) Ein leuchtendes Beispiel dieses feigen Gelehrtenhochmuths ist uns in dem bereits erwähnten Briefe des berühmten Philologen Reiske an Lessing aufbehalten. Reiske dankt dem „großen Lessing", daß er „ihn selbst und so viele andere brave Leute, die wie er unschuldig von Klotz hätten leiden müssen, an dem gemeinschaftlichen höllischen Feinde gerächt, daß er dem unwissenden Spötter, dem unverschämten Prahler, dem boshaften Lästerer den Mund gestopft, und dem gelehrten Pöbel, der denselben verehre, gezeigt habe, welch ein Ignorant sein Baal sei." Er selbst, Reiske, hätte dies Alles freilich auch thun können, aber — man höre: „meine Zeit ist mir zu edel, und ich dünke mich zu gut, meine

1) VIII. 202. 204.

Hände mit so unedlem Blute zu besudeln!" Dieser hochmüthige Professor, der den Mann, welchem er den Namen des Großen giebt, mit diesen Worten so tief unter sich stellt, ist zugleich der richtige Germane, der festiglich der Hoffnung lebt: daß die Sache des Guten schon „von selbst" siegen werde. Lessing verzieh dem professorischen Philister großmüthig die unfreiwillige Beleidigung. Aber er konnte doch nicht umhin, ihm wenigstens anzudeuten, was er über sein und seiner Collegen Verhalten denke. „Ich hatte lange gewartet, schrieb er ihm zurück, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle. Endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. — Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige auf meiner Seite zu sein öffentlich bezeugen, so fürchte ich, er hat mich, mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen." [1])

Freilich: der „große Lessing," der titellose Schriftsteller, der von seiner Feder lebende Literat, der nichts hatte als seinen literarischen Ruhm, — wie konnte man sich öffentlich für ihn erklären gegen einen ordentlichen Professor der Eloquenz, einen vom Staate approbirten und besoldeten p. p. ordinarius und Königlichen Geheimderath! Wie konnte man sich erklären gegen das Haupt einer mächtigen Parteigenossenschaft, das über Lob und Tadel zahlreicher Zeitschriften verfügte, während ein Lessing jede Genossenschaft von sich wies, und seit fast einem Jahrzehnd nicht einmal mehr etwas für Journale schrieb, sondern einsam auf sich selbst allein gestellt, in der Welt dastand! Dafür konnte er freilich einem Klotz und Consorten, die von

1) XII. 222. XIII. 167—68.

alle dem ihm gegenüber das Gegentheil behaupteten und ihm die Rolle eines vielarmigen journalistischen Briareus andichteten, um ihre donquichoteschen Lanzen gegen ihn einzulegen, von seiner einsamen Höhe herab das stolze Wort zurufen: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden und helfe Niemanden, und lasse mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben! Auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.“ [1])

Für alle Zeiten gültig ist die berühmte „Tonleiter“, welche Lessing am Schlusse der antiquarischen Briefe für den Kritiker aufstellt. „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher“. Lessing hatte gegen Klotz und Riedel mit dem ersten Satze dieser Tonleiter begonnen, zu der Zeit da er zuerst auf sie als auf vielversprechende Anfänger aufmerksam wurde; und eben weil er in der gern aufmunternden Milde seines Wesens den Ton vielleicht etwas

1) VIII. 200.

zu stark angeschlagen hatte, — denn in Lessing war ein enthusiastischer Zug, der ihn leicht zu Illusionen über Menschen und Dinge verleitete, wenn diese Illusionen auch vor seinem scharfen Blicke nie lange bestanden — so konnte gerade er am wenigsten geneigt sein, ihnen die letzten Stufen seiner Tonleiter zu ersparen als ihm seine Täuschung klar wurde. Mit ruhigstem Vorbedacht, mit langsamster Ueberlegung und mit kältestem Blute schleuderte er jedes seiner tödtlichen Geschosse auf die elenden Prahler und Kabalenmacher, die sich groß zu machen strebten, indem sie die Größen der nationalen Literatur in den Staub zogen. Denn seine von sittlicher Empörung erzeugte Kritik ging weit hinaus über den antiquarischen Ausgangspunkt und Inhalt seiner Briefe. Die Materien, die er in denselben behandeln mußte, um die wissenschaftliche Blöße und Armseligkeit des Gegners aufzudecken, interessirten ihn unendlich weniger, als die eben erst im Werden begriffene Nationalliteratur und die Bildung seines Volks, die er durch das Treiben jener Menschen bedroht sah. Er mochte es hingehen lassen, daß sich Scribenten, „von denen keiner Professor, wenigstens nicht Professor der schönen Wissenschaften, die vielmehr Alle noch Studenten, fleißige bescheidene Studenten sein sollten," mit ihrem schaalen und platten kritischen Gewäsch an den zahlreichen untergeordneten Geistern ihrer eigenen Gattung versuchten — wiewohl auch dies ein ekler Anblick sei, wenn man eine Spinne die andere fressen sehe. „Aber wenn sie vollends an die wenigen Schriftsteller sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kommt," so erschien ihm das eine ebenso lächerliche als schädliche Vermessenheit. Solle Klopstock etwa von ihnen lernen, in seine Elegien mehr Fiktion zu bringen? oder Ramler in seine Oden weniger?" So hirnlos dergleichen Urtheile sind (fährt er fort), so viel Schaden stiften sie doch gleichwohl in einem Publikum, das sich zum größten Theil noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht erwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher

Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordoziren dürfen!"

„Unausgepfiffen!" das eben war es, was Lessing verdroß, ja empörte. Das allgemeine Schweigen der Feigheit und Schwäche gegenüber der frechen Anmaßung und Unsittlichkeit war es, was seinen Ton zu der höchsten Bitterkeit steigerte, wie sie keine andere seiner Schriften, selbst nicht die gegen Götze aufzeigen. Um ihm gerecht zu werden, müssen wir aus der ruhigen Ferne der kühlen Gegenwart zurückgehen in die damalige Zeit, und die Verhältnisse ins Auge fassen, unter denen der Genius, zu dessen erzenem Ehrenstandbilde wir jetzt dankbar bewundernd hinaufschauen, lebte, stritt und litt, wenn wir nicht der schwächlichen Theilnahme verfallen wollen, wie sie sich neuerdings für den von Apollon-Lessing geschundenen Marsyas kundgegeben hat. [1]) Lessing sah sich verlassen von seiner Zeit in diesem Befreiungskampfe gegen die Gemeinheit und für die Reinigung der literarischen Atmosphäre seiner Nation. Winckelmann war todt, und die philologischen und antiquarischen Fachmänner dachten wie Reiske, wenn sie nicht wie der charakterschwache, gegen Lessing geradezu perfide Heyne eine stille Abneigung gegen den überragenden Geist des Mannes empfanden, in welchem sie, da er doch nicht angestellter Professor war, wie die Naturforscher aus gleichem Grunde in Goethe, immer nur einen literarischen Dilettanten und Eindringling sahen. Zahlreiche Andere wollten in ihrer Ruhe nicht gestört sein, und selbst Freunde und Wohlwollende wie Mendelssohn, Nicolai und Hamann verdachten es Lessing, daß er seine Zeit in solchen Händeln verliere. Herder wagte zwar einen anonymen Angriff auf Klotz, aber den stärkeren gegen Riedel behielt er im Pulte zurück, als er seine Anonymität durch Klotz entdeckt sah. Er ging nach dem südlichen Frankreich und bedauerte in seinen

1) So bei Guhrauer, II. 1. S. 231 ff., und im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon u. d. Art. Klotz.

Briefen vornehm, „daß Leſſing ſich mit einem Neſt voll Horniſſen abgeben müſſe.“

Klotz' Verhalten war übrigens ganz dazu angethan, das Publikum anfangs günſtig für ihn zu ſtimmen. Gleich nach den erſten Briefen Leſſings nahm er dem heftigen Tone Leſſings gegenüber die Sprache überlegen ruhiger Beſcheidenheit an, und ſuchte den Streit mit der Erklärung abzubrechen, „daß derſelbe das Publikum zu wenig intereſſire.“ Als ihm Leſſing dieſen Weg, ſich aus dem Staube zu machen, abſchnitt, [1]) ſtellte er ſich, als läſe er ſelbſt die Leſſing'ſchen Briefe gar nicht weiter, und begnügte ſich damit, ſeine Kreaturen gegen ihn zu hetzen. [2]) Er ſchrieb an alle Welt, wie ungerecht ihn der von ihm ſo ehrend anerkannte Leſſing behandle, [3]) während er in anderen Briefen die Miene heiterer Ueberlegenheit annahm. Da ihm jedoch innerlich keineswegs wohl bei der Sache zu Muthe war, ſo verſuchte er zu gleicher Zeit bei Nicolai, dem er im erſten Zorne die Freundſchaft aufgekündigt hatte, Verſöhnungsverſuche zu machen, die Leſſing verachtend abwies. [4]) Ueberhaupt war Klotz von ſeiner ganzen Partei vielleicht der Einzige, der innerlich von Leſſings ſittlicher und geiſtiger Ueberlegenheit völlig durchdrungen war. Dieſer merkwürdige Menſch, deſſen Charakter ein intereſſantes pſychologiſches Problem bildet, hatte Augenblicke, in denen er vor der inneren Hohlheit und Unſittlichkeit ſeines Treibens erſchrak, zumal ſeit ihm durch den von ihm gereizten Leſſing die Folgen deſſelben fühlbar gemacht zu werden anfingen. Er wußte, daß ſeine und ſeiner Myrmidonen Behauptung: Leſſing ſtehe als Haupt einer Berliner Schule an der Spitze der Berliner Allgem. deutſchen Bibliothek, eine Lüge war, und daß weder Leſſing noch Ramler für jene Berliner Zeitſchrift arbeiteten. [5]) Er fühlte ſich

1) VIII. 181.
2) XI. 408. Hauſen, Klotz' Leben S. 36—41.
3) XIII. 147.
4) XIII. 154. 156. 157. 169. XII. 216. Karl Leſſing, I. 288 ff.
5) Brief an Murr, bei Murr Denkmal S. 30.

ihm in allen Stücken tief untergeordnet, so sehr sich auch seine Eitelkeit dagegen sträubte, dies laut einzugestehen. Er wagte daher auch keine Widerlegung der antiquarischen Briefe, obschon er eine solche ankündigte. Seine Hoffnung war die zu Ende des Jahres 1768 sich verbreitende Nachricht, daß Lessing im Begriff stehe, für lange Zeit Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Diesen Zeitpunkt wollte er abwarten, um gegen den vom literarischen Kampfplatze entfernten Gegner mit größerer Sicherheit auftreten zu können. [1]) Aber Lessing blieb in Deutschland und so ward jene Hoffnung vernichtet. Er sah sich also genöthigt, mit den alten Praktiken weiter fortzufahren, bald den großmüthigen Beleidigten und Unterdrückten zu spielen, bald durch seine Anhänger in anonymen Schmähschriften und Recensionen Lessing und die Seinen angreifen zu lassen. Selbst Lessings jüngerer Bruder Karl ward der Gegenstand eines solchen eben so boshaften als ungerechten Angriffs, und der Kummer darüber drang sogar bis in die stille Pfarrwohnung des alten Pastor primarius zu Camenz, was natürlich Lessings Zorn noch verstärkte. [2]) Dazu kam, daß der eitle Klotz sich nicht entblödete, einem Lessing selbst den bürgerlichen Abstand zwischen dem Königlichen Geheimderathe und dem amt- und titellosen Magister fühlen zu lassen. Das schlug dem Fasse vollends den Boden aus.

Man hat es Lessing neuerdings verdacht, daß er sich dazu herabließ, diesen Bauernstolz zu züchtigen. [3]) Aber Lessing war ein Mensch und kein Gott. Er hatte so eben erst die Erfahrung machen müssen, daß der preußische Staat, der einen Klotz mit reichbesoldeten Stellen und Auszeichnungen aller Art beehrte, für ihn, den ersten

1) XIII. 161—162.
2) XIII. 188. u. 189. VIII. 197—198.
3) So z. B. Guhrauer, II. 1. 249—50. — Die Verspottung des „Geheimderaths" that übrigens Wirkung; Klotz ließ unmittelbar darauf auf dem Titelblatte seiner Zeitschrift den „Geheimderath" fort.

Schriftsteller, den berühmtesten Kritiker, den Mann gediegenen Wissens, den größten Dichter Deutschlands, nicht den bescheidensten Platz übrig hatte. Zum ersten und einzigen Male gab er seinem Selbstgefühle Worte, indem er es aussprach, wie tief er Klotz und seinen ganzen literarischen Anhang, trotz der Geheimrathstitel und der Professuren, die sie bekleideten, unter sich erblickte, indem er sie sammt und sonders noch auf die Studentenbank verwies. Er wußte ferner, wie viel Klotz, der „Geheimderath", — der ein Haus machte, zwei Livreebediente hielt, allen durchreisenden Gelehrten gastfrei die Honneurs von Halle machte, seine literarischen Myrmidonen mit Geld und Bürgschaften unterstützte, — bei seinen deutschen Landsleuten eben dieser seiner äußeren Stellung verdankte, deren Einfluß ihn zugleich in den Stand setzte, seinen Anhängern, wie Jacobi, Hausen, Flögel u. A., Professuren und Schulstellen zu verschaffen, Beförderungen zu erwirken und Verleger für ihre Schriften zu ermitteln. [1]) Dazu war Klotz beflissen, zahlreiche Nachrichten, wahre und erdichtete, von Rufen, die an ihn ergangen, von Ehrenauszeichnungen, die ihm widerfahren und zugedacht seien, öffentlich durch seine Jünger in seinen Journalen verbreiten zu lassen. Sogar eine Erhebung in den Freiherrenstand hatte er angestrebt und als nahe bevorstehend verbreiten lassen und selbst verbreitet. Dadurch ward natürlich die scheue Verehrung vor ihm bei allen Perücken nur noch gesteigert. „Wie glücklich wäre auch ich, schreibt ihm der alte Gleim (5. November 1767), wenn ein Klotz mein gnädiger Herr wäre! Wäre er aber dann auch noch mein Freund? Zweiunddreißig Ahnen sind gefährlich!" [2])

Aber diese Eitelkeit hätte ihm Lessing, der davon das ausgesprochene Gegentheil war, vielleicht noch hingehen lassen, wenn ihm nicht der ganze sittliche Charakter des „Kabalenmachers" und Heuch-

1) Die Belege zu dem Allen bei Murr S. 32. 34. 50. Briefe an Klotz I. 140. Hausen S. 17. Jacobi „über Hausens Leben Klotz's" S. 26 ff.
2) Briefe an Klotz I. 114.

lers, dem selbst Lüge und Fälschung [1]) nicht zu schlecht waren um sie als Mittel zu seinen Zwecken anzuwenden, jene Verachtung und sittliche Entrüstung eingeflößt hätte, die wir auch Voltaire'n gegenüber den Ton seiner Polemik verschärfen sahen. So war es z. B. ein gewöhnliches Manöver von Klotz, daß er sich beeilte, an diejenigen seiner Freunde und Correspondenten, welche in seinen Zeitschriften angegriffen oder bitter beurtheilt worden waren, sofort zu schreiben und ihnen zu versichern, daß nicht er der Verfasser solcher Rezensionen sei, was ihm denn doch zuweilen bittere Entgegnungen eintrug. [2]) Von Liefland bis zur Schweiz hatte er seine correspondirenden Kundschafter, die ihm Persönlichkeiten aller Art berichten mußten; und welcher Art diese Correspondenten zuweilen waren, davon kann der Liefländische Pastor Harder ein Beispiel geben, der ihm triumphirend meldete, welche geschickte Schlinge er ihm zu Liebe seinem literarischen Wohlthäter und Gönner Herder gelegt habe, um dessen Schwäche in der Kenntniß des Griechischen ans Licht zu bringen! [3]) Noch mehr! Derselbe Klotz, dessen eifrigstes Streben darauf gerichtet war, alle möglichen Persönlichkeiten zu wissen — („Sie kennen ja alle Kabinetsgeheimnisse", schreibt ihm einmal sein Busenfreund, der Canonicus Jacobi) — um sich ihrer gelegentlich als Angriffswaffen zu bedienen, zeigte sich stets in öffentlichen Erklärungen als abgesagter Feind aller und jeder persönlichen Ausfälle, und wagte es dagegen, selbst einem Lessing dergleichen vorzuwerfen. [4]) Er, der sich, wie die Briefe seiner Correspondenten, selbst in der von dem Herausgeber, einem unbedingten Verehrer von Klotz, sorgfältig gesichteten Auswahl, es bezeugen, fast Allen zuerst aufdrang, wagte es, einem Lessing, dem zurückhaltendsten der Menschen, öffentlich Zudringlichkeit vorzuhalten. [5]) Es lag in der Heuchler-

1) XIII. 157. mit Nicolai's Anmerkung.
2) Briefe an Klotz II. 128. 129. vergl. S. 20—23. Lessing VIII. 203.
3) Briefe an Klotz II. 58. u. 59.
4) VIII. 207.
5) VIII. 207.

natur dieses echt Kotzebue'schen Charakters, der gelegentlich auch sentimental sein oder thun konnte, gerade seine eigenen inneren Hauptfehler und schlechten Neigungen zum Thema salbungsvoller Moralpredigten zu machen. Er, der nichts war als ein Journalist, er, dessen ganzes Leben darin bestand, immer neue kritische Journale zu gründen, und der kurz vor seinem Tode sich noch mit einem neuen Plane solcher Art beschäftigte, — er wurde nicht müde, gegen das unheilvolle Ueberwuchern der kritisirenden Journalistik öffentlich zu eifern, und die schlimmen Folgen desselben mit einer Schärfe und Richtigkeit darzustellen, wie es der erbittertste Feind seines eigenen journalistischen Treibens nicht treffender und eindringlicher hätte thun können. „Diese Masse kritischer Journale, [1]) klagte er, ziehe vom Studium der Bücher selbst ab, verleite zu halber Kenntnißnahme von wichtigen literarischen Erscheinungen, zur Oberflächlichkeit und vorschnellem Aburtheilen, verleite die unreife Jugend (die er selbst massenhaft in die Journalistik zog!) zu eben so unreifer als leidenschaftlicher kritischer Thätigkeit, und bilde ein ganzes Heer von Kritikern, die, stets auf der Lauer liegend, jedes neue Werk als gute Beute betrachteten, wodurch viele tüchtige Leute von literarischer Produktion abgeschreckt würden; — kurz es sei zu befürchten, daß Deutschland bald so viele Kritiker als Schriftsteller und die Literatur davon den größten Nachtheil haben werde!“ — Sollte man nicht glauben, hier Lessing zu hören, wenn man dasjenige, wogegen dieser große Mann sich erhob, so treffend geschildert findet? Der geheimste Grund solcher Heuchelei war freilich das Bewußtsein der eigenen Schuld und Schwäche, das er durch solche Deklamationen sich selbst und der Welt zu verbergen trachtete, wenn er es nicht durch Frivolität übertäubte. Es ist bezeichnend, daß sein Lieblingsspruch, den er reisenden Gelehrten ins Stammbuch schrieb, lautete: O vanitas vanitatum! Omnia vana sunt! und daß Agrippa's von Nettes-

1) Acta Literaria Vol. V. Praef.

heim berüchtigtes Werk de vanitate scientiarium sein Lieblingsbuch war. [1])

Das war der Mann, den Lessing von seiner Zeit als seines Gleichen behandelt und gegen den er sich von den meisten seiner Zeitgenossen im Stich gelassen sah! Denn nicht nur die Wiener Literaten, die Sonnenfels, Mastalier und Denis, nicht nur die Dusch und Pastor Lange, [2]) auch Männer von berühmten Namen ergriffen heimlich und offen für Klotz Partei. Ein Flögel entblödete sich nicht, die antiquarischen Briefe Lessings zur „Schandchronik" der Zeit zu rechnen, und die durch sie herbeigeführte „schmähliche Zerrüttung der deutschen Literatur" zu beklagen, als deren Retter er allein Klotz ansah, dem in diesem Streite „das feinere Publikum Beifall zuwinke." [3]) Gleim und Weisse stellten Klotz fast über Winckelmann, [4]) und Weisse, Lessings ältester Freund, der freilich die Hamburgische Dramaturgie nicht verschmerzen konnte, betrug sich in der Sache des letztern mit einer Feigheit, die selbst den geduldigen Lessing ihn für immer aufgeben ließ. Lippert, dessen Daktyliothek Klotz für sein Buch über die geschnittenen Steine das Meiste verdankte, stellte sich ganz auf seine Seite. Er behandelte in seinen Briefen an Klotz Herder und Lessing verächtlich, und rieth Klotz, „den grammatikalischen Kläffer" (Lessing) laufen zu lassen. Oeffentlich nahmen für Lessing eigentlich nur Nicolai und Raspe Partei. Wie allgemein der Tadel war über Lessings scharfen Ton, der Unwille über seine Verletzung der „Höflichkeit", die selbst Lessings nächste Freunde mißbilligten, sehen wir am besten aus dem, was Lessing selbst wiederholt zu seiner Vertheidigung erwiderte. [5]) Sein scharfes und tiefes Eindringen, seine Genauigkeit und Gründlichkeit

1) Briefe II. 102. Mangelsdorf Vita Klotzii p. 79.
2) S. Lange's Brief an Klotz II. 175 ff.
3) Briefe an Klotz I. 146. 149. u. 150. 157—159.
4) Ebend. I. S. 54. 62. u. 63. 121.
5) VIII. 1. u. 2. 208. 211.

in Behandlung des Einzelnen wurden nicht bloß von Klotz und den Seinen als Pedanterei und Sophistik bezeichnet. Man war allgemein gewöhnt an jenen „schleichenden Komplimentirton einer Höflichkeit, die Allen Alles gab, um von Allen Alles wiederzuerhalten," und die deutsche Gemüthlichkeit ließ lieber perfide Verleumdung und gehässige Persönlichkeiten hingehen, als scharfe sachlich unerbittliche Polemik in einer Sprache, die jedes Ding beim rechten Namen nannte, und die bei aller ihrer Herbigkeit würdevoll und erhaben erscheint gegenüber der unfläthigen Gemeinheit, welcher wir in den Streitschriften der Klotzianer begegnen. Wer sich von dem Tone der letzteren eine Vorstellung machen will, der lese die von einem derselben veröffentlichte Vertheidigung Klotzens gegen dessen Biographen und früheren Bundesgenossen, den Geschichtsprofessor Hausen, der, was auch Goethe sagen mag, doch in den meisten Fällen als ein unparteiischer Zeuge gelten muß. [1]) Es ist ein Jammer, zu sehen, daß selbst Goethe bei einem späteren Rückblicke auf diese Epoche gewissermaßen gegen Lessing Partei nahm, und Lessings Polemik gegen den elenden Klotz unter die Ursachen rechnete, die dazu gedient hätten, „die schöne Zeit der deutschen Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde," ihrem Ende zuzuführen! Und doch wußte Goethe so gut wie einer, und sprach es selber laut aus, daß, wer das Recht auf seiner Seite habe, derb auftreten müsse, und daß bescheidenes Recht gar nichts heißen wolle.

Lessing handelte in diesem Gefühle, und er erreichte schließlich seinen Zweck. Zwar gab es auch für ihn Augenblicke der Ermüdung und des Ekels, in welchen er im gerechten Verdrusse über seine Zeitgenossen, sowie über die unwürdige Behandlung, die sein Laokoon erfuhr, [2]) Lust verspürte die deutsche Literatur, ja selbst die deutsche

1) Leben, Thaten und Charakter Herrn Carl Renatus Hausen, als nöthige Beilage zu dem Leben des Herrn Klotz von demselben Verfasser. Deutschland 1772. Vgl. Karl Lessing I. 258. ff. Goethe, Werke XXXIII. 117—119. XXV. 180.
2) XII. 229. 235.

Sprache ganz aufzugeben und nur noch lateinisch oder französisch zu schreiben. Einer solchen Anwandlung verdankt jener Anfang einer französischen Uebersetzung seines Laokoon sein Dasein, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorfand.[1] Aber er schüttelte diese Stimmung bald ab, und je mehr Klotz öffentlich erklärte, „daß er das Feld des Streites verlassen und seine Zeit künftig auf nützlichere Dinge wenden wolle," desto fester stand bei Lessing der Entschluß, den Gegner zu Boden zu bringen.[2] „Laßt ihn anfangen was er will," rief er seinen Freunden zu, „da ich ihn einmal aufs Korn genommen, so folge ich ihm überall nach, und wenn es auch ins deutsche Staatsrecht wäre." Ein dritter Theil der antiquarischen Briefe ward vorbereitet, doch nicht vollendet. Dagegen ward die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", gleichfalls durch einen Angriff von Klotz hervorgerufen (1769), zu einer noch heute werthvollen Bereicherung unserer ästhetischen und kunsthistorischen Literatur, und der direkte Einfluß, den dieselbe auf die neuere bildende Kunst übte, war noch bedeutender als selbst der des Laokoon.

---

## Drittes Kapitel.

### Wie die Alten den Tod gebildet.

In der Peterskirche zu Rom sieht man auf dem Grabdenkmale des Papstes Alexander VII. Chigi, einem Hauptwerke Bernini's, ein kolossales Gerippe von vergoldeter Bronze, das mit der einen Knochenhand im Begriffe steht ein Stundenglas zu wenden. Diese Darstellung des Todes war zu Lessings Zeit noch eben so allgemein,

---

1) XI. 167—169.
2) XII. 208.

als die Verwechselung antiker und moderner Vorstellungsweisen, auf welcher sie beruhte. Sie hatte bei der ungenügenden Kenntniß des Alterthums und dem mangelhaften Verständniß seiner Werke die allgemein geltende Ansicht erzeugt: daß auch die Alten den Tod unter dem Bilde eines solchen Gerippscheusals gebildet hätten. Selbst ein Winckelmann war noch nicht frei von diesem Irrthume. Lessing hatte diesen Irrthum im Laokoon kurz angedeutet; [1]) Grund genug für Klotz, die alte Darstellung zu vertheidigen und Lessing hochmüthig eines Bessern zu belehren.

Lessing schleuderte in der angeführten Schrift zunächst den Gegner mit einem gerechten Fußtritte bei Seite und entwickelte dann in ungestörter Klarheit und Ruhe den streitigen Gegenstand. Er zeigte, daß die künstlerische Vorstellung des Todes bei den Alten eine verschiedene war, je nach der Auffassung des Todes selbst, entweder als des die Menschen hinraffenden Todesdämons oder als des ruhenden Zustandes des Gestorbenseins. [2]) Nur die Darstellung des Todes als der aktiven Todesgottheit war auch bei den Dichtern und Künstlern der Alten eine furchtbare, wie das Sterben selbst, der Todeskampf, meist ein Furchtbares ist. Die künstlerische Vorstellung des Gestorbenseins war eine freundliche von Homer an, der den Tod als Zwilligsbruder des Schlafs personifizirt, wie denn auch beider Statuen noch der Reisebeschreiber Pausanias in Sparta nebeneinander stehen sah. Lessings meisterhafte Abhandlung aber erhebt sich am Schlusse zu einer Gedankenperspektive, die als Summe und Kern des Ganzen anzusehen ist.

Die Vertheidiger der alten Ansicht hatten darauf hingewiesen, daß die Darstellung des Todes bei den Alten nothwendig habe schrecklich sein müssen, da ihre Vorstellungen vom Tode ihrer Religion zufolge „viel trauriger und finsterer" gewesen als die der christlichen

1) VI. 446.
2) VIII. 247.

Welt. Lessing kehrte den Satz um. „Die Religion", sagt er, „welche den Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, mußte vielmehr die Schrecken des Todes unendlich vermehren. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der seine gesunde Vernunft brauchte. Von dieser Seite war es also vielmehr unsre Religion, welche das alte heitre Bild des Todes aus der Kunst verdrängte. Da jedoch ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollte, da auch sie versichert, daß der Tod den Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne, so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe aufzugeben und sich wieder in den Besitz jenes alten bessern Bildes zu setzen. Redet doch die Schrift selbst von einem Engel des Todes, und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen?"

Sein Zuruf fand Gehör. Das „gräßliche Gerippe" verschwand mehr und mehr aus der bildenden Kunst, um den Genius, der die Fackel senkt, an seine Stelle treten zu lassen. Aber weit über diesen praktischen Erfolg hinaus gingen die erhabenen Worte, mit denen der Vorläufer des Schönheitsmessias Goethe zuletzt die große, allen kommenden Geschlechtern verheißungsvolle Wahrheit auszusprechen wagte: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!"

---

Was den sachlichen Inhalt dieser antiquarischen Schriften betrifft, so tritt derselbe für unsere Betrachtung und unsere Zeit zurück gegenüber dem großen allgemeinen Zwecke, welchen Lessing mit die-

ſer Polemik gegen dies damalige junge Deutſchland verfolgte, und gegen die Meiſterſchaft, mit welcher er dieſelbe handhabte. Sein eigenes Intereſſe an dieſen antiquariſchen Spezialitäten war im Grunde gering. Es fiel ihm nicht ein, ſich weiter in dieſelben einzulaſſen, als nöthig war, um die wiſſenſchaftliche Nichtigkeit ſeiner Gegner darzuthun. „Ich ſchätze das antiquariſche Studium, ſchrieb er an Mendelsſohn, gerade ſo weit als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſerer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird. [1]) Er nannte es auch wohl ſelbſt „ein armſeliges Studium“ wegen der großen Ungewißheit, die über ſo Vieles niemals ſicheren Aufſchluß möglich mache; und die geſchnittenen Steine hielt er ſogar der künſtleriſchen Uebung des Auges für nachtheilig, da die Schönheit ſich in ſo kleinen Figuren nicht ſo deutlich empfinden laſſe, daß ſie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte. [2]) Aber gegenüber den Alterthumskrämern ſeiner Zeit wies er dem Alterthumsforſcher in ſeinem Sinne eine würdigere Stelle an. „Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt: ſo war das! weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſein können.“ [3])

Seinen Zweck erreichte er ſchließlich vollkommen. Seine antiquariſchen Briefe und die ſich ihnen anſchließende Abhandlung über die Art, wie die Alten den Tod gebildet, waren in der That, wie Herder ſich ſpäter ausdrückte, „zwei Bären, die den Hauptſchreier zerriſſen, und deſſen Anhänger in ihre Winkel jagten.“ Was Klotzens Freund v. Murr, der Verfaſſer eines „Denkmals“ für denſelben, der die Klotz'ſchen Schriften zehnmal nützlicher als Leſſings Laokoon nannte, anklagend gegen Leſſing ſagte: „Klotz warf ihn mit einer

1) XII. 212.
2) XI. 209. 411. 418.
3) VIII. 243—44.

Erbse und ward von ihm dafür mit einem Steinhaufen überschüttet", [1]) erfüllte sich buchstäblich. Der übermüthige Angreifer ging zu Grunde an seiner Verwegenheit, er kam um in der Gefahr, in die ihn sein Muthwille gestürzt hatte. Klotz starb 1772, ein Zweiunddreißigjähriger, innerlich gebrochen und vernichtet durch das Bewußtsein, daß er sein Unglück selbst verschuldet und daß seine Rolle für immer ausgespielt sei. „Ich möchte gern über diesen Zufall lachen", — schrieb Lessing, der sich gerade zu der Zeit, wo er die Todesnachricht erfuhr, einer neuen Arglist von ihm versah, an seine Freundin Eva König nach Wien — „aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte." Diesem Eindrucke ist es mit zuzuschreiben, daß Lessing die antiquarischen Briefe, deren dritten Theil er bereits entworfen hatte, nicht fortsetzte und daß er das Schärfste, was er in der Schrift von den Ahnenbildern der alten Römer hätte gegen Klotz vorbringen müssen, die Aufdeckung des von Klotz an Lessings altem Lehrer Christ begangenen groben Plagiats, sammt der angefangenen Schrift im Pulte zurückbehielt.

---

## Viertes Kapitel.

**Abgang von Hamburg. — Neue Lebenspläne.**

Wieder einmal sah sich Lessing in der Nothwendigkeit, sein Zelt abzubrechen und aufs Neue in die Welt hinauszuwandern.

Es war auch diesmal nicht Unbeständigkeit, was den vierzigjährigen Mann zu dem Entschlusse bewog, Hamburg zu verlassen, das ihm in mehr als einem Betrachte lieb geworden war, wo er treffliche Freunde gefunden, und zuletzt sogar ein inniges Herzens-

---

1) v. Murr, Denkmal Klotzens, S. 66. 95—96.

verhältniß geknüpft hattte. Seine Pläne und Versuche, sich dort endlich eine feste Stätte zu gründen, nachdem der Eigensinn des großen Preußenkönigs ihm Berlin unmöglich gemacht hatte, waren sämmtlich gescheitert. Das Nationaltheater war aufgeflogen. Die Gründung des buchhändlerischen Geschäfts mit Bode war mißlungen, und durch beides ihm nicht nur der Aufenthalt in Hamburg verleidet sondern auch, was das Schlimmste war, seine geringen Geldmittel erschöpft. Er hatte in den letzten drei Jahren mit seinen Geistesarbeiten der Nation Schätze gespendet, an denen noch viele Menschenalter zehren mochten: aber er selbst war arm geblieben. Weder seine Minna noch die Dramaturgie hatten ihm etwas eingebracht. Die letztere hatte er, wie wir sahen, rein im Interesse des Theaterunternehmens ohne allen Gewinn für sich selbst herausgegeben, und die erstere ward zwar auf allen deutschen Theatern gespielt, und in Berlin, wie Ramler an Knebel schrieb, [1]) wurden Scenen aus derselben „in Kupfer gestochen und sogar auf Punschnäpfe gemalt". Aber während die Pariser Poeten, wie Ramler hinzusetzt, „von Einem solchen Stücke gespeist, getränkt, gekleidet und beherbergt werden", ging es Lessing wie Goethe, dem wenige Jahre später sein von Deutschland bewunderter Götz — Schulden eintrug, und der von seinem Werther sagen konnte:

„Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! — Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.

Wir haben Lessings eignes Zeugniß dafür, daß dieser Umstand mit dazu beitrug, ihm das Arbeiten für die deutsche Bühne zu verleiden. „Daß ich wieder etwas für das Theater machen sollte, schrieb er im Jahre 1772 an seinen Bruder, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat: weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut

1) Knebels literar. Nachlaß, II. 34.

und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten, aber ich will hundert Louisd'ors; und ein Schelm, der jemals wieder ein Stück macht, ohne diese zu bekommen. Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt daß meine Stücke auch soviel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich; warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'ors werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon· denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten."

Aber nicht genug, daß ihm seine dramatischen Dichtungen nichts eintrugen, ward ihm auch der spärliche Ertrag seiner andern schriftstellerischen Arbeiten durch den damals in Deutschland mit größter Frechheit betriebenen Nachdruck vielfach verkümmert. Sein Projekt, den ausgezeichnetsten deutschen Schriftstellern durch Association und durch eine Art Selbstverlag einen reichlicheren Ertrag ihrer Arbeiten zu sichern, scheiterte eben so wie seine Versuche zur Bekämpfung des Nachdrucks. Andeutungen von beiden enthält der fragmentarische Entwurf eines Aufsatzes „Leben und leben lassen", der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand. [1]) Daß dem Nachdrucke nur

1) XI. 178–183.

durch ein positives allgemeines auf Grundsätzen der natürlichen Billigkeit basirtes Gesetz gesteuert werden könne, war ihm um so unzweifelhafter, je weniger sein Scharfsinn es sich verhehlen konnte, daß von einem Eigenthume und Eigenthumsrechte des Autors und Verlegers im strengen Wortsinne bei schriftstellerischen Erzeugnissen nicht wohl die Rede sein könne. Aber hier war es, wo der politische Jammer des zerrissenen Deutschlands ihm vor die Seele trat. „Freilich, ruft er aus, wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hülfe kommen könnte und wollte! Aber bei dieser Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Prinzip haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Prinzip nicht ziehen müßte?!" — Man sieht, Lessing stand auch mit seiner nationalökonomischen Einsicht über seiner Zeit.

Zu diesen Enttäuschungen und Fehlschlägen gesellte sich endlich noch die Vereitelung der hochfliegenden Hoffnungen und Aussichten, welche Lessing damals im Verein mit Klopstock auf Wien und gewisse Plane Kaiser Josephs zur Hebung der deutschen Literatur gesetzt hatte. Die nüchternen preußischen Freunde Lessings, Gleim und Nicolai, welche in jener projektirten großartigen „Anstalt für Kunst und Wissenschaft" nichts als eine österreichische Finanzspekulation sahen, mittelst deren man die ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller nur darum nach Wien zu rufen beabsichtige, um durch den Verlag ihrer Werke große Summen in das Land zu ziehen, behielten Recht, und Klopstocks messianische Weissagungen von einer neuen Aera für Kultur und freie Wissenschaft, Kunst und Poesie unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers zerfielen in nichts. Lessing, der fast zwei Jahre lang hartnäckig an jenen Hoffnungen festgehalten hatte, [1]) sah sich endlich doch selbst vollständig

1) XII. 209. und dazu Nicolai's Anmerkung. Vergl. XII. 234.

enttäuscht. Das Einzige, was dabei für ihn herauskam, war ein Ruf (April 1769) als Dramaturg und Theaterdichter an der Wiener Bühne, mit einem Gehalte von 3000 Gulden und der Verpflichtung, jährlich zwei Stücke für dieselbe zu schreiben. Aber gerade mit dem Theater wollte Lessing nach seinen Hamburger Erfahrungen fortan nichts mehr zu thun haben, [1]) am wenigsten unter solcher Bedingung; und so zerschlug sich die Sache nach kurzen Verhandlungen. [2])

Unmittelbar nach dem Scheitern der Hamburger Theaterunternehmung hatte Lessing seinen alten italienischen Reiseplan wieder aufgenommen. Seit Jahren zog es ihn zu dem Lande hin, in welchem Winckelmanns Geist sich zu seiner Blüthe entfaltet hatte und Goethe später seine dichterische Wiedergeburt erlebte. Seine Briefe vom Sommer 1768 bis zum Frühling des folgenden Jahres sind voll von diesem Vorsatze; und das persönliche Herzensverhältniß in Hamburg, das wir weiterhin ausführlicher besprechen werden, bestärkte ihn eben so sehr in diesem Plane, als die aus demselben hervorgehende äußere wie innere Lage ihn dazu antrieb, ganz gegen seine Gewohnheit diesen neuen Lebensplan allen seinen Freunden möglichst eindringlich mitzutheilen. Der Verkauf seiner gesammten Bibliothek und sonstigen Habe sollte ihm die Mittel verschaffen, wenigstens so viel mit nach Rom zu bringen, um davon ein Jahr zu leben. [3]) Allein der Erfolg lehrte, daß ihm selbst die dazu nach seiner Meinung erforderliche geringe Summe von dreihundert Thalern nicht übrig blieb, wenn er auch nur die dringendsten seiner Schulden zuvor bezahlen wollte. Dazu kamen die Streithändel mit Klotz, die Nothwendigkeit, seine antiquarischen Briefe fortzusetzen, und der Wunsch, noch vor Antritt seiner Reise den Laokoon zu voll-

1) XII. 230., vergl. 410—411. 428.
2) Ausführlicheres über das Wiener Projekt bei Guhrauer II. 1. 268. bis 273.
3) XII. 202., vergl. 232. 248.

enden. Entscheidend aber blieb in letzter Instanz die Geldfrage. Das Gerücht wußte auch hier freilich Rath. Sogenannte gute Freunde verbreiteten durch die Zeitungen, daß Lessing auf fremde Kosten nach Italien gehe, daß er der Nachfolger des eben um diese Zeit ermordeten Winckelmanns zu werden beabsichtige, ja daß ihm die Stelle als päpstlicher Bibliothekar zugesagt sei, wenn er, wie Winckelmann, sich zu einer Religionsveränderung verstehen wolle. Man mag ermessen, welche Bestürzung und welchen Kummer solche Nachrichten im Hause des ehrwürdigen Pastor primarius zu Kamenz anrichteten, den Lessings Bruder in einem eigenen Briefe darüber zu beruhigen suchte. Aber auch Lessing selbst war über dieses Geschwätz in hohem Grade erzürnt. „Ich will nach Italien, um da zu lernen, schrieb er an seinen Freund Ebert, [1]) und hämische Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkommt, zu lehren!“ Nicht einmal Empfehlungen, wie sie ihm Winckelmanns Freund Muzel-Stosch angeboten hatte, gedachte er zu benutzen. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich rein zufälliger Weise selbst mache“, schrieb er an Nicolai. „Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre, so glaube ich, wären seine Monumenti auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, blos weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hineingepreßt hat. Was ich zu sehen und wie ich auch zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle.“ [2])

Der größern Wohlfeilheit wegen, wollte er Anfangs die ganze Reise von Hamburg bis Livorno zur See machen. Später gab er diesen Plan auf, und gedachte zu Lande über Göttingen, Kassel und Nürnberg zu reisen, und während eines längeren Aufenthalts in

1) XII. 219.
2) XII. 218.

den beiden ersteren Städten den Laokoon zu vollenden. Allein die Ausführung verzögerte sich von Monat zu Monat. Die Geldmittel waren nicht zu erschwingen, und endlich im Sommer 1769 trat plötzlich ein Umstand ein, der ihn den ganzen Plan auf unbestimmte Zeit vertagen und fürs Erste noch über das Jahr hinaus in Hamburg bleiben ließ. Was es damit für eine Bewandtniß hatte, werden wir weiterhin in dem Kapitel der leidensvollen Geschichte von Lessings Liebe zu Frau Eva König ausführlich darstellen.

Das in dieser Zeit sich gestaltende innigere Verhältniß zu dieser ausgezeichneten Frau, und die wider alles Erwarten sich zeigende Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit derselben waren nämlich die Ursachen, welche Lessing bewogen, sein nächstes Augenmerk auf die Gewinnung einer festen Stellung in Deutschland zu richten. Um so bereitwilliger ergriff er daher eine Gelegenheit zur Erfüllung seines Wunsches, die sich ihm im Oktober 1769 ganz unerwartet darbot. Es war der Ruf an die Bibliothek nach Wolfenbüttel, der durch seinen Freund Ebert, von Braunschweig aus an ihn gelangte.

Johann Arnold Ebert, ein geborner Hamburger, sechs Jahre älter als Lessing, gehörte zu der Zahl namhafter Literaten, welche damals das kleine Braunschweig an sich zu ziehen gewußt hatte. Seit der von dem würdigen Abte Jerusalem veranlaßten Gründung des dortigen Collegium Carolinum hatte man nach und nach eine Reihe bedeutender Lehrer für dasselbe zu gewinnen gestrebt, unter denen hier, außer Jerusalem selbst, nur noch die Namen Gärtner, Zachariä, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Lessings eben so treuer als gelehrter Freund, und später der um die deutsche Literatur so hochverdiente Eschenburg genannt sein mögen. [1]) Der prachtliebende und verschwenderische Herzog Karl (1735—1780) war nicht ohne eine gewisse Empfänglichkeit für Bildung und Wissenschaft, und

1) Ausführlicheres findet man in der Schrift: Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800 von Dr. Carl Schiller, 1845.

seine Gemahlin, die schöne Philippine Charlotte, war auch geistig die würdige Mutter von Weimars berühmter Anna Amalie, der Schülerin Jerusalems. Es war ein literarischer Zug und Hang an dem Braunschweiger Hofe, der selbst einen Gellert die Berufung dorthin wünschen ließ,[1]) und wenn jener Hang auch mit einer großen Neigung zur Ostentation verbunden war, so trug er doch dazu bei, manches Gute für Bildung, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Noch stärker trat dieselbe Tendenz hervor bei dem Nachfolger Herzog Karls, dem damaligen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735), dem späteren unglücklichen Feldherrn des Champagnefeldzuges und der Vernichtungsschlacht von Jena. Dieser Mann hat auf Lessings letzte Lebensschicksale einen so verhängnißvollen Einfluß geübt, daß wir einen Augenblick bei seinem Charakterbilde verweilen müssen.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, geboren 1735, der Zögling des mehrmals genannten Jerusalem, war eine Natur, in deren wunderbarer Mischung ein schrankenloser Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philosophisch humanitairen, schöngeistig wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie damals in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meisten Fürsten im Schwange waren. Zu gleicher Zeit trachtete er nach dem Ruhme des Feldherrn, nach der Auszeichnung des großen Politikers und nach dem Rufe des Mäcenatenthums. Das kleine ihm bestimmte Land genügte bei weitem nicht seinem auf große Herrschermacht und Welteinfluß gestellten Ehrgeize, und nacheinander waren die Throne und Königskronen Englands, auf das er durch seine Verheirathung sich einen nahen Erbanspruch zu sichern gewußt hatte, sowie Frankreichs und Polens, das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche. Frühzeitiger Kriegsruhm, in einzelnen Treffen des siebenjährigen Krieges er-

1) Schiller, a. a. O. S. 66.

worden, und das ihm von Friedrich dem Großen gespendete Lob hatten dem fünfundzwanzigjährigen Fürsten eine hohe Meinung von seinem Feldherrntalente eingeflößt, große Reisen durch fast alle Länder Europa's seine Bildung erweitert. Er war in Rom (1766) der tägliche Begleiter Winckelmanns gewesen, und stand mit den bedeutendsten Männern, mit d'Alembert, Marmontel und Voltaire, wie mit Mendelssohn und Garve, Justus Möser, Pütter und anderen deutschen Schriftstellern und Gelehrten in Briefwechsel. Daneben war er selbst dilettirender Poet in der Weise des großen Preußenkönigs, und wie dieser ein Virtuose in der Musik. An Bildung und Sitte trotz des scheinbaren Interesses für deutsche Schriftsteller durchaus französisch und voll Vorliebe für alles Französenthum, war er an Manieren ein vollendeter Weltmann, „höflich bis zur Affektation", wie Mirabeau ihn schildert, und bei aller gern zur Schau getragenen äußeren Liebenswürdigkeit des Benehmens, im Innern herzlos, keiner Liebe fähig, ein raffinirter Egoist, und vor Allem, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „niemals ein Sklave seines Worts" — eine Charaktereigenthümlichkeit, die Niemand schwerer als Lessing empfinden sollte. Der vierunddreißigjährige Erbprinz stand gerade zu der Zeit, in welcher Lessing seine Hamburger Existenz aufzugeben gezwungen war, auf der Höhe seines literarischen Mäcenatenthums. Sein früherer Lehrer Ebert, seit den letzten Jahren persönlich mit Lessing befreundet, sagte ihm, daß Lessing zu haben und wohlfeil zu haben sei. Der Gedanke, den ersten Schriftsteller Deutschlands für sein Land und seinen Dienst zu gewinnen, schmeichelte der fürstlichen Eitelkeit. Er ließ ihm durch Ebert die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel anbieten; zuvor jedoch wollte er ihn persönlich kennen lernen.

Lessing kam Ende November nach Braunschweig. Man gefiel sich gegenseitig. Der Erbprinz, der als ein „kluger Vogelsteller", wie ihn Goethe bezeichnet, sich auf sein Handwerk verstand, hatte schon dadurch Lessings Herz gewonnen, daß er kurz zuvor dessen

Freund Mendelssohn in Berlin aufgesucht und mit großer Auszeichnung behandelt, ja sogar den Wunsch ausgesprochen hatte, auch ihn nach Braunschweig zu ziehen. [1]) Fürsten haben es so leicht und wohlfeil, zu gefallen, ja zu bezaubern! An feinen Schmeicheleien und lockenden Aussichten für die Zukunft fehlte es nicht, und der Handel war geschlossen. Lessing übersah das geringe Gehalt von nur sechshundert Thalern und die Einsamkeit des verödeten Wolfenbüttel. Er hoffte in Betreff des ersteren auf eine große Erleichterung seiner eigenen literarischen Bedürfnisse, aber er mußte später zu seinem Schrecken erfahren, daß die gesammte Summe, mit welcher die Bibliothek, die er verwalten sollte, ausgestattet war, sich — unglaublich zu sagen — auf nicht höher als jährlich zweihundert Thaler belief! [2]) Zu den Bedingungen, welche Lessing stellte, gehörte die ausdrückliche Versicherung, daß seine italienische Reise durch seine Berufung nicht rückgängig gemacht, sondern nur so lange verschoben werden sollte, bis er sich in seiner Stellung etwas zurecht gefunden habe. [3]) Wir werden sehen, daß er sich auch hier verrechnet hatte.

Lessings Freunde, die Nicolai, Mendelssohn, Gleim und Ramler, jubelten und ergossen sich in Lobpreisungen des „edlen" Fürsten, der dem Vaterlande so „großmüthig" seinen ersten Schriftsteller erhalten habe. Sie hatten gefürchtet, der italienische Reiseplan werde Lessing der Nation entziehen, er werde in Italien nichts Deutsches mehr schreiben; und sie vergaßen, daß Winckelmann recht eigentlich erst in Italien eine Zierde Deutschlands geworden war. Lessing selbst, dem jener Ruf aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit half, war voll Dankgefühl gegen Ebert und den Erbprinzen. Daß der Letztere ihn nur haben wollte, um ihn zu haben, daß man sich mit dem Ruhme seines Namens aufputzen wollte, ohne sich weiter um sein Geschick zu bekümmern, fiel seiner arglosen Seele nicht ein.

1) XIII. 198. XII. 238.
2) Westermann's Monatsschrift Decbr. 1856. Nr. 3. S. 251.
3) XII. 242.

Um in einem Duodezstaate und an einem Hofe wie der Braunschweigsche sein Glück zu machen oder auch nur Etwas für sich zu erreichen, muß man alles andere eher sein als ein Lessing, der von der hofmännischen Klugheit der Ebert und Jerusalem auch nicht die leiseste Ader in sich hatte. Es war ein Unglück für ihn, daß er seine stolze langbewahrte Unabhängigkeit aufgab, ein Unglück für ihn und für die Welt. Er selbst schien ein Vorgefühl davon zu haben; denn trotzdem daß er bei seiner Vorstellung in Braunschweig das Versprechen gegeben hatte, in spätestens acht Wochen dahin zurückzukehren, zögerte er über vier Monate, ehe er sich entschließen konnte, dasselbe zu erfüllen. Je länger es dauerte, je schwerer ward es ihm, Hamburg zu verlassen, an das überdies sein Herz durch die stärksten Bande geknüpft war. Man wurde in Braunschweig ungeduldig, und Lessing begann, noch ehe er in sein neues Verhältniß eintrat, zu empfinden, das er einen Herrn habe. Sein Briefwechsel mit Ebert enthält dafür einige sprechende Züge. Der höfische Ebert meldete ihm, daß der Fürst seine Reise- und Aufenthaltskosten — mit beiläufig 44 Thlr. und 16 Ggr. — vergütet habe, und forderte ihn auf, demselben für diese Großmuth auf eine feine Weise schriftlich seinen Dank auszusprechen! [1]) Lessing gestand, daß er sich dazu schlechterdings nicht überwinden könne, ja daß ihm die ganze Sache unangenehm sei. [2]) Ebert trieb und trieb, daß er sich beeilen möge, zu kommen; alle fürstlichen Herrschaften, Prinzen und Prinzessinnen warteten sehnlich auf sein Erscheinen, und endlich „müsse er es doch nunmehr auch ein wenig fühlen, daß er ein Amt habe, so gut wie Andere." Lessings Antwort war die dringende Bitte, der Freund möge dahin wirken, daß er möglichst kurze Zeit in Braunschweig aufgehalten und seine „Abfertigung" möglichst beschleunigt werde. Er wäre gern geraden Weges durch Braunschweig in sein einsames

1) XIII. 207 u. 208.
2) XII. 244 u. 245.

Wolfenbüttel gegangen. „Ich sehne mich, schrieb er so bezeichnend an Ebert, vors erste in Ruhe zu kommen, da ich doch einmal in Ruhe kommen soll! Des Sperlings Leben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange.“ [1])

Endlich riß er sich los und ging, — mit schwerem Herzen. Ein wunderliches Spiel des Zufalls wollte, daß er kurz zuvor noch die persönliche Bekanntschaft Herders machen sollte, der so eben im Hinblick auf Lessings ungebundene Freiheit des Lebens seine eigene feste Stellung in Riga aufgegeben hatte. „Ich beneide Lessing, schrieb Herder im Jahre 1769 an Nicolai, in mehr als einer Hinsicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer junger unveralteter Seele wirft. Solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!“ Und nun traf er denselben Mann in einem Augenblicke, wo derselbe im Begriffe stand, sich in die Fesseln des Herrendienstes zu begeben und in einen Winkel zu begraben, wo ein sechsjähriges Martyrium die besten Kräfte seines Geistes verzehren und ihn leiblich und geistig für immer knicken sollte.

---

1) XII. 245.

# Neuntes Buch.

## Lessings Lieben und Leiden. 1769—1776.

# Erstes Kapitel.

Lessing ist der einzige unter den Heroen unserer klassischen Literatur, in dessen Herzen die volle große Liebe erst im reifen Mannesalter Eingang gefunden hat. Er war vierzig Jahre alt, als er in Eva König das Weib seines Herzens kennen lernte, und die Geschichte seines Lebens weiß bis dahin von keiner einzigen irgendwie beglaubigten Leidenschaft zu berichten.

Die Sage, daß er als neunzehnjähriger Leipziger Student der schönen Schauspielerin Lorenz, als sie im Jahre 1748 von der Truppe der Frau Neuberin nach Wien ging, dorthin nachgereist sei, ist eben nur eine Sage, der obenein Lessings eigenes Zeugniß widerstreitet. Aber eine erste Jugendneigung zu derselben scheint allerdings vorhanden gewesen zu sein. Er gesteht nämlich in einem Briefe vom 27. Juni 1772 an seine spätere Frau, welche in Wien die Bekanntschaft der Künstlerin gemacht hatte, daß er dieselbe vor langen Jahren gleichfalls gekannt habe, und die Ausdrücke, in denen er es thut, so ablehnend sie gestellt sind, klingen doch vielmehr wie die Bestätigung einer jugendlichen Neigung. „Daß Sie die Bekanntschaft von Madame Huber gemacht, schreibt er an Frau König, ist mir sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal erzählt habe, daß ich sie als Mademoiselle Lorenzen gekannt, ich weiß auch nicht, ob sie selbst sich dessen noch erinnert, wenigstens sind es nahe an fünfundzwanzig Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen, und in einer solchen

Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntschaften vergessen, als die unsrige gewesen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau sein, aber sie muß auch dabei eine sehr eifersüchtige Actrice sein, die keine neben sich aufkommen lassen will. Wenn ihre Verdienste ihr dazu einiges Recht geben, so mag es noch hingehen; aber man sagt, daß auch diese so bedeutend nicht sein sollen."

Wer das menschliche Herz kennt, sieht leicht, daß dies die Sprache eines Mannes ist, der einer geliebten Frau gegenüber dem Gerüchte einer früheren Herzensneigung indirekt zu widersprechen strebt. Und doch wäre es ein Wunder, wenn der achtzehnjährige Jüngling, der damals seine Welt im Theater und seinen größten Genuß im Verkehr mit den Schauspielern fand, gegen die Liebenswürdigkeit einer jugendlichen Künstlerin gleichgültig geblieben wäre, die in Leipzig in Gellerts „zärtlichen Schwestern" nicht ihn allein entzückte, und von der noch fünfundzwanzig Jahre später Frau König aus Wien ihrem Freunde schreiben konnte, daß sie „in ihrem ganzen Leben nie eine Rolle so ausführen sehen und bei keiner das empfunden habe, was sie bei der Darstellung der Mutter in Lessings Emilia Galotti durch die Huber empfunden habe (XIII. 406. vgl. XII. 387). Wir werden weiter hin sehen, daß Eva König in der That eine kleine Regung von Eifersucht empfand, als Lessing in Wien seine Jugendbekanntschaft erneuerte. Auch finden sich unter den kleinen Liedern, die jener Leipziger Periode angehören, einige, die mir zu beweisen scheinen, daß sein Herz nicht ganz frei geblieben war. Schlußwendungen, wie die in dem Liede „die Namen" oder in dem an die schlafende Laura (Werke I. S. 41. 58.), haben einen andern Ton als die der konventionellen Anakreontik jener Zeit angehörigen sonstigen Liebeslieder Lessings; und zwei Gedichte glaube ich speziell auf den kurzen Jugendtraum des Dichters und seinen Ausgang beziehen zu dürfen. Es sind dies die Lieder „die Betrübniß" und „der Verlust" (I. 42 u. 68.). Das erstere, ein Wechselgespräch zwischen dem Dichter und einem Freunde, lautet:

F.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht Dir so bittern Schmerz?
D.
Ach, Freund, sie flieht, die Ungetreue,
Und sie besaß mein Herz.
F.
Um eine Falsche Dich betrüben?
Du bist ja klug genug!
D.
O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug! —

Aber wenn dies reizende Gedicht, das, wie ich glaube, dem plötzlichen Fortgehen der schönen Lorenz von Leipzig nach Wien seine Entstehung verdankt, den Schmerz des jungen Herzens in der Weise echter Empfindung ausspricht, so bekundet das zweite in gleicher Veranlassung entstandene:

**Der Verlust.**

Alles ging für mich verloren
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren
Liebe, da ich sie verlor!

zugleich neben der Innigkeit der Empfindung die volle Gesundheit des Dichters, in dessen Seele zu keiner Zeit die schwächliche Sentimentalität eines Klopstock, Herder und anderer Zeitgenossen Raum und Boden finden mochte.

Von dieser Zeit an bis in Lessings reifes Mannesalter hinein findet sich keine Andeutung, daß er je einer Frau seine Neigung zugewendet. Einer vorübergehenden Verirrung möchte vielleicht das Gedicht unter den Liedern seine Entstehung zu verdanken scheinen, das die Ueberschrift „der Genuß" führt, und in tief schmerzlicher Weise die Reue über eine Enttäuschung sinnlicher Leidenschaft ausdrückt, wenn es nicht vielmehr der rein objektive Ausdruck einer fremden Empfindung ist, in welche sich der Dichter eben nur als

Dichter hineinversetzte. Denn Lessing war eine durch und durch keusche Natur, und wie er diese Eigenschaft bei allen echten Dichtern vorauszusetzen geneigt war, so durfte er auch, er, der fünfundzwanzigjährige junge Mann, der in dem deutschen „kleinen Paris“ und inmitten der Sittenfreiheit der Berliner Gesellschaft jener Zeit, wo französische Frivolität den Ton angab, gelebt hatte, in seiner „Rettung des Horaz“, mit welcher er den Dichter gegen gewisse Vorwürfe sinnlicher Ausschweifung in Schutz nahm, von sich sagen: „Ich verstehe eigentlich hiervon nichts, ganz und gar nichts!“

Lessing war achtunddreißig Jahre alt als er nach Hamburg kam, wo er die Frau finden sollte, die sein großes und starkes Herz für immer zu erfüllen und auf sein ganzes übriges Lebensgeschick den größten Einfluß zu üben bestimmt war.

Eva König, eine geborene Mannheimerin, war die Gattin eines wohlhabenden Kaufherrn und Seidenfabrikanten, der nächst Reimarus, Busch und Bode zu dem intimeren Umgangskreise von Lessing in Hamburg gehörte und in dessen gastfreiem Hause Lessing bald als ein Familienglied angesehen wurde. Der Umgangs- und Bekanntenkreis dieses Hauses war auch der seine; er war der Taufpathe des jüngsten Knaben, den Eva König ihrem Gatten gebar, und der letztere selbst, ein wohlunterrichteter, gebildeter, strebsamer Mann wird von Lessing, der mit dem Freundesnamen so sparsam war, in einem Empfehlungsbriefe vom September 1768 an Gleim als „sein spezieller Freund“ bezeichnet. Die einzige Stelle aber, in welcher sich Eva König über ihren Gatten nach dessen Tode in ihren Briefen ausspricht (XIII. 256), beweist, daß er es verdiente, der Freund eines Lessing zu sein. „Sie glauben nicht, schreibt sie aus Wien (im November 1770) an Lessing, welch einen guten Namen er hier hinterlassen. Doch warum sollten Sie es nicht glauben? Sie haben ihn ja gekannt!“ König war wie seine Frau auch kein geborner Hamburger, sondern stammte aus dem Bergischen. Er besaß in Wien, wo er gleichfalls eingebürgert war, große Fabriken,

die vielfache Reisen dorthin und nach Oberitalien veranlaßten. Auf einer solchen Geschäftsreise wurde er plötzlich im Jahre 1769 zu Venedig von einer Krankheit hingerafft, bei der die Zurückgelassenen anfangs eine Vergiftung argwöhnten, bis Lessing selbst sechs Jahre später an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, sich von dem Ungrunde dieses Verdachts zu überzeugen. Auf seiner italienischen Reise schreibt Lessing nämlich unter dem 2. Juni 1775 aus Venedig an Frau König, seine damalige Verlobte: „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken." Er suchte dann ferner den Mann auf, in dessen Armen der Freund gestorben war, und erfuhr von demselben, „daß es mit Königs Tode sehr natürlich zugegangen", sowie er auch Einleitungen für ein kleines Grabdenkmal traf.

Dieser Tod seines Freundes war in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll für Lessings ganzes weiteres Leben. Es scheint nämlich unzweifelhaft, daß Lessing schon bei Lebzeiten desselben eine tiefbegründete Neigung für Eva König gefaßt hatte, und daß diese Neigung, obschon von seinem männlichen Geiste niedergekämpft, doch nicht wenig dazu beitrug, seine Zustände in Hamburg für ihn unbehaglich, ja zuletzt unerträglich zu machen. Die berühmte Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie über Shakspeare's Romeo und Julie gewinnt durch diese Voraussetzung auch ein biographisches Interesse. Wir müssen die schon früher angeführte Stelle deshalb hier noch einmal ausführlich hersetzen. Ein französischer Kunstrichter hatte nämlich behauptet: die Liebe selbst habe Voltaire's Zaire diktirt. „Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie!" schrieb Lessing am 19. Juni 1767. „Ich kenne nur eine Tragödie, fährt er fort, an der die Liebe selbst mitgedichtet, und das ist Romeo und Julie von Shakspeare. Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zaire ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken. Aber was

ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird?" — Dies ist die Sprache eigenster lebendiger Erfahrung der Leidenschaft, von der sich der Schreibende selbst ergriffen fühlt, einer Leidenschaft, deren Qual durch ihre völlige Hoffnungslosigkeit noch gesteigert wurde. Wir sehen ihn denn auch zu Ende des Jahres 1768 entschlossen, nicht nur Hamburg, sondern auch Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Er meldete diesen Vorsatz allen seinen Freunden, am ausführlichsten aber spricht er sich darüber in einem Briefe an Nicolai aus (vom 28. September 1768). „Ich gehe, schreibt er, künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen? aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht... Was ich in Rom will, werde ich Ihnen von Rom aus schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben, aber in Rom für 300 Thaler. So viel kann ich ohngefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." „Alle Umstände, setzt er hinzu, scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam." Aus allen seinen in dieser Zeit geschriebenen Briefen klingt ein gewisser wilder ironischer Humor, hinter dem sich bei Lessing immer der tiefste Seelenschmerz zu verbergen pflegte. Er schreibt an Ramler (6. November 1768), der über Kränklichkeit geklagt hatte: „Kommen Sie geschwind nach

Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein Paar Tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." Auch die Geflissentlichkeit, mit der er das Vorhaben seiner Reise allen Freunden, seinem Bruder, Gleim, Ebert, Nicolai u. A. mittheilte, während er sonst sein Weggehen von einem Orte immer in tiefes Geheimniß zu hüllen pflegte, scheint dafür zu sprechen, daß er es in der Absicht that, sich selbst einen moralischen Zwang aufzuerlegen und etwaige Gerüchte über die Neigung, die ihn an Hamburg fesselte, thatsächlich zu widerlegen. Daß solche Gerüchte aber in Hamburg schon damals umliefen, geht aus einem Briefe von Ebert an Lessing vom Jahre 1768, sowie aus einem spätern Briefe von Eva König hervor. [1]) Seine Stimmung erscheint in den Briefen jener ersten Periode als die eines Menschen, der um jeden Preis so weit und so lange als möglich von dem Orte fort will, an welchem er eben lebt. „Ich denke nicht", heißt es in einem Schreiben an Ramler, „daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" Manchmal kam ihm sogar der Gedanke, sein Leben in Italien in der Abgeschiedenheit irgend eines gelehrten Klosters zu beschließen. [2]) Der italienische Reiseplan beschäftigte Lessing aber vom Ende des Sommers 1768 bis zum Sommer 1769, also gerade bis zu der Zeit, wo die Nachricht in Hamburg anlangte, daß König in Venedig gestorben sei. Der scheidende Freund hatte ihm bei der Abreise ausdrücklich seine Familie empfohlen. Lessing erfüllte gegen dieselbe

1) XIII. 136—137 und 483.
2) XIII. 328.

was er zugesagt hatte. Die italienische Reise ward aufgegeben und er verblieb in Hamburg als treuer Freund und Berather der Verwaisten. Zum ersten Male mochte jetzt vor seinen Augen die Möglichkeit erscheinen, „die einzige Frau in der Welt, mit welcher er sich — wie er später seinem Bruder schrieb — zu leben getraute", die Seine nennen zu dürfen. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, und er glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ihm, wenn es die Verhältnisse erlaubten, ihre Hand nicht verweigern würde. Die Aussicht auf ein solches Glück entschied denn auch bei ihm für die Annahme der Stelle in Wolfenbüttel, welche ihm eben damals durch Vermittelung seines Braunschweiger Freundes Ebert angeboten wurde. Er, dem Freiheit und Ungebundenheit des Lebens bisher das Höchste gewesen waren, der sich „als Sperling auf dem Dache" trotz aller Nothstände immer am glücklichsten gefühlt und eben deshalb jede Amtsfessel vermieden hatte, er entschloß sich jetzt, seine lang bewahrte Freiheit aufzugeben und eine Stelle anzunehmen, die nichts weniger als glänzend, ja die ohne eine ihm freilich zugesagte baldige Verbesserung zur Begründung eines eignen Heerdes nicht einmal ausreichend war. Auch so noch ward es ihm schwer, sich von Hamburg loszureißen, und sein Zaudern machte sogar seine Braunschweiger Freunde ungeduldig. „Mein hiesiges Verweilen", schreibt er (19. Februar 1770) an Ebert, „war und ist noch höchst nöthig, wie ich Ihnen einmal umständlich erklären will. Zum Theil bezieht es sich auf meine verlobte Braut selbst."

Ebert hatte in seinem Briefe diese scherzhafte Bezeichnung für die ihm anvertraute Wolfenbütteler Bibliothek gebraucht, und es ist charakteristisch für Lessings Wesen, daß er, indem er auf diesen Scherz einging, zugleich damit auf eine dem Freunde unverständliche Art die wahre Ursache bezeichnete, die ihn in Hamburg zurückhielt. Ebert faßte die Sache auch von dieser Seite auf, wenn er sein Antwortschreiben vom 27. Februar mit den Worten beginnt: „Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie noch zu Hamburg

aufhalten, sich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verstande, als auf die figürliche bezöge"; und wenn er hinzusetzt: „aber Sie sind leider! vor diesem Verdachte nur zu sicher", so war dies mehr eine rücksichtsvolle Bescheidenheit, als ein Mangel an Einsicht des scharfblickenden Freundes, der als geborener Hamburger dort viele Beziehungen besaß und obenein Lessings Verhalten im Hause der Frau König selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Klatschsucht der Menschen hatte sich, trotz des Geheimnisses, mit dem Lessing seine Neigung zu verhüllen bemüht gewesen war, doch jenes reinen und edlen Verhältnisses bemächtigt, und Lessing mußte mehrere Jahre später erfahren, daß man dabei sogar seinen Charakter angetastet und ihm nachgesagt: er sei willens gewesen, die Frau König nach ihres Mannes Tode zu heirathen, sei aber zurückgetreten, als er gesehen, „daß ihre Vermögensverhältnisse nicht so wären, wie er sie sich vorgestellt habe."

Das Wahre an der Sache war der sehr traurige Umstand, daß die Vermögensverhältnisse der Frau König bei dem Tode ihres Mannes sich allerdings in einem verwickelten Zustande befanden, dessen Verwirrung sich in den nächstfolgenden Jahren trotz aller Mühe und Arbeit der ebenso einsichtsvollen als geschäftstüchtigen Frau nur noch steigerte, und der die Vereinigung zweier der edelsten und seltensten Menschen auf eine lange Reihe von Jahren hinausschob. Sechs Jahre voll Drangsal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit Beider noch vermehrt und durch Unglücksfälle mannigfacher Art oft zu hoffnungsloser Verzweiflung gesteigert, mußten durchlitten werden, ehe das ersehnte Ziel erreicht werden konnte. Und als es endlich erreicht war, als auf der Höhe des Lebens der wandermüde Odysseus sein Schiff im Hafen zu sehen glaubte, da — doch wir dürfen dem Gange unserer Erzählung nicht vorgreifen!

Lessing verließ Hamburg am 18. April 1770. Einer der ersten Briefe, die er aus seiner Einsiedelei zu Wolfenbüttel schrieb, war

an seine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es ist unmöglich, in diesem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerst an ihn geschrieben und ihm sein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Lessing entschuldigt sich in seinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten.“ Die Erklärung ist deutlich genug. „Ich bin, fährt er fort, den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist.“ — Er sehnt sich nach den Kindern, die er wie seine eigenen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es ist alles jetzt so öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.“ Aber noch mehr sehnt er sich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und sein starkes Herz vermag den Ausdruck dieser Sehnsucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer so fertigen Briefschreiberin als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? (Frau König beabsichtigte eine Geschäftsreise nach Wien.) Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich

unglücklicherweise nicht hier wäre." Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewissen Tones von anmuthiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch sie sich nicht weniger nach dem Freunde sehnte. Sie gesteht, daß „sein erster Brief alles wieder gut gemacht habe." Sie meldet, daß sie mit ihrem Vetter nach Pirmont reisen müsse, um ihren dort erkrankten Bruder zu besuchen, und kleidet ihren Wunsch, den Freund wiederzusehen, in die Worte: „Wollen Sie sehen, wie ausschweifend ich in der Freude bin, so begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigstens nach Hannover. Wenn Sie erst da sind will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen gesund ist. — Daß das alte Wolffenbüttel auch just so aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube stark genug, daß ich Berge versetzen könnte, so wollte ich Ihrem verwünschten Schlosse bald eine andere Stelle anweisen." Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt sei, sie neckt ihn sogar wegen einer Schauspielerin von der Gesellschaft des bekannten Ackermann, der damals mit seiner Truppe in Braunschweig erwartet wurde, und von dem ihr Lessing geschrieben hatte, daß ihm an dem Kommen desselben gar nichts gelegen sei, durch die Frage: „Ist denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?" Ja sie setzt diesen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italienischen Operngesellschaft sich ein „Tenorist" befinde, der „das Glück habe, fast allen Damen zu gefallen", und in welchem, wie sie später schalkhaft hinzusetzt, „alle Damen, nur sie nicht, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls sehr gefallen habe."

Auf diese Briefe folgte das erste Wiedersehen im Juni des Jahres 1770. Lessing scheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu sein, hatte aber Gelegenheit, der Freundin und dem Bruder auf der Durchreise allerlei Freundliches zu erweisen, wofür Frau König unter dem 8. August aus Hamburg ihren eigenen Dank mündlich

an seine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es ist unmöglich, in diesem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerst an ihn geschrieben und ihm sein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Lessing entschuldigt sich in seinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten." Die Erklärung ist deutlich genug. „Ich bin, fährt er fort, den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist." — Er sehnt sich nach den Kindern, die er wie seine eigenen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es ist alles jetzt so öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben." Aber noch mehr sehnt er sich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und sein starkes Herz vermag den Ausdruck dieser Sehnsucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer so fertigen Briefschreiberin als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? (Frau König beabsichtigte eine Geschäftsreise nach Wien.) Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich

unglücklicherweise nicht hier wäre." Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewissen Tones von anmuthiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch sie sich nicht weniger nach dem Freunde sehnte. Sie gesteht, daß „sein erster Brief alles wieder gut gemacht habe." Sie meldet, daß sie mit ihrem Vetter nach Pirmont reisen müsse, um ihren dort erkrankten Bruder zu besuchen, und kleidet ihren Wunsch, den Freund wiederzusehen, in die Worte: „Wollen Sie sehen, wie ausschweifend ich in der Freude bin, so begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigstens nach Hannover. Wenn Sie erst da sind will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen gesund ist. — Daß das alte Wolffenbüttel auch just so aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube stark genug, daß ich Berge versetzen könnte, so wollte ich Ihrem verwünschten Schlosse bald eine andere Stelle anweisen." Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt sei, sie neckt ihn sogar wegen einer Schauspielerin von der Gesellschaft des bekannten Ackermann, der damals mit seiner Truppe in Braunschweig erwartet wurde, und von dem ihr Lessing geschrieben hatte, daß ihm an dem Kommen desselben gar nichts gelegen sei, durch die Frage: „Ist denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?" Ja sie setzt diesen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italienischen Operngesellschaft sich ein „Tenorist" befinde, der „das Glück habe, fast allen Damen zu gefallen", und in welchem, wie sie später schalkhaft hinzusetzt, „alle Damen, nur sie nicht, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls sehr gefallen habe."

Auf diese Briefe folgte das erste Wiedersehen im Juni des Jahres 1770. Lessing scheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu sein, hatte aber Gelegenheit, der Freundin und dem Bruder auf der Durchreise allerlei Freundliches zu erweisen, wofür Frau König unter dem 8. August aus Hamburg ihren eigenen Dank mündlich

abzustatten verspricht, da ihre Reise nach Wien sie über Braunschweig und Wolfenbüttel führen werde. Diesmal kam sie allein; aber auch dies Wiedersehen führte noch keine Erklärung herbei. Diese erfolgte erst bei einer dritten Zusammenkunft auf der Rückreise der Frau König nach Hamburg im Frühlinge des folgenden Jahres. Bis dahin lauten die Ueberschriften der Briefe noch immer in den Formen der damaligen Courtoisie: „meine liebste Madam", und „mein lieber Herr Lessing." Nur in den Briefen selbst herrscht ein traulicherer Ton, und wenn Lessing einmal einen Brief mit den Worten schließt: „Leben Sie recht wohl, beste Freundin, und denken Sie an mich, wenn Sie an einen Menschen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigste ergeben ist", so fühlen wir unwillkürlich, wie tief die Liebe zu der Freundin in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte. Erst nach dem Wiedersehen im April 1771 ändert sich auch die Form der Anrede. Der „geliebte Freund" tritt an die Stelle des „Herrn", die „liebe Madam" weicht der „geliebten Freundin". Bei diesem Wiedersehen verlangte Lessing halb im Scherze, halb im Ernste, daß ihm die geliebte Frau, die jetzt nach Hamburg zurückkehrte, keine Briefe mehr schreiben solle, außer dem einen, in welchem sie ihm anzeigte, daß ihrem beiderseitigen Glücke ferner nichts mehr im Wege stehe. Sie nahm das in einem hypochondrischen Augenblicke für baaren Ernst, und fühlte sich bald darauf gedemüthigt und beschämt durch Lessings liebevolle Treue. [1]) Im August unternahm Lessing, der durch die ungewohnte Lebensweise in seiner Einsamkeit zu Wolfenbüttel bald in Krankheit und hypochondrische Verstimmung gerieth, eine Reise nach Hamburg, wo er in „anderer Gesellschaft und anderer Luft seine alte Laune wiederzufinden hoffte." Er logirte im Hause seiner Freundin, die sich dies ausdrücklich erbeten hatte, und hier erfolgte endlich, wiewohl im strengsten Geheimniß selbst vor den nächsten Verwandten, die

1) XIII. 288 u. 290.

förmliche Verlobung. Welchen Charakter tiefſter Innigkeit jetzt das Verhältniß angenommen hatte, ſehen wir aus dem erſten Briefe, den Leſſing an ſeine Braut, nachdem er Hamburg wieder verlaſſen hatte von Berlin aus richtet. Die Mutter der Frau König war indeſſen geſtorben: „Das Herz blutet mir, ſchreibt er (29. September 1771), wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie Sich wegen des Abſterbens Ihrer Mutter befinden, — aber nicht befinden ſollten. Dieſer Schlag war Ihnen ſo vorhergeſehen, iſt dem Laufe der Dinge ſo gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen tröſten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Verſicherung, bei dem Allen noch eine Perſon in der Welt zu wiſſen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troſte gereichen könnte. Dieſe Perſon erwartet alle Glückſeligkeit, die ihr hier noch beſchieden iſt, nur allein von Ihnen, und ſie beſchwört Sie, um dieſer Glückſeligkeit willen, ſich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Beſtreben ſein ſoll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachſendes Vergnügen zu verſchaffen.“ Der Schluß des Briefes lautet: „Ich umarme und küſſe Sie tauſendmal, meine liebſte, beſte, einzige Freundin!“

Verſuchen wir in wenigen Zügen das Bild der Frau zu entwerfen, die einem Leſſing dies Gefühl einzuflößen, die einen Leſſing zu bewegen vermochte, ſein ganzes äußeres Leben mit höchſter Selbſtverleugnung Jahre lang auf die endliche Erreichung ihres Beſitzes einzurichten. Ihre Briefe an Leſſing, acht und neunzig an der Zahl verbunden mit den achtzig entſprechenden Briefen Leſſings, liefern uns für ihre Charakteriſtik ein reichliches Material. Der ganze Briefwechſel beider umfaßt über ſechs Jahre, vom Frühlinge des Jahres 1770 bis zum Herbſte 1776, wo Leſſing ſeine Geliebte heimführte. Die Mitwelt wußte den Schatz dieſes Briefwechſels, als derſelbe zuerſt wenige Jahre nach Leſſings Tode von ſeinem Bruder veröffentlicht wurde, keineswegs zu würdigen. Abgeſehen davon, daß

man an vielen mitgetheilten persönlichen Beziehungen, trotz der Verschweigung der Namen, Anstoß nahm, fand man denselben seinem Inhalte nach alltäglich, trocken und uninteressant, und Elise Reimarus konnte (1789) ihrem Schwager von Hennings schreiben: wie es ihr ausnehmend lieb gewesen sei, aus seinem Briefe zu sehen, „daß ihm der Ton der Briefe nicht so mißfallen habe, wie Vielen, die durchaus jeden Gedankenaustausch immer im Sonntagskleide sehen möchten, immer Salz forderten, wo es gerade die Brühe verderben würde". Sonst meine, fügt sie hinzu, alle Welt: „ein Mann wie Lessing und eine Frau die sein ward, hätten keine so geistleeren Briefe schreiben sollen"![1]) Dies Urtheil ist für uns Spätere, denen jetzt eine große Zahl gleichzeitiger Briefwechsel ähnlicher Art vorliegt, leicht erklärlich. Das war die Art nicht, in welcher sich damals Liebende schrieben; das war nicht die Sprache, welche man in jenen Zeiten in einem solchen Verhältnisse zu führen und zu vernehmen gewohnt war. Man braucht nur die um dieselbe Zeit 1771—74 zwischen Herder und seiner Braut geführte Correspondenz mit dieser Lessing'schen zu vergleichen, um sich sofort von dem schneidendsten Contraste berührt zu finden. In diesem Briefwechsel Lessings und seiner Geliebten ist Nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht vor der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, von jener Scheu vor der Realität des Daseins, auf welche hochmüthig herabzublicken für Genialität galt, wie wir dem Allen in den Briefen Herders und seiner Caroline Flachsland begegnen. Bei Lessing und Eva König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffenes Leiden keine unnützen Herzensquälereien mit einem Worte Nichts von all den Ungesundheiten der Wertherzeit, inmitten deren Lessings Liebe

1) S. Auszüge aus den Briefen von Elise Reimarus an Hennings, herausgegeben von W. Wattenbach.

zu seiner Eva König fiel. Die beiden von uns verglichenen Briefwechsel scheinen zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören. Die Briefe Lessings und seiner Geliebten sind von einer Einfachheit und Wahrheit der Empfindung, von einer Schlichtheit des Ausdrucks, die uns immer aufs Neue entzücken. Es ist die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menschen, das sichere Bewußtsein der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Grundsätzen und Maximen, in Welt- und Menschenbetrachtung, das tiefe sichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit wie auf der Treue und Hingebung des Andern, welche diesen Briefwechsel zu dem schönsten Zeugnisse der würdigsten, reinsten und reifsten Liebe machen, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menschen verbunden hat. Vieles mußte zusammenkommen, um das Resultat dieser Erscheinung hervorzubringen; vor Allem die Gleichheit der Lebensreife auf der Mittagshöhe des Lebensalters, und die wunderbare Uebereinstimmung in Charakter und Sinnesart, die den Einen fast als das Spiegelbild des Andern erscheinen läßt, und deren leise, nur durch den Unterschied des Geschlechts bestimmte Verschiedenheit doch wieder hinreichend ist, um eine Ergänzung des Einen durch den Andern möglich zu machen.

Von dem Augenblicke an, wo Eva ihm ihr Wort gegeben hatte, die Seinige zu werden, sobald ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet sein würden, sehen wir Lessing nicht einen Augenblick an der Erfüllung seines Glückes zweifeln. Nachdem er sie Ende Oktober 1771 in Hamburg verlassen hatte, um über Braunschweig in „sein liebes einsames Wolfenbüttel“ zurückzukehren, wo „immer sein dritter Gedanke nur Sie sein wird“, schreibt er ihr (31. Oktober): „Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten Nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen

auf immer gilt. Bleiben Sie dieſes auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird ſich endlich Alles nach unſern Wünſchen bequemen."

Eva König ſah ſich nach dem plötzlichen Tode ihres erſten Mannes mit einer Familie von vier Kindern und der Sorge für zahlreiche Angehörige ihres Mannes, an der Spitze eines weitverzweigten ſehr verwickelten Fabrik- und Handelsgeſchäfts. Ein drohender Bankrott und der Ruin ihres eignen ſo wie des Vermögens ihrer Kinder war nur in dem Falle abzuwenden, wenn es ihr gelang, ſich mit den Gläubigern ihres verſtorbenen Gatten zu verſtändigen, und durch möglichſt vortheilhafte Auflöſung des Geſchäfts, namentlich durch vortheilhaften Verkauf der großen Seidenfabriken und Waarenlager in Wien, die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger und zu einer theilweiſen Rettung ihres Vermögens zu gewinnen. Die auf dieſes Ziel gerichteten Anſtrengungen verſchlangen koſtbare Jahre. Eva König hatte im Laufe dieſer traurigen Zeit gar viele Stunden, in welchen ihre großmüthige Liebe es faſt leidenſchaftlich bereute, das Schickſal eines Mannes wie Leſſing, deſſen Bedeutung ſie in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen verſtand, durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe an ihr Schickſal gefeſſelt zu haben, während Leſſing ſeinerſeits wieder es oft nicht verbergen konnte, daß nur allein die Furcht, „die einzige ernſthafte Hoffnung ſeines ganzen Lebens zu verſcherzen", ihn in den unerträglichen Wolfenbütteler Verhältniſſen ausharren ließ.[1] Vereint mit der geliebten Frau würde er das Schwerſte ertragen haben. Aber hier trat ihm der Charakter ſeines Tellheim in der Geſtalt ſeiner Freundin entgegen. Sie, die jedes Opfers fähige, konnte es nicht über ſich gewinnen, ein ſolches von dem geliebten Freunde anzunehmen. Leſſing drang bald nach der Verlobung auf ſofortige Verbindung, um ſo mehr, als die äußeren Verlegenheiten ſeiner Freundin ſich

1) Brief an Eva König v. 17. Septbr. 1773. Werke XI. 400.

steigerten. Sie hatte ihm von denselben (am 12. November 1771) mit dem Zusatze berichtet: „Ich wollte gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brod essen, wenn ich nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre!“ Er antwortete ihr am 20 November 1771: „Halten Sie Sich an Ihrem Worte, daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie Sich nur heiter, um Sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müssen; erhalten Sie für Ihre Kinder soviel, als Sie erhalten können; und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da als an einem anderen Orte zu leben, so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen.“

Ihre Antwort (vom 25. November 1771) läßt uns einen tiefen Blick in den Adel von Frau Königs Gemüth thun, das von der liebevollen Hingebung des Freundes auf das Tiefste erschüttert wurde, ohne in seinen stolzen Grundsätzen wankend gemacht zu werden. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens, schreibt sie, kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine günstige Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben

was mir begegnet wäre, allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht wollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich [illegible] und Ihr Schicksal [illegible]. Meine Gründe [illegible] wissen Sie [illegible] erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Kennen Sie sie [illegible] nicht Ausflüchte — das Wort [illegible] hat mich gekränkt — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle [illegible] handeln würde, und [illegible] Ihnen [illegible] glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Und diese Sprache des Coldhomischen Edelmuths war keine Phrase bei dieser Frau, sie kam aus ihrer innersten Ueberzeugung. Lessing wußte das und machte keinen Versuch mehr, sie umzustimmen.

Mit jener großmüthigen Entsagungsfähigkeit, welche bei einer liebenden Frau doppelte Bewunderung verdient, verband nun aber Eva König zugleich alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einen Lessing unwiderstehlich anzuziehen und zu fesseln geeignet waren. Ihre Rechtschaffenheit — das schöne alte Wort jener Tage verdient wohl, wieder eingebürgert zu werden in einer Zeit, in welcher man den Begriff desselben so vielfach vermißt — ihre Rechtschaffenheit war von einer solchen Zartheit, daß selbst ein so [illegible] rechtschaffener Charakter wie Lessing sich zuweilen verunreinigt fand, ihr in ihren geschäftlichen Verwicklungen etwas weniger Aufopferung für fremde Interessen und etwas weniger Peinlichkeit in Annehmen dargebotener Auskunftsmittel anzusehen. „Ich wollte Ihnen, schreibt er einmal (XII. 326), um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie

auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich sorge nur, daß Sie Sich über Dinge Bedenklichkeiten machen könnten, nicht weil Sie Ihnen unredlich, sondern weil Sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen." „Ich habe immer bemerkt, schreibt er ein andermal, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen." Gleich Lessing war sie daneben von der zärtlichsten Liebe und von hingebender Aufopferung für ihre Angehörigen, die sorgsamste Mutter ihrer Kinder, die treuste Schwester, die thätigste Freundin. Mit ihm theilte sie die Geringachtung des Reichthums, ja des Geldes überhaupt, neben dem bürgerlichen Sinne für bescheidene Unabhängigkeit, die auch ihr als das größte Gut erschien, und die republikanische Gleichgültigkeit gegen alle äußere Auszeichnung durch Titel, Rang und Würden. Als Lessing gezwungen den Hofrathstitel annahm, konnte er ihr die Meldung davon mit den Worten machen: „Worüber Sie Sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten (er meint den alten Herzog) zu beleidigen." [1]) Klingt es doch fast, als wolle er sich darüber gegen sie entschuldigen! Wie er selbst war sie eine Feindin aller Sentimentalität und empfindsamer Geschraubtheit, eine Feindin von jedem gemachten Interesse an Poesie und Literatur, wie an religiöser Empfindelei, dergleichen damals in ihrer nächsten Nähe in gewissen Kreisen Hamburgs im Schwange waren, wo Klopstock aus Neigung und aus Bedürfniß nach weiblicher Huldigung solches sentimental exaltirte Wesen bei dem weiblichen Geschlechte patronisirte. Lessing, dem diese pathetische Schönseligkeit

1) XII. 457.

und das daran sich knüpfende verlogene Blaustrumpfthum nicht minder wie Klopstocks hohenpriesterliches Behaben und sein überwiegender Aristokratismus von Herzen zuwider waren, meldete seiner Freundin, die nach Wien gereist war, daß Klopstock, der schon das Schrittschuhlaufen unter dem schönen Geschlechte eingeführt, jetzt eine eigene Lesegesellschaft bei der Frau von W. gegründet habe, und fragt scherzend an, ob nicht bei ihrer Rückkehr nach Hamburg sie es ihr Erstes sein lassen werde, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden; er habe große Lust, ihr im Voraus das Patent nach Wien ausfertigen zu lassen." Eva König geht auf den Scherz mit Heiterkeit ein. „Die Klopstock'schen Lesegesellschaften, schreibt sie in ihrer Antwort (16. März 1771), haben mich herzlich lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen, voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was ich aber befürchtete," fährt sie sarkastisch fort, „war, daß er Einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, Sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf, — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen." [1]) So finden wir denn auch nicht ein einziges Mal eine landschaftliche Schilderung oder eine Naturbewunderungsphrase in ihren Reisebriefen, die dagegen ein wahrer Schatz sachlicher und persönlicher Beobachtungen und Mittheilungen sind. Sie hat ein offnes Auge für die politischen und socialen Zustände der Länder und Städte, durch welche ihre Reise sie führt, und

1) XIII. 285., vergl. 289. und XII. 297. „In dieser von Klopstock gegründeten literarischen Gesellschaft wurde abwechselnd Karten gespielt und gelesen. Klopstock selbst aber nahm an dem ersteren nicht Theil, sondern hielt sich an die Damen." — S. Halem, Selbstbiographie.

die gediegene Sachlichkeit ihrer Mittheilungen macht dieselben eben so lehrreich als interessant für die Kenntniß der damaligen deutschen Zustände. Einmal schreibt sie (im März 1771) von Augsburg: „Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieses sonst so gesegnete Land zeigt einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier schlossen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch stände, wenn der Postillon nicht die Peitsche gezeigt hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe. Sie können denken, wie es in den Städten ist. In München laufen einem ganze Familien nach und schreien, man möchte sie doch nicht verhungern lassen." Es gemuthet uns in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe, wo trefflich unterhaltene Kunststraßen selbst die unbedeutendsten Orte leicht und sicher verbinden, wie ein Märchen, wenn wir sehen mit welchen lebensgefährlichen Beschwernissen vor achtzig Jahren eine Reise auf den Straßen zwischen den Hauptorten von Deutschland selbst für solche Personen verbunden war, welche die Mittel besaßen, die Kosten einer Extrapostfahrt im eignen Wagen zu bezahlen; wenn wir lesen, wie mitten im Sommer Frau König auf ihrer Reise nach Nürnberg grundlose Wege fand und auf manchen Poststationen wegen Mangel an Beförderung über vierundzwanzig Stunden, ja einmal sogar in einem elenden Neste zwei Meilen vor Bamberg volle fünf Tage liegen bleiben mußte, nachdem sie „binnen der vorhergehenden 36 Stunden nur zwei neue Achsen und zwei Deichseln am Reisewagen gebrochen, zwei Pferde vor demselben verloren und drei Gewässer überschritten hatten, bei denen jedesmal das Wasser in den Wagen drang, und der nächste Tag dazu verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reisenden zu trocknen." Den Lobpreisern der guten alten Zeiten des gemüthlichen Reisens empfehlen wir die Lektüre dieser Briefe, um ihre rosenfarbenen Anschauungen der Zeit, in welcher es noch keine Chausseen und Eisenbahnen gab, in etwas zu berichtigen. Sie selbst aber, die feine zarte Frau von schwächlicher Gesundheit, mit

Sorgen beladen, von Strapazen erschöpft, gezwungen bei liegenbleibendem Wagen Stunden lang knietief durch Wasser und Koth zu Fuß das nächste Dorf zu erreichen, um dort in einer elenden Schenke kümmerliche Unterkunft zu suchen, findet noch Zeit und Muth, eine fast heitere Beschreibung solcher Fährlichkeiten ihrem Freunde in seine Wolfenbüttler Einsamkeit zu senden. Die von ihr in dem Rattelsdorfer Briefe (XIII. 363—364) geschilderte Scene des Postillons, der sein gefallenes Pferd nicht verlassen will, sich vier Stunden lang mit dem sterbenden Thiere abquält, es hundertmal mit Lebensgefahr auf die Beine bringt, um es immer wieder aufs Neue zu Boden stürzen zu sehen, und dabei in den ganzen vier Stunden nichts weiter sagt als „o Gott! o Gott!“ ist nicht nur in der That, wie sie bemerkt, Yoriks würdig, sondern auch mit Sterne'scher Meisterschaft erzählt; und daß ihr eben Yorik dabei einfällt, zeigt, daß sie die empfindsame Reise des berühmten Autors zu schätzen wußte.

Sonst ist von Literatur in ihren Briefen selten die Rede, obgleich sie, wo es geschieht, sich immer mit den damaligen Verhältnissen derselben vertraut zeigt und über ihre Produkte ein richtiges Urtheil besitzt. Von einem Drama des Wiener Staatsraths von Gebler, dessen Stücke sich von Wien aus mit Beifall über ganz Deutschland verbreiteten, schreibt sie ihrem Freunde (15. Juni 1772): „Ich habe es nicht auslesen können und bedaure Sie im Voraus, daß Sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müssen.“ Aber Gebler war ein einflußreicher Mann, dessen Fürsprache sie selbst in ihren Angelegenheiten dringend bedurfte; er war ein Bewunderer Lessings, dem er durch ihre Vermittlung eben diese Dichtung zusandte, und er war, wie alle seines Gleichen, ein überaus eitler Mann. „Also, fährt sie fort, machen Sie ihm immerhin ein recht schönes Kompliment: denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an seinem Charakter etwas auszusetzen fände, als an seinen Komödien. Auf der Seite macht sich der

Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil sonst die ganze Stadt ihm den Charakter eines rechtschaffenen Mannes beilegt." Wie vollkommen richtig sie urtheilte, geht aus Lessings Antwortsbriefen hervor. Auch aus ihren Berichten über dramatische Aufführungen in Wien ersehen wir, wie hoch die gebildete Hamburgerin, die Freundin des Verfassers der Hamburgischen Dramaturgie, über dem theatralischen Geschmack des gebildeten Wiener Publikums von damals stand, vor dem bei der Aufführung von Lessings Emilia Galotti der bekannte Stephanie den Prinzen „so abgeschmackt als möglich" spielte. Sie meldet, daß er in der Scene an der Leiche der ermordeten Emilia behufs der mimischen Darstellung seiner leidenschaftlichen Liebe, mit „lang aus dem Munde hervorgestreckter Zunge das Blut von dem Dolche, mit dem Emilia erstochen worden, ableckte!" [1] Sie nimmt den lebendigsten Antheil an den Arbeiten und Interessen ihres Freundes, an der Verbreitung seines Ruhmes, an dem Erfolge seiner dramatischen Werke, an seinen wechselnden Plänen und Aussichten, und für die letzteren sind ihr Rath und ihre Auskunft, so oft sie im Falle ist solche zu ertheilen, stets von umsichtigster Klugheit und zutreffender Richtigkeit. Sie verfolgte sogar mit Theilnahme seine Streithändel mit Klotz, und ihre Bemerkung über des letzteren unerwarteten Tod ist von epigrammatischer Schärfe. [2] Wenn aber im Allgemeinen von literarischen Dingen in ihren Briefen, wie vorher bemerkt, seltener die Rede ist als man für jene Zeit erwarten sollte, so muß man dabei bedenken, daß diese Briefe von einer Frau geschrieben wurden, die gerade in diesen Jahren, von beschwerlichen Arbeiten und Geschäften fast erdrückt, mit ausgebreiteter Correspondenz belastet, von den allerwichtigsten realen Interessen täglich ja

1) XIII. 406—407.

2) XIII. 352. „Was ist Klotzen angekommen, daß er so geschwind Reißaus genommen? Wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntniß seiner selbst gebracht."

stündlich unter herzbedrückenden Sorgen aller Art in Anspruch genommen, keine Zeit übrig hatte für dasjenige Gebiet des Lebens, auf welchem sich der menschliche Geist in Freiheit und Heiterkeit zu seinem Vergnügen ergeht. Hatte sie doch nicht einmal Muße, ihrer Liebe und Sehnsucht nach dem theuren Freunde ausführlich Worte zu geben; und wenn überhaupt schwärmende Gefühligkeit beider Sache nicht war, so drängte die Noth und Sorge des Lebens selbst dasjenige von Aeußerung und Herzensergießung in enge Schranken, was sonst wohl reicher wenn auch nicht tiefer hervorgetreten wäre. Zu Empfindungsergüssen und Herzensbeschäftigungen muß man vor allem Zeit haben. Ein Werther, der arbeiten, ums tägliche Brod für sich und die Seinen arbeiten muß, wird kein Ossiansschwärmer. Aber grade durch ihre scheinbare Empfindungskargheit und Gefühlssparsamkeit haben diese Briefe Lessings und seiner Geliebten für starke und kräftige Naturen einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist eine bezaubernde Keuschheit in diesen Mittheilungen zweier Menschen, die sich so innig lieben, und die doch über nichts wortkarger sind, als über ihre Liebe. Es charakterisirt sie beide, wenn Lessing einmal, drei Tage nachdem ihn die geliebte Frau nach kurzem Wiedersehen aufs Neue verlassen hat, an sie schreibt: [1] „Ich verfolge Sie in den dritten Tag unablässig mit meinen Gedanken — aber es wäre noch zu zeitig, etwas von dem schriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich versichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal so gut ist, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft." Wenn aber dennoch einmal ein Ausbruch der Sehnsucht aus dem starken Herzen sich hervordrängt, so bricht er ihn meist ab, ehe er zu Ende ist. In den seltenen Fällen, in welchen dies nicht geschieht, ist das ausgesprochene Wort immer von einer einfachen Größe, die das Herz erschüttert, wie wenn er einmal ausruft: „Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht

1) XII. 346.

sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann!" Lessings markiger Geist war so wenig lyrisch gestimmt, daß ihn die sechs langen Jahre ungestillter Sehnsucht nicht zu einem einzigen lyrischen Gedichte bewegen mochten.

In allen diesen Dingen ist nun Eva König das vollkommene Abbild ihres Freundes. Sie ist der inkarnirte helle klare Verstand, verbunden mit größter Herzensfeinheit. Es ist Lessing'scher Geist, wenn sie dem Freunde, als er einmal befürchtet, daß sie ihre Wahl bereuen könne, zuruft: „Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang sei dann auch welcher er wolle?" Diese Aehnlichkeit zeigt sich selbst im Style ihrer Briefe, die durchaus ein Lessing'sches Gepräge tragen. Bei der feinsten Rücksicht auf alle wahrhaft inhaltvollen Verhältnisse des Lebens, — einer Rücksicht, die so weit geht, daß sie sich nicht entschließen kann, ihm von Hamburg aus Geld zu schicken, weil sie kein Mittel sieht es zu thun, ohne daß es bemerkt und beredet würde — ist doch ihre Ausdrucksweise wie ihr Empfinden frei von jeder ängstlichen Prüderie, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Derbheit, immer aber grade und einfach und nicht selten von schlagender Kraft und witziger Bezeichnung. Dahin gehört es, wenn sie ihm einmal nach Lesung seiner Gedichte von Hamburg aus schreibt: [1]) „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erz-Weiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für

1) XIII. 311.

ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird?" — Dies ist die Sprache eigenster lebendiger Erfahrung der Leidenschaft, von der sich der Schreibende selbst ergriffen fühlt, einer Leidenschaft, deren Qual durch ihre völlige Hoffnungslosigkeit noch gesteigert wurde. Wir sehen ihn denn auch zu Ende des Jahres 1768 entschlossen, nicht nur Hamburg, sondern auch Deutschland zu verlassen und nach Italien zu gehen. Er meldete diesen Vorsatz allen seinen Freunden, am ausführlichsten aber spricht er sich darüber in einem Briefe an Nicolai aus (vom 28. September 1768). „Ich gehe, schreibt er, künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen? aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht... Was ich in Rom will, werde ich Ihnen von Rom aus schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Thaler leben, aber in Rom für 300 Thaler. So viel kann ich ohngefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." „Alle Umstände, setzt er hinzu, scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wieder kam." Aus allen seinen in dieser Zeit geschriebenen Briefen klingt ein gewisser wilder ironischer Humor, hinter dem sich bei Lessing immer der tiefste Seelenschmerz zu verbergen pflegte. Er schreibt an Ramler (6. November 1768), der über Kränklichkeit geklagt hatte: „Kommen Sie geschwind nach

Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen und ein Paar Tausend Meilen in die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft." Auch die Geflissentlichkeit, mit der er das Vorhaben seiner Reise allen Freunden, seinem Bruder, Gleim, Ebert, Nicolai u. A. mittheilte, während er sonst sein Weggehen von einem Orte immer in tiefes Geheimniß zu hüllen pflegte, scheint dafür zu sprechen, daß er es in der Absicht that, sich selbst einen moralischen Zwang aufzuerlegen und etwaige Gerüchte über die Neigung, die ihn an Hamburg fesselte, thatsächlich zu widerlegen. Daß solche Gerüchte aber in Hamburg schon damals umliefen, geht aus einem Briefe von Ebert an Lessing vom Jahre 1768, sowie aus einem spätern Briefe von Eva König hervor. [1] Seine Stimmung erscheint in den Briefen jener ersten Periode als die eines Menschen, der um jeden Preis so weit und so lange als möglich von dem Orte fort will, an welchem er eben lebt. „Ich denke nicht", heißt es in einem Schreiben an Ramler, „daß es mir in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" Manchmal kam ihm sogar der Gedanke, sein Leben in Italien in der Abgeschiedenheit irgend eines gelehrten Klosters zu beschließen. [2] Der italienische Reiseplan beschäftigte Lessing aber vom Ende des Sommers 1768 bis zum Sommer 1769, also gerade bis zu der Zeit, wo die Nachricht in Hamburg anlangte, daß König in Venedig gestorben sei. Der scheidende Freund hatte ihm bei der Abreise ausdrücklich seine Familie empfohlen. Lessing erfüllte gegen dieselbe

1) XIII. 136—137 und 483.
2) XIII. 328.

was er zugesagt hatte. Die italienische Reise ward aufgegeben und er verblieb in Hamburg als treuer Freund und Berather der Verwaisten. Zum ersten Male mochte jetzt vor seinen Augen die Möglichkeit erscheinen, „die einzige Frau in der Welt, mit welcher er sich — wie er später seinem Bruder schrieb — zu leben getraute", die Seine nennen zu dürfen. Er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig war, und er glaubte hoffen zu dürfen, daß sie ihm, wenn es die Verhältnisse erlaubten, ihre Hand nicht verweigern würde. Die Aussicht auf ein solches Glück entschied denn auch bei ihm für die Annahme der Stelle in Wolfenbüttel, welche ihm eben damals durch Vermittelung seines Braunschweiger Freundes Ebert angeboten wurde. Er, dem Freiheit und Ungebundenheit des Lebens bisher das Höchste gewesen waren, der sich „als Sperling auf dem Dache" trotz aller Nothstände immer am glücklichsten gefühlt und eben deshalb jede Amtsfessel vermieden hatte, er entschloß sich jetzt, seine lang bewahrte Freiheit aufzugeben und eine Stelle anzunehmen, die nichts weniger als glänzend, ja die ohne eine ihm freilich zugesagte baldige Verbesserung zur Begründung eines eignen Heerdes nicht einmal ausreichend war. Auch so noch ward es ihm schwer, sich von Hamburg loszureißen, und sein Zaudern machte sogar seine Braunschweiger Freunde ungeduldig. „Mein hiesiges Verweilen", schreibt er (19. Februar 1770) an Ebert, „war und ist noch höchst nöthig, wie ich Ihnen einmal umständlich erklären will. Zum Theil bezieht es sich auf meine verlobte Braut selbst."

Ebert hatte in seinem Briefe diese scherzhafte Bezeichnung für die ihm anvertraute Wolfenbütteler Bibliothek gebraucht, und es ist charakteristisch für Lessings Wesen, daß er, indem er auf diesen Scherz einging, zugleich damit auf eine dem Freunde unverständliche Art die wahre Ursache bezeichnete, die ihn in Hamburg zurückhielt. Ebert faßte die Sache auch von dieser Seite auf, wenn er sein Antwortschreiben vom 27. Februar mit den Worten beginnt: „Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie noch zu Hamburg

aufhalten, sich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verstande, als auf die figürliche bezöge"; und wenn er hinzusetzt: „aber Sie sind leider! vor diesem Verdachte nur zu sicher", so war dies mehr eine rücksichtsvolle Bescheidenheit, als ein Mangel an Einsicht des scharfblickenden Freundes, der als geborener Hamburger dort viele Beziehungen besaß und obenein Lessings Verhalten im Hause der Frau König selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Die Klatschsucht der Menschen hatte sich, trotz des Geheimnisses, mit dem Lessing seine Neigung zu verhüllen bemüht gewesen war, doch jenes reinen und edlen Verhältnisses bemächtigt, und Lessing mußte mehrere Jahre später erfahren, daß man dabei sogar seinen Charakter angetastet und ihm nachgesagt: er sei willens gewesen, die Frau König nach ihres Mannes Tode zu heirathen, sei aber zurückgetreten, als er gesehen, „daß ihre Vermögensverhältnisse nicht so wären, wie er sie sich vorgestellt habe."

Das Wahre an der Sache war der sehr traurige Umstand, daß die Vermögensverhältnisse der Frau König bei dem Tode ihres Mannes sich allerdings in einem verwickelten Zustande befanden, dessen Verwirrung sich in den nächstfolgenden Jahren trotz aller Mühe und Arbeit der ebenso einsichtsvollen als geschäftstüchtigen Frau nur noch steigerte, und der die Vereinigung zweier der edelsten und seltensten Menschen auf eine lange Reihe von Jahren hinausschob. Sechs Jahre voll Drangsal und Kummer, Sorge, Noth und Herzeleid aller Art, durch Krankheit Beider noch vermehrt und durch Unglücksfälle mannigfacher Art oft zu hoffnungsloser Verzweiflung gesteigert, mußten durchlitten werden, ehe das ersehnte Ziel erreicht werden konnte. Und als es endlich erreicht war, als auf der Höhe des Lebens der wandermüde Odysseus sein Schiff im Hafen zu sehen glaubte, da — doch wir dürfen dem Gange unserer Erzählung nicht vorgreifen!

Lessing verließ Hamburg am 18. April 1770. Einer der ersten Briefe, die er aus seiner Einsiedelei zu Wolfenbüttel schrieb, war

an seine Freundin nach Hamburg gerichtet. Es ist unmöglich, in diesem Briefe trotz aller Zurückhaltung den Ton inniger Herzensneigung und tiefer Traurigkeit über die Trennung zu verkennen. Ein Verwandter der Frau König hatte zuerst an ihn geschrieben und ihm sein langes Schweigen vorgeworfen; die Freundin hatte dem Briefe eine Sendung von Lebensmitteln beigefügt. Lessing entschuldigt sich in seinem Dankbriefe an die letztere wegen des Schweigens mit den Worten: „Sie am allerwenigsten, meine liebe Freundin, machen mir ein Verbrechen aus etwas, das ich Ihnen nur recht erklären dürfte, wenn Sie mir sogar ein Verdienst daraus machen sollten.“ Die Erklärung ist deutlich genug. „Ich bin, fährt er fort, den ganzen Tag unruhig, wenn ich nach Hamburg schreibe, und drei Tage vergehen, ehe mir hier wieder Alles so recht gefällt, als es mir gefallen soll. Sie dürfen zwar nicht meinen, als ob ich nicht vergnügt hier wäre. Nur wenn man sich erinnert, daß man anderswo oft sehr vergnügt gewesen, kann man sich kaum überreden, daß man es noch ist.“ — Er sehnt sich nach den Kindern, die er wie seine eigenen liebte. „Was macht Malchen? und was macht mein Pathe? Es ist alles jetzt so öde und weitläuftig um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben.“ Aber noch mehr sehnt er sich nach der Gegenwart der geliebten Freundin, und sein starkes Herz vermag den Ausdruck dieser Sehnsucht nicht zurückzuhalten: „Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren; und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen! Ungefähr können Sie es errathen, und von einer so fertigen Briefschreiberin als Sie sind, kann ich es schon verlangen, daß Sie mir ein Langes und Breites auf die errathenen Fragen antworten. Eine davon wäre auch diese: reisen Sie noch diesen Sommer? (Frau König beabsichtigte eine Geschäftsreise nach Wien.) Ich käme Ihnen fünfzig Meilen nach, wenn Sie hier durchreisten und ich

unglücklicherweise nicht hier wäre." Die Freundin antwortet umgehend. Aus ihrem Briefe klingt trotz eines gewissen Tones von anmuthiger Koketterie doch deutlich das Gefühl hindurch, daß auch sie sich nicht weniger nach dem Freunde sehnte. Sie gesteht, daß „sein erster Brief alles wieder gut gemacht habe." Sie meldet, daß sie mit ihrem Vetter nach Pirmont reisen müsse, um ihren dort erkrankten Bruder zu besuchen, und kleidet ihren Wunsch, den Freund wiederzusehen, in die Worte: „Wollen Sie sehen, wie ausschweifend ich in der Freude bin, so begleiten Sie uns dahin, oder kommen Sie wenigstens nach Hannover. Wenn Sie erst da sind will ich Sie wohl überreden, daß Ihnen der Brunnen gesund ist. — Daß das alte Wolffenbüttel auch just so aus dem Wege liegt! Wäre mein Glaube stark genug, daß ich Berge versetzen könnte, so wollte ich Ihrem verwünschten Schlosse bald eine andere Stelle anweisen." Sie glaubt es ihm nicht, daß er dort vergnügt sei, sie neckt ihn sogar wegen einer Schauspielerin von der Gesellschaft des bekannten Ackermann, der damals mit seiner Truppe in Braunschweig erwartet wurde, und von dem ihr Lessing geschrieben hatte, daß ihm an dem Kommen desselben gar nichts gelegen sei, durch die Frage: „Ist denn etwa Madame Schuch nicht mehr bei ihm?" Ja sie setzt diesen Scherz durch die Anzeige fort: daß unter der in Hamburg neu angekommenen italienischen Operngesellschaft sich ein „Tenorist" befinde, der „das Glück habe, fast allen Damen zu gefallen", und in welchem, wie sie später schalkhaft hinzusetzt, „alle Damen, nur sie nicht, eine sprechende Aehnlichkeit mit einem andern Herrn finden wollten, der den Damen von Hamburg gleichfalls sehr gefallen habe."

Auf diese Briefe folgte das erste Wiedersehen im Juni des Jahres 1770. Lessing scheint nicht mit nach Pirmont gegangen zu sein, hatte aber Gelegenheit, der Freundin und dem Bruder auf der Durchreise allerlei Freundliches zu erweisen, wofür Frau König unter dem 8. August aus Hamburg ihren eigenen Dank mündlich

abzustatten verspricht, da ihre Reise nach Wien sie über Braunschweig und Wolfenbüttel führen werde. Diesmal kam sie allein; aber auch dies Wiedersehen führte noch keine Erklärung herbei. Diese erfolgte erst bei einer dritten Zusammenkunft auf der Rückreise der Frau König nach Hamburg im Frühlinge des folgenden Jahres. Bis dahin lauten die Ueberschriften der Briefe noch immer in den Formen der damaligen Courtoisie: „meine liebste Madam", und „mein lieber Herr Lessing." Nur in den Briefen selbst herrscht ein traulicherer Ton, und wenn Lessing einmal einen Brief mit den Worten schließt: „Leben Sie recht wohl, beste Freundin, und denken Sie an mich, wenn Sie an einen Menschen denken wollen, der Ihnen auf das aufrichtigste ergeben ist", so fühlen wir unwillkürlich, wie tief die Liebe zu der Freundin in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte. Erst nach dem Wiedersehen im April 1771 ändert sich auch die Form der Anrede. Der „geliebte Freund" tritt an die Stelle des „Herrn", die „liebe Madam" weicht der „geliebten Freundin". Bei diesem Wiedersehen verlangte Lessing halb im Scherze, halb im Ernste, daß ihm die geliebte Frau, die jetzt nach Hamburg zurückkehrte, keine Briefe mehr schreiben solle, außer dem einen, in welchem sie ihm anzeigte, daß ihrem beiderseitigen Glücke ferner nichts mehr im Wege stehe. Sie nahm das in einem hypochondrischen Augenblicke für baaren Ernst, und fühlte sich bald darauf gedemüthigt und beschämt durch Lessings liebevolle Treue. [1] Im August unternahm Lessing, der durch die ungewohnte Lebensweise in seiner Einsamkeit zu Wolfenbüttel bald in Krankheit und hypochondrische Verstimmung gerieth, eine Reise nach Hamburg, wo er in „anderer Gesellschaft und anderer Luft seine alte Laune wiederzufinden hoffte." Er logirte im Hause seiner Freundin, die sich dies ausdrücklich erbeten hatte, und hier erfolgte endlich, wiewohl im strengsten Geheimniß selbst vor den nächsten Verwandten, die

1) XIII. 288 u. 290.

förmliche Verlobung. Welchen Charakter tiefster Innigkeit jetzt das Verhältniß angenommen hatte, sehen wir aus dem ersten Briefe, den Lessing an seine Braut, nachdem er Hamburg wieder verlassen hatte von Berlin aus richtet. Die Mutter der Frau König war indessen gestorben: „Das Herz blutet mir, schreibt er (29. September 1771), wenn ich bedenke, in welcher Betrübniß Sie Sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden, — aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem Allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen.“ Der Schluß des Briefes lautet: „Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin!“

Versuchen wir in wenigen Zügen das Bild der Frau zu entwerfen, die einem Lessing dies Gefühl einzuflößen, die einen Lessing zu bewegen vermochte, sein ganzes äußeres Leben mit höchster Selbstverleugnung Jahre lang auf die endliche Erreichung ihres Besitzes einzurichten. Ihre Briefe an Lessing, acht und neunzig an der Zahl verbunden mit den achtzig entsprechenden Briefen Lessings, liefern uns für ihre Charakteristik ein reichliches Material. Der ganze Briefwechsel beider umfaßt über sechs Jahre, vom Frühlinge des Jahres 1770 bis zum Herbste 1776, wo Lessing seine Geliebte heimführte. Die Mitwelt wußte den Schatz dieses Briefwechsels, als derselbe zuerst wenige Jahre nach Lessings Tode von seinem Bruder veröffentlicht wurde, keineswegs zu würdigen. Abgesehen davon, daß

man an vielen mitgetheilten persönlichen Beziehungen, trotz der Verschweigung der Namen, Anstoß nahm, fand man denselben seinem Inhalte nach alltäglich, trocken und uninteressant, und Elise Reimarus konnte (1789) ihrem Schwager von Hennings schreiben: wie es ihr ausnehmend lieb gewesen sei, aus seinem Briefe zu sehen, „daß ihm der Ton der Briefe nicht so mißfallen habe, wie Vielen, die durchaus jeden Gedankenaustausch immer im Sonntagskleide sehen möchten, immer Salz forderten, wo es gerade die Brühe verderben würde". Sonst meine, fügt sie hinzu, alle Welt: „ein Mann wie Lessing und eine Frau die sein ward, hätten keine so geistleeren Briefe schreiben sollen"! [1]) Dies Urtheil ist für uns Spätere, denen jetzt eine große Zahl gleichzeitiger Briefwechsel ähnlicher Art vorliegt, leicht erklärlich. Das war die Art nicht, in welcher sich damals Liebende schrieben; das war nicht die Sprache, welche man in jenen Zeiten in einem solchen Verhältnisse zu führen und zu vernehmen gewohnt war. Man braucht nur die um dieselbe Zeit 1771—74 zwischen Herder und seiner Braut geführte Correspondenz mit dieser Lessing'schen zu vergleichen, um sich sofort von dem schneidendsten Contraste berührt zu finden. In diesem Briefwechsel Lessings und seiner Geliebten ist Nichts von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und der Empfindungen, von jener Flucht vor der Wirklichkeit des Lebens in ein erträumtes poetisches Arkadien, von jener Scheu vor der Realität des Daseins, auf welche hochmüthig herabzublicken für Genialität galt, wie wir dem Allen in den Briefen Herders und seiner Caroline Flachsland begegnen. Bei Lessing und Eva König findet sich keine gegenseitige Vergötterung, kein selbstgeschaffenes Leiden keine unnützen Herzensquälereien mit einem Worte Nichts von all den Ungesundheiten der Wertherzeit, inmitten deren Lessings Liebe

1) S. Auszüge aus den Briefen von Elise Reimarus an Hennings, herausgegeben von W. Wattenbach.

zu seiner Eva König fiel. Die beiden von uns verglichenen Briefwechsel scheinen zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören. Die Briefe Lessings und seiner Geliebten sind von einer Einfachheit und Wahrheit der Empfindung, von einer Schlichtheit des Ausdrucks, die uns immer aufs Neue entzücken. Es ist die volle Kraft der Neigung zweier vom Leben durchgeprüften und gereiften Menschen, das sichere Bewußtsein der gegenseitigen Zusammengehörigkeit, die klare Uebereinstimmung in Denkart und Charakter, in Grundsätzen und Maximen, in Welt- und Menschenbetrachtung, das tiefe sichere Beruhen des Einen auf der Gediegenheit und Tüchtigkeit wie auf der Treue und Hingebung des Andern, welche diesen Briefwechsel zu dem schönsten Zeugnisse der würdigsten, reinsten und reifsten Liebe machen, die vielleicht jemals zwei bedeutende Menschen verbunden hat. Vieles mußte zusammenkommen, um das Resultat dieser Erscheinung hervorzubringen; vor Allem die Gleichheit der Lebensreife auf der Mittagshöhe des Lebensalters, und die wunderbare Uebereinstimmung in Charakter und Sinnesart, die den Einen fast als das Spiegelbild des Andern erscheinen läßt, und deren leise, nur durch den Unterschied des Geschlechts bestimmte Verschiedenheit doch wieder hinreichend ist, um eine Ergänzung des Einen durch den Andern möglich zu machen.

Von dem Augenblicke an, wo Eva ihm ihr Wort gegeben hatte, die Seinige zu werden, sobald ihre Geschäftsangelegenheiten geordnet sein würden, sehen wir Lessing nicht einen Augenblick an der Erfüllung seines Glückes zweifeln. Nachdem er sie Ende Oktober 1771 in Hamburg verlassen hatte, um über Braunschweig in „sein liebes einsames Wolfenbüttel“ zurückzukehren, wo „immer sein dritter Gedanke nur Sie sein wird“, schreibt er ihr (31. Oktober): „Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten Nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen

auf immer gilt. Bleiben Sie dieſes auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird ſich endlich Alles nach unſern Wünſchen bequemen."

Eva König ſah ſich nach dem plötzlichen Tode ihres erſten Mannes mit einer Familie von vier Kindern und der Sorge für zahlreiche Angehörige ihres Mannes, an der Spitze eines weitverzweigten ſehr verwickelten Fabrik- und Handelsgeſchäfts. Ein drohender Bankrott und der Ruin ihres eignen ſo wie des Vermögens ihrer Kinder war nur in dem Falle abzuwenden, wenn es ihr gelang, ſich mit den Gläubigern ihres verſtorbenen Gatten zu verſtändigen, und durch möglichſt vortheilhafte Auflöſung des Geſchäfts, namentlich durch vortheilhaften Verkauf der großen Seidenfabriken und Waarenlager in Wien, die Mittel zur Befriedigung der Gläubiger und zu einer theilweiſen Rettung ihres Vermögens zu gewinnen. Die auf dieſes Ziel gerichteten Anſtrengungen verſchlangen koſtbare Jahre. Eva König hatte im Laufe dieſer traurigen Zeit gar viele Stunden, in welchen ihre großmüthige Liebe es faſt leidenſchaftlich bereute, das Schickſal eines Mannes wie Leſſing, deſſen Bedeutung ſie in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen verſtand, durch das Geſtändniß ihrer Gegenliebe an ihr Schickſal gefeſſelt zu haben, während Leſſing ſeinerſeits wieder es oft nicht verbergen konnte, daß nur allein die Furcht, „die einzige ernſthafte Hoffnung ſeines ganzen Lebens zu verſcherzen", ihn in den unerträglichen Wolfenbütteler Verhältniſſen ausharren ließ.[1] Vereint mit der geliebten Frau würde er das Schwerſte ertragen haben. Aber hier trat ihm der Charakter ſeines Tellheim in der Geſtalt ſeiner Freundin entgegen. Sie, die jedes Opfers fähige, konnte es nicht über ſich gewinnen, ein ſolches von dem geliebten Freunde anzunehmen. Leſſing drang bald nach der Verlobung auf ſofortige Verbindung, um ſo mehr, als die äußeren Verlegenheiten ſeiner Freundin ſich

1) Brief an Eva König v. 17. Septbr. 1773. Werke XI. 400.

steigerten. Sie hatte ihm von denselben (am 12. November 1771) mit dem Zusatze berichtet: „Ich wollte gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brod essen, wenn ich nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre!“ Er antwortete ihr am 20 November 1771: „Halten Sie Sich an Ihrem Worte, daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie Sich nur heiter, um Sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müssen; erhalten Sie für Ihre Kinder soviel, als Sie erhalten können; und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. — Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da als an einem anderen Orte zu leben, so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen.“

Ihre Antwort (vom 25. November 1771) läßt uns einen tiefen Blick in den Adel von Frau Königs Gemüth thun, das von der liebevollen Hingebung des Freundes auf das Tiefste erschüttert wurde, ohne in seinen stolzen Grundsätzen wankend gemacht zu werden. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens, schreibt sie, kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, wo ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine günstige Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben

was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eignen gemacht, wie Sie es jetzt thun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen. Nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht eben so handeln würde; und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie Sich durch mich in Ihrem Plane nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten."

Und diese Sprache des Tellheim'schen Edelmuths war keine Phrase bei dieser Frau; sie kam aus ihrer innersten Ueberzeugung. Lessing wußte das, und machte keinen Versuch mehr, sie umzustimmen.

Mit jener großmüthigen Entsagungsfähigkeit, welche bei einer liebenden Frau doppelte Bewunderung verdient, verband nun aber Eva König zugleich alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einen Lessing unwiderstehlich anzuziehen und zu fesseln geeignet waren. Ihre Rechtschaffenheit — das schöne alte Wort jener Tage verdient wohl wieder eingebürgert zu werden in einer Zeit, in welcher man den Begriff desselben so vielfach vermißt — ihre Rechtschaffenheit war von einer solchen Zartheit, daß selbst ein so fleckenlos rechtschaffner Charakter wie Lessing sich zuweilen veranlaßt fand, ihr in ihren geschäftlichen Verwicklungen etwas weniger Aufopferung für fremde Interessen und etwas weniger Peinlichkeit im Annehmen dargebotener Auskunftsmittel anzuempfehlen. „Ich wollte Ihnen, schreibt er einmal (XII. 326.), um Alles in der Welt nicht rathen, Sich eine unredliche oder auch nur zweideutige Handlung zu erlauben, wenn Sie

auch, ich weiß nicht was, damit retten oder gewinnen könnten. Ich wäre es werth, mich um alle Achtung damit bei Ihnen zu bringen. Aber ich sorge nur, daß Sie Sich über Dinge Bedenklichkeiten machen könnten, nicht weil Sie Ihnen unredlich, sondern weil Sie Ihnen nur nicht uneigennützig genug vorkommen." „Ich habe immer bemerkt, schreibt er ein andermal, daß Sie geneigter sind, Ihr Gewissen zu überspannen, als ihm viel nachzulassen." Gleich Lessing war sie daneben von der zärtlichsten Liebe und von hingebender Aufopferung für ihre Angehörigen, die sorgsamste Mutter ihrer Kinder, die treuste Schwester, die thätigste Freundin. Mit ihm theilte sie die Geringachtung des Reichthums, ja des Geldes überhaupt, neben dem bürgerlichen Sinne für bescheidene Unabhängigkeit, die auch ihr als das größte Gut erschien, und die republikanische Gleichgültigkeit gegen alle äußere Auszeichnung durch Titel, Rang und Würden. Als Lessing gezwungen den Hofrathstitel annahm, konnte er ihr die Meldung davon mit den Worten machen: „Worüber Sie Sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten (er meint den alten Herzog) zu beleidigen." [1] Klingt es doch fast, als wolle er sich darüber gegen sie entschuldigen! Wie er selbst war sie eine Feindin aller Sentimentalität und empfindsamer Geschraubtheit, eine Feindin von jedem gemachten Interesse an Poesie und Literatur, wie an religiöser Empfindelei, dergleichen damals in ihrer nächsten Nähe in gewissen Kreisen Hamburgs im Schwange waren, wo Klopstock aus Neigung und aus Bedürfniß nach weiblicher Huldigung solches sentimental exaltirte Wesen bei dem weiblichen Geschlechte patronisirte. Lessing, dem diese pathetische Schönseligkeit

1) XII. 457.

und das daran sich knüpfende verlogene Blaustrumpfthum nicht minder wie Klopstocks hohenpriesterliches Behaben und sein überwiegender Aristokratismus von Herzen zuwider waren, meldete seiner Freundin, die nach Wien gereist war, daß Klopstock, der schon das Schrittschuhlaufen unter dem schönen Geschlechte eingeführt, jetzt eine eigene Lesegesellschaft bei der Frau von W. gegründet habe, und fragt scherzend an, ob nicht bei ihrer Rückkehr nach Hamburg sie es ihr Erstes sein lassen werde, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden; er habe große Lust, ihr im Voraus das Patent nach Wien ausfertigen zu lassen." Eva König geht auf den Scherz mit Heiterkeit ein. „Die Klopstock'schen Lesegesellschaften, schreibt sie in ihrer Antwort (16. März 1771), haben mich herzlich lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und ihn mitten darinnen, voller Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was ich aber befürchtete," fährt sie sarkastisch fort, „war, daß er Einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Zufriedenheit stören könnten. Was sagen Sie dazu, hatte ich Recht? Und habe ich Recht, wenn ich Sie bitte, Sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche Frauen auf, — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen." [1]) So finden wir denn auch nicht ein einziges Mal eine landschaftliche Schilderung oder eine Naturbewunderungsphrase in ihren Reisebriefen, die dagegen ein wahrer Schatz sachlicher und persönlicher Beobachtungen und Mittheilungen sind. Sie hat ein offnes Auge für die politischen und socialen Zustände der Länder und Städte, durch welche ihre Reise sie führt, und

1) XIII. 285., vergl. 289. und XII. 297. „In dieser von Klopstock gegründeten literarischen Gesellschaft wurde abwechselnd Karten gespielt und gelesen. Klopstock selbst aber nahm an dem ersteren nicht Theil, sondern hielt sich an die Damen." — S. Halem's Selbstbiographie.

die gediegene Sachlichkeit ihrer Mittheilungen macht dieselben eben so lehrreich als interessant für die Kenntniß der damaligen deutschen Zustände. Einmal schreibt sie (im März 1771) von Augsburg: „Ich bin herzlich froh, daß ich aus Bayern bin. Dieses sonst so gesegnete Land zeigt einem nun nichts als Jammer und Noth. Auf einer Station von München auf hier schlossen gewiß achtzig Bettler einen Kreis um mich, in dem ich vielleicht noch stände, wenn der Postillon nicht die Peitsche gezeigt hätte. Dies war auf einem elenden Dorfe. Sie können denken, wie es in den Städten ist. In München laufen einem ganze Familien nach und schreien, man möchte sie doch nicht verhungern lassen." Es gemuthet uns in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe, wo trefflich unterhaltene Kunststraßen selbst die unbedeutendsten Orte leicht und sicher verbinden, wie ein Märchen, wenn wir sehen mit welchen lebensgefährlichen Beschwernissen vor achtzig Jahren eine Reise auf den Straßen zwischen den Hauptorten von Deutschland selbst für solche Personen verbunden war, welche die Mittel besaßen, die Kosten einer Extrapostfahrt im eignen Wagen zu bezahlen; wenn wir lesen, wie mitten im Sommer Frau König auf ihrer Reise nach Nürnberg grundlose Wege fand und auf manchen Poststationen wegen Mangel an Beförderung über vierundzwanzig Stunden, ja einmal sogar in einem elenden Neste zwei Meilen vor Bamberg volle fünf Tage liegen bleiben mußte, nachdem sie „binnen der vorhergehenden 36 Stunden nur zwei neue Achsen und zwei Deichseln am Reisewagen gebrochen, zwei Pferde vor demselben verloren und drei Gewässer überschritten hatten, bei denen jedesmal das Wasser in den Wagen drang, und der nächste Tag dazu verwendet werden mußte, Kleidung und Gepäck der Reisenden zu trocknen." Den Lobpreisern der guten alten Zeiten des gemüthlichen Reisens empfehlen wir die Lektüre dieser Briefe, um ihre rosenfarbenen Anschauungen der Zeit, in welcher es noch keine Chausseen und Eisenbahnen gab, in etwas zu berichtigen. Sie selbst aber, die feine zarte Frau von schwächlicher Gesundheit, mit

Sorgen beladen, von Strapazen erschöpft, gezwungen bei liegenbleibendem Wagen Stunden lang knietief durch Wasser und Koth zu Fuß das nächste Dorf zu erreichen, um dort in einer elenden Schenke kümmerliche Unterkunft zu suchen, findet noch Zeit und Muth, eine fast heitere Beschreibung solcher Fährlichkeiten ihrem Freunde in seine Wolfenbüttler Einsamkeit zu senden. Die von ihr in dem Rattelsdorfer Briefe (XIII. 363—364) geschilderte Scene des Postillons, der sein gefallenes Pferd nicht verlassen will, sich vier Stunden lang mit dem sterbenden Thiere abquält, es hundertmal mit Lebensgefahr auf die Beine bringt, um es immer wieder aufs Neue zu Boden stürzen zu sehen, und dabei in den ganzen vier Stunden nichts weiter sagt als „o Gott! o Gott!“ ist nicht nur in der That, wie sie bemerkt, Yoriks würdig, sondern auch mit Sterneſcher Meisterschaft erzählt; und daß ihr eben Yorik dabei einfällt, zeigt, daß sie die empfindsame Reise des berühmten Autors zu schätzen wußte.

Sonst ist von Literatur in ihren Briefen selten die Rede, obgleich sie, wo es geschieht, sich immer mit den damaligen Verhältnissen derselben vertraut zeigt und über ihre Produkte ein richtiges Urtheil besitzt. Von einem Drama des Wiener Staatsraths von Gebler, dessen Stücke sich von Wien aus mit Beifall über ganz Deutschland verbreiteten, schreibt sie ihrem Freunde (15. Juni 1772): „Ich habe es nicht ausleſen können und bedaure Sie im Voraus, daß Sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, ihm darüber ein Kompliment machen zu müſſen.“ Aber Gebler war ein einflußreicher Mann, dessen Fürsprache sie selbst in ihren Angelegenheiten dringend bedurfte; er war ein Bewunderer Leſſings, dem er durch ihre Vermittlung eben diese Dichtung zusandte, und er war, wie alle seines Gleichen, ein überaus eitler Mann. „Also, fährt sie fort, machen Sie ihm immerhin ein recht schönes Kompliment: denn ich glaube, er verziehe einem eher, der an seinem Charakter etwas auszusetzen fände, als an seinen Komödien. Auf der Seite macht sich der

Mann recht lächerlich. Es dauert mich, weil sonst die ganze Stadt ihm den Charakter eines rechtschaffenen Mannes beilegt." Wie vollkommen richtig sie urtheilte, geht aus Lessings Antwortsbriefen hervor. Auch aus ihren Berichten über dramatische Aufführungen in Wien ersehen wir, wie hoch die gebildete Hamburgerin, die Freundin des Verfassers der Hamburgischen Dramaturgie, über dem theatralischen Geschmack des gebildeten Wiener Publikums von damals stand, vor dem bei der Aufführung von Lessings Emilia Galotti der bekannte Stephanie den Prinzen „so abgeschmackt als möglich" spielte. Sie meldet, daß er in der Scene an der Leiche der ermordeten Emilia behufs der mimischen Darstellung seiner leidenschaftlichen Liebe, mit „lang aus dem Munde hervorgestreckter Zunge das Blut von dem Dolche, mit dem Emilia erstochen worden, ableckte!" [1]) Sie nimmt den lebendigsten Antheil an den Arbeiten und Interessen ihres Freundes, an der Verbreitung seines Ruhmes, an dem Erfolge seiner dramatischen Werke, an seinen wechselnden Plänen und Aussichten, und für die letzteren sind ihr Rath und ihre Auskunft, so oft sie im Falle ist solche zu ertheilen, stets von umsichtigster Klugheit und zutreffender Richtigkeit. Sie verfolgte sogar mit Theilnahme seine Streithändel mit Klotz, und ihre Bemerkung über des letzteren unerwarteten Tod ist von epigrammatischer Schärfe. [2]) Wenn aber im Allgemeinen von literarischen Dingen in ihren Briefen, wie vorher bemerkt, seltener die Rede ist als man für jene Zeit erwarten sollte, so muß man dabei bedenken, daß diese Briefe von einer Frau geschrieben wurden, die gerade in diesen Jahren, von beschwerlichen Arbeiten und Geschäften fast erdrückt, mit ausgebreiteter Correspondenz belastet, von den allerwichtigsten realen Interessen täglich ja

1) XIII. 406—407.

2) XIII. 352. „Was ist Klotzen angekommen, daß er so geschwind Reißaus genommen? Wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten, weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntniß seiner selbst gebracht."

stündlich unter herzbedrückenden Sorgen aller Art in Anspruch genommen, keine Zeit übrig hatte für dasjenige Gebiet des Lebens, auf welchem sich der menschliche Geist in Freiheit und Heiterkeit zu seinem Vergnügen ergeht. Hatte sie doch nicht einmal Muße, ihrer Liebe und Sehnsucht nach dem theuren Freunde ausführlich Worte zu geben; und wenn überhaupt schwärmende Gefühligkeit beider Sache nicht war, so drängte die Noth und Sorge des Lebens selbst dasjenige von Aeußerung und Herzensergießung in enge Schranken, was sonst wohl reicher wenn auch nicht tiefer hervorgetreten wäre. Zu Empfindungsergüssen und Herzensbeschäftigungen muß man vor allem Zeit haben. Ein Werther, der arbeiten, ums tägliche Brod für sich und die Seinen arbeiten muß, wird kein Ossianschwärmer. Aber grade durch ihre scheinbare Empfindungskargheit und Gefühlssparsamkeit haben diese Briefe Lessings und seiner Geliebten für starke und kräftige Naturen einen unwiderstehlichen Reiz. Es ist eine bezaubernde Keuschheit in diesen Mittheilungen zweier Menschen, die sich so innig lieben, und die doch über nichts wortkarger sind, als über ihre Liebe. Es charakterisirt sie beide, wenn Lessing einmal, drei Tage nachdem ihn die geliebte Frau nach kurzem Wiedersehen aufs Neue verlassen hat, an sie schreibt: [1] „Ich verfolge Sie in den dritten Tag unablässig mit meinen Gedanken — aber es wäre noch zu zeitig, etwas von dem schriftlich zu wiederholen, was wir einander mündlich versichert haben. Ich rechne auf Ihr gutes Gedächtniß und weiß, daß das Gedächtniß noch einmal so gut ist, wenn ihm das Herz ein wenig einhilft." Wenn aber dennoch einmal ein Ausbruch der Sehnsucht aus dem starken Herzen sich hervordrängt, so bricht er ihn meist ab, ehe er zu Ende ist. In den seltenen Fällen, in welchen dies nicht geschieht, ist das ausgesprochene Wort immer von einer einfachen Größe, die das Herz erschüttert, wie wenn er einmal ausruft: „Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht

4) XII. 346.

sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann!" Lessings markiger Geist war so wenig lyrisch gestimmt, daß ihn die sechs langen Jahre ungestillter Sehnsucht nicht zu einem einzigen lyrischen Gedichte bewegen mochten.

In allen diesen Dingen ist nun Eva König das vollkommene Abbild ihres Freundes. Sie ist der inkarnirte helle klare Verstand, verbunden mit größter Herzensfeinheit. Es ist Lessing'scher Geist, wenn sie dem Freunde, als er einmal befürchtet, daß sie ihre Wahl bereuen könne, zuruft: „Wer bereut eine Sache, die er mit Ueberlegung und von ganzem Herzen thut, der Ausgang sei dann auch welcher er wolle?" Diese Aehnlichkeit zeigt sich selbst im Style ihrer Briefe, die durchaus ein Lessing'sches Gepräge tragen. Bei der feinsten Rücksicht auf alle wahrhaft inhaltvollen Verhältnisse des Lebens, — einer Rücksicht, die so weit geht, daß sie sich nicht entschließen kann, ihm von Hamburg aus Geld zu schicken, weil sie kein Mittel sieht es zu thun, ohne daß es bemerkt und beredet würde — ist doch ihre Ausdrucksweise wie ihr Empfinden frei von jeder ängstlichen Prüderie, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Derbheit, immer aber grade und einfach und nicht selten von schlagender Kraft und witziger Bezeichnung. Dahin gehört es, wenn sie ihm einmal nach Lesung seiner Gedichte von Hamburg aus schreibt: [1] „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen und bin in meiner längst gehegten Meinung, Sie seien ein Erz-Weiberfeind, nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für

1) XIII. 311.

alle Bosheit, die Sie an uns ausüben, noch gestraft werden! Das Mädchen, das Sie wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden!" Wie epigrammatisch reizend und anmuthig ist in dieser Drohung der unterstrichene Ausdruck.

Als der Wiener Gebler, erschreckt durch die Herausgabe des Klotz'schen Briefwechsels, den dessen Wittwe um des Geldes willen veröffentlicht hatte, von Lessing wie von seinen sämmtlichen Correspondenten seine Briefe zurückforderte, schrieb Eva König, die darin einen lächerlichen Zug würdeloser Furchtsamkeit erblickte: „Es ist eine Beleidigung für alle Weiber, an deren Männer er geschrieben. Wäre ich, was ich einzig und allein in der Welt zu sein wünschte, ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, seinen Brief beantworten zu dürfen." Von Eifersucht ist keine Spur in beider Seele; und wenn eine Aeußerung dieser Art in Eva Königs Briefen hervortritt, wenn sie z. B. während Lessings italienischer Reise dessen Klagen über Augenschmerzen auf die schönen Augen der Italienerinnen zurückführt oder ihm ein andermal einen Gasthof in ihrer Nähe mit dem Zusatze empfiehlt: „es ist zwar etwas Gefahr für mich dabei, weil die Wirthin eine sehr schöne Frau ist, aber um so genauer kann ich Sie auch beobachten," [1]) so sind das eben nur harmlose Züge anmuthiger Koketterie, die ihrem von Natur zu heiterer Schalkheit geneigten Wesen wohl anstanden. Selbst bei der Erwähnung von Lessings Jugendleidenschaft für die schöne Lorenz behält ihre Warnung, als Lessing die noch immer anmuthige Frau und begabte Künstlerin in den Jahren 1774 und 1775 in Wien sicher nicht ohne Bewegung wiedersah, denselben Charakter. „Erneuern Sie die Freundschaft mit Madame H(uber) nicht zu stark, schreibt sie aus Heidelberg 22. Juli 1775, sonst giebt mir mein gutes oder böser Geist ein, daß ich es nicht besser mache. Eben läßt sich ein Professor aus Holland bei mir melden, dem ich vor zwanzig Jahren eben nicht ganz gleich-

1) XIII. 532. 561. u. a. m.

gültig war. Wenn ich ihn aber zu meiner Rache wählen sollte, so müßte sich mein Geschmack in dieser Zeit sehr verändert haben.“ [1]) Für Lessing ist es bezeichnend, daß er auf keine solche Aeußerung eingeht. Dem gediegenen Ernste seines Empfindens widerstand selbst das Spiel mit dem Scheine einer so unseligen Leidenschaft, und er, der für Witz und Neckerei im persönlichen Verkehr so empfänglich war, enthält sich doch auf jenem Gebiete in seinen Briefen jedes ähnlichen Scherzes.

---

## Zweites Kapitel.

Nie ist ein Brautstand äußerlich mehr von Unglück, Noth und Leiden aller Art heimgesucht worden, als der Lessings. Es ist ein Jammer zu sehen, wie zwei so vorzügliche Menschen über sechs Jahre lang durch die erbärmlichste Misère und Prosa des Lebens auseinandergehalten und verhindert werden, das heißersehnte Ziel einer Vereinigung zu erreichen, die ihr einziges Glück ausmachte und zu deren Herbeiführung sie jedes Opfer zu bringen bereit waren. Lessing, wie kaum ein anderer auf großartigen Menschen- und Weltverkehr gestellt und von Jugend auf an ihn gewöhnt, erträgt um dieser Aussicht willen den Aufenthalt in dem kleinen menschenöden Wolfenbüttel, immer auf eine Verbesserung seines armseligen Gehaltes hoffend, die es ihm möglich machen soll, den eigenen Heerd für sich und seine Freundin zu gründen, und immer aufs Neue getäuscht in seinen bescheidensten Erwartungen. Eva König ihrerseits,

1) XIII. 565.

von steigenden Verwicklungen umdrängt, drei Jahre lang von ihren Kindern getrennt, unter Sorgen aller Art, fern von dem geliebten Manne in dem fremden Wien lebend, muß dessen Kummer und Verbitterung sich bis zu resignirender Verzweiflung steigern sehen, ohne helfen, ja oft ohne nur trösten zu können, während Beider Gesundheit allmälig untergraben wird durch die Dauer solcher Zustände. Sie hat zuletzt auch nicht einmal mehr den Trost, von ihrem Freunde Nachricht zu erhalten. Sie bleibt Monate, Vierteljahre lang ohne Briefe von ihm, während jener drei Jahre ihres Wiener Aufenthalts von 1772 bis 1775. Während des ganzen Jahres 1774 erhält sie von ihm nur einen Brief (v. 8. April 1774) und dann auf alle ihre Briefe keine Antwort neun lange Monate hindurch bis zum 10. Januar 1775, wo er ihr das traurige Geständniß seiner Lage mit den Worten ablegt: „Ja wohl, meine Liebe, würde ich selbst nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie schreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurückerinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geschleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben sehr unangenehme Nachricht von mir geben können: so würde ich grade während dem Fieber die beste Zeit gehabt haben, es zu thun. Aber Ihnen, meine Beste, den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten. Wollte ich mich noch jetzt nur einigermaßen weiter darüber erklären, so käme sicherlich auch dieser Brief nicht zu Stande; und doch soll er zu Stande kommen. Gott sei Dank, daß ich Sie also allmälig auf dem Wege zur Ruhe weiß! Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie. Aber wirklich, man muß selbst so gut sein, als Sie, und eben so guten Leuten angehören, wie

Sie, — wenn das Schlimmste endlich doch nur ein Traum gewesen sein soll!"

Wohl waren diese Jahre „ein garstiger Traum" gewesen für sie und nicht minder für ihn; und sein altes Lieblingswort bei den vielen Widerwärtigkeiten seines Lebensganges [1]): „S'ist doch ein hundsföttisches Leben!" hatte sich ihm wohl öfter als jemals in dieser traurigen Zeit über die zusammengepreßten Lippen gedrängt. Aber auch Eva konnte ihm am Ende der drei Jahre ihre Wiederankunft in Hamburg mit den Worten melden: „die Stunde, da ich hier ankam — war eine von den wenigen frohen, die ich seit sechs Jahren genossen! Sie glich der Stunde, wo mir Ihr Billet in Wien gebracht wurde, worin Sie mir Ihre Ankunft meldeten."

Und noch war „der garstige Traum" nicht zu Ende. Lessing hatte Wolfenbüttel verlassen und eine Reise angetreten, ohne eigentlich genau zu wissen wohin. Nur Wien und das Wiedersehen der drei Jahre lang entbehrten Freundin hatten ihm vor der Seele geschwebt, als er aus dem Thore seines Gefängnisses gefahren war. Er sah sie wieder, aber leider war dieses Wiedersehen ein kurzes. Der Unstern seines Lebens verstrickte ihn gerade damals in die Nothwendigkeit, den Braunschweigischen Prinzen Leopold nach Italien zu begleiten, und diese Reise, die ihm lange als ein ersehntes Lebensglück erschienen war, ward ihm, zur Unzeit gewährt, eine Quelle neuer Bitternisse. Sie trennte ihn von der Geliebten grade in dem Augenblicke, wo die Aussicht mit ihr vereint zu bleiben, näher war als je; und was das Schlimmste war, schlechte Posteinrichtungen und die Nachlässigkeit diensteifrig scheinender Freunde, ließen die Liebenden fast während der ganzen Reisezeit von dreiviertel Jahren ohne alle Briefe von einander! Was Beide dadurch litten, sieht

1) XIII. 472. — Ein anderes aus gleicher Quelle hervorgegangenes Lieblingswort, das er gern seinen Freunden zurief, war: „Es kommt doch nichts dabei 'raus!"

man an den Briefen Leſſings [1]) und zumal aus dem ſchmerzlichen Briefe ſeiner Freundin vom 5. November 1775. Zum Erſtenmal in ſo langen Jahren drängt ſich ihr ein wirklicher Vorwurf aus dem gequälten Herzen. Sie glaubt ſich von ihm aufgegeben, vergeſſen. Ja, endlich entfährt ihr das verzweiflungsvolle letzte Wort: „vielleicht denken Sie jetzt wieder ſo, wie Sie ſchon einmal gedacht haben. Wollte Gott, ich könnte dann auch ſo denken!“ Und wie rührend klingt dann in Beziehung hierauf in einem folgenden Briefe das Wort: „Alles Unglück wird der Himmel doch nicht über mich verhängt haben!“

Endlich kam er zurück. Der Freundin Angelegenheiten waren geordnet, und von ihrer Seite ſtand nun der Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Sie hatte aus den Trümmern ihres Vermögens noch ein Kapital gerettet, das ihr jährlich etwa fünfhundert Thaler Renten ſicherte. [2]) Aber Leſſings Verhältniſſe hatten ſich noch nicht geändert; die erhoffte Verbeſſerung ſeiner Stelle war ausgeblieben, er war von Schulden bedrängt, in die ihn zum Theil die Großmuth gegen die Seinen geſtürzt hatte, und befand ſich in ſchlimmerer Lage als zuvor.

Wir müſſen hier einen Rückblick auf dieſe äußerlichen Verhältniſſe Leſſings während der letzten ſechs Jahre werfen, um zu erkennen, wie ihm auch hier die Liebe und die Klugheit der Freundin rathend und helfend zur Seite ſtand.

---

1) XII. 434. 435.
2) XIII. 548.

## Drittes Kapitel.

Lessing hatte die Wolfenbütteler Stelle angenommen, weil ihm der Wunsch, die Frau seines Herzens heimzuführen und eine Familie zu gründen, eine feste bürgerliche Stellung nothwendig machte, und weil ihm auf eine baldige Verbesserung seiner unzureichenden Besoldung Aussicht gemacht worden war. Aber je weiter sich beides hinauszögerte, um so unerträglicher wurde ihm seine Lage. Die kleine Stadt, eine verödete ehemalige Residenz, in einer niedrig-sumpfigen ungesunden Gegend, mit der Enge und Kümmerlichkeit solcher deutschen Kleinstädte, ohne geselliges Leben, ohne anregenden Umgang, preßte ihm, der bisher nur in großen Kulturmittelpunkten wie Leipzig und Berlin, Breslau und Hamburg gelebt hatte, das Herz zusammen. Er kam dorthin von Hamburg, wo er weite reichliche Lebenskreise, wo er einen Zirkel trefflicher Freunde, einen breiten Weltverkehr, ein rühriges See- und Handelsleben, wo er eine geliebte Frau und eine Familie, die an dem Kinderfreunde hing, verlassen hatte. Das Alles fehlte ihm in seinem „verwünschten Schlosse“ zu Wolfenbüttel doppelt und dreifach. Er hatte sich gefaßt gemacht, seine Einsamkeit und die daran geknüpften Entbehrungen höchstens Jahr und Tag ertragen zu müssen, und mußte bald erkennen, daß er das Ende nicht absehen könne. Das Wiedersehen der Freundin in Braunschweig im August 1770 und 1771 und im Herbste des letzteren Jahres in Hamburg gab nur augenblickliche Linderung, um dann seine Sehnsucht und das Unbefriedigende seiner Zustände noch zu steigern. Er hatte sich vom ersten Augenblicke an in Wolfenbüttel unglücklich gefühlt. Es war ihm bei seinem Eintritt dort, „als ginge er in sein Grab“, und so sehr er diese Bezeichnung auch in dem ersten Briefe, den er von dort an Ebert schrieb, wegzuscherzen, so sorgsam er auch der Freundin

anfangs seine Stimmung zu verbergen suchte, so reichte doch bald die „besondere Gabe", auf die er, wie er einmal sagt, stolzer war als auf alles was er sonst wisse und könne (XII. 263), „die Gabe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken", nicht mehr aus, um ihn mit seiner Lage zufrieden zu machen. Es ist rührend zu sehen, welche Anstrengungen er anwendet, um sich und die Freundin zu überreden, daß er vergnügt sei und sich wohl befinde. „Freilich, setzt er hinzu, kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist, aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unserer Ueberredung!" Er hat es sich zum Gesetz gemacht, vergnügt zu sein, wenn er auch noch so wenig Ursache dazu habe. „Und so wie ich hier lebe, fügt er hinzu, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme."

Und jetzt beginnt das Schauspiel eines Kampfes des Genius gegen die Misère des Lebens, wie es herzzerreißender vielleicht kaum die Geschichte des deutschen Genius aufzeigt! Die Zeugnisse desselben sind uns in Lessings Briefen an seine Geliebte und an seinen Bruder aufbehalten. Sie sind eine schwere Anklage und ein unaustilgbarer Makel für den Fürsten, der eitel genug war, um stolz zu sein auf den Besitz des berühmtesten deutschen Dichters und Schriftstellers, und dennoch den Eingefangenen Jahre lang bis zur Verzweiflung in einer Nothlage verschmachten ließ, aus der ihn der hundertste Theil des Geldes hätte erlösen können, das Herzog Karl von Braunschweig an seine Maitressen im Laufe einer Regierung verschwendet hatte, deren Resultat eine Schuldenlast von nicht weniger als zwölf Millionen gewesen ist!

Lessings Gehalt betrug nicht volle sechshundert Thaler nebst Holz und freier Wohnung, und dieses schmale Einkommen in einer Stellung, „die vielfachen Aufwand erforderte", wurde obenein noch durch starke Abzüge von Jahr zu Jahr verkürzt und ver-

kümmert, [1]) während man ihn doch bei seiner Anstellung mit sicheren Hoffnungen auf baldige Erhöhung seiner Besoldung gelödert hatte. Er war mit einer Schuld von vielleicht tausend Thalern nach Wolfenbüttel gekommen, obschon er vorher zur Lösung seiner Verbindlichkeiten seine ganze Bibliothek verkauft hatte, und sah sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorweg aufzunehmen, „um nicht verklagt zu werden.“ [2]) So ward der Freieste der Freien doppelt Sklave; Sklave des Amts, das ihn an der Kette hielt, und des Geldes, dessen Mangel es ihm unmöglich machte, die Kette zu sprengen. Dazu ruhte auf seinen Schultern zugleich die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner Eltern und seiner Geschwister, die schon früh seiner großmüthigen Aufopferung gewohnt, ihn jetzt, wo sie ihn in glänzenden Umständen glaubten, doppelt in Anspruch nahmen. Im Juni 1770 mußte er seinem alten Vater in einem Briefe, den man nicht ohne Rührung lesen kann, gestehen, daß es ihm unmöglich sei, ihm jetzt mit einer Geldsumme zu Hülfe zu kommen. Sechs Wochen später erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters! Tieferschüttert übernahm er alle Schulden der Familie, nur solle man ihm Zeit lassen. [3]) Diese Last ward fast unerträglich durch die Bitterkeit einer Schwester, welche trotz aller seiner Aufopferung ihn fortwährend mit vorwurfsvollen Anforderungen bestürmte, und seine Geduld und brüderliche Liebe auf die härtesten Proben setzte, [4]) während er „von allen Menschen verlassen“ inmitten seiner „kümmerlichen und verwirrten Umstände“ in seiner Einsamkeit saß, gezwungen ums Brod zu schreiben, was sich eben ohne Heiterkeit des Geistes, ohne Frische der Stimmung schreiben ließ. Schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Wolfenbüttel klagt er seinem Bruder: „Ich habe es, weiß

1) XII. 253. 414.
2) XII. 395.
3) XII. 257—58.
4) XII. 305. 316.

Gott, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als eben jetzt, und diese Nothwendigkeit hat, natürlicher Weise, sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. — Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen." [1]) Diese Klage wiederholt sich durch alle die nächsten Jahre. „Unter allen Elenden, schreibt er an seinen Bruder (26. Mai 1771) ist, glaube ich, der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist. Doch was hilft alles Klagen?" „Der Bücherstaub", schreibt er bald darauf an Gleim, „fällt immer mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser seiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein." Dennoch will er nicht, „weil er selbst stumpf geworden, gegen diejenigen ungerecht werden, die es nicht sind, und keinen Sinn deshalb verachten, weil er selbst ihn unglücklicherweise verloren habe." „Aber, setzt er hinzu, ich will doch lieber gestehen, daß ich nun einmal leider so weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Lust und Nahrung finde, die ein gesunder Magen für sehr saftlos und unverdaulich erklärt." [2]) Er fühlte sich unproduktiv zur Poesie und sogar ohne Stimmung für ihren Genuß, und da er nicht Lyriker und die Elegie nicht seine Sache war, so fehlte ihm selbst das Mittel zur poetischen Befreiung. Wie es ihm aber bei seiner damaligen Beschäftigung mit dem Berengarius, Scultetus und anderen „theologischen Quisquilien und Ungereimtheiten" ums Herz war, sieht man aus dem Bekenntnisse darüber gegen seinen Bruder und gegen seinen Freund Moses Mendelssohn. Dem Ersteren schreibt er (4. Juli 1771): „ich bin seit ich Dir das letzte

1) XII. 268—269.
2) XII. 303.

Mal geschrieben, auch nicht einmal im Stande gewesen, mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige daß ich fähig gewesen wäre, etwas Gescheidteres vorzunehmen"; und den Letzteren bittet er um ein neues Werk des Engländers Ferguson mit dem Zusatze: „ich habe hier größtentheils nur solche Bücher, die über lang oder kurz den Verstand sowie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken!" Daran reiht sich dann noch die schwermüthige Frage: „Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigen Widersprüchen wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen?"

Die nächste Hauptsache für ihn war jetzt: Geld zu verdienen. „Das Geld, schreibt er an seinen Bruder, ist gerade das, was mir fehlt, und was mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig sein, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater." Da er nämlich seinem Bruder gestanden hatte, daß er in der Arbeit allein zeitweise den Verdruß und Kummer seiner Lage vergesse, so hatte ihn dieser sowie sein Verleger aufgefordert, seine dramatischen Pläne wieder aufzunehmen, „da es ja gleichgültig sei, was er arbeite." „Ihr irrt Euch sehr", antwortet er, „wenn Ihr glaubt, daß es mir bei solchen Umständen gleichgültig sein könne, was ich arbeite. Nichts weniger, weder in Ansehung der Arbeit, noch in Ansehung der vornehmsten Absicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brod geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge blos darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch um den andern in die Druckerei schicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben." Freilich nennt er in einem andern Briefe diese Arbeiten „Dinge, die auch ein größerer

Stümper eben so gut machen könnte. Aber in einem Seelenzustande wie der seine, sei gerade solche trockene Bibliothekararbeit, die sich ohne alle Theilnahme, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hinschreiben lasse, sehr erwünscht, denn er könne sich dabei zugleich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß er seinem Amte Genüge thue, und Manches dabei lerne, gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth sei, gelernt zu werden."

Wenn man diese Aeußerungen erwägt, so wird es erklärlich sein, wie der gedrückte Mann fortwährend seine Hoffnung auf das Lotto setzte, das in der Correspondenz mit seiner Freundin trotz alles gelegentlichen Moralisirens und Scherzens darüber, doch fortdauernd einen ganz ernsthaften Gegenstand bildet.[1]) Einmal will er freilich „alle weiteren Versuche aufgeben." „Ich soll durch Glücksfälle eben so wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich's recht überlege, so ist diese Art reich zu werden auch weder Ihrer noch meiner würdig." Indessen, setzt er, seine augenblickliche Moralaufwallung ironisirend, hinzu, sei das doch eigentlich nur die Geschichte des Fuchses mit den Trauben. Und in der That hat Lessing das Versuchen des Lottoglücks bis an das Ende seines Lebens nicht aufgegeben, — er besetzte noch drei Nummern wenige Stunden vor seinem Tode, — weil er fortwährend drückenden Mangel an Gelde litt.

Er war bis in sein vierzigstes Jahr ein kerngesunder Mann gewesen, der von Kränklichkeit nie etwas gewußt hatte. In dem ungesunden Wolfenbüttel verlor er seine Gesundheit. Die üble Lage des Orts, die gänzlich veränderte Lebensweise, das fortwährende Stubensitzen, die Bibliothekluft und der Bücherstaub, verbunden mit Kummer und Sorgen, mit unbefriedigter Sehnsucht und nagendem Verdrusse über seine Knechtschaft, deren ungewohnte Fesseln ihn von Jahr zu Jahr drückender umschnürten, machten aus

1) XII. 265. 272. 273—74. 284—85. 287. 290—91. 298. 311. 341. 350.

dem kräftigen Manne einen siechen Kränkling. Rheumatische Leiden aller Art, Beklemmungen, Angstschweiße, Schwindel, Zahnschmerzen, zuletzt auch schlimme Augen, die ihn Abends oft Monate lang am Lesen und Schreiben hinderten, wechselten Jahr aus Jahr ein ab, und wichen nur auf kurze Zeit, wenn er sich einmal durch einen Reiseausflug Luft- und Lebensveränderung schaffte. (XII. 356.) Alle seine Briefe [1]) sind voll Klagen über seine Verlassenheit, es blieb ihm also nur das einige Stunden entfernte Braunschweig als Aushülfsmittel. Aber die häufigen Touren dorthin, die gelegentlich zu Wochen-, ja Monatlangen Aufenthalten führten, kosteten viel Zeit und Geld. Er konnte dort nichts rechtes arbeiten, kaum einen Brief schreiben, der Zudrang der Bekannten zerstreute ihn, und nicht selten mußte er aus diesen Gründen sich eine solche Erheiterung versagen, obschon er seiner Freundin bekannte, daß es ihm schlechterdings Bedürfniß sei, von Zeit zu Zeit unter Menschen zu kommen, wenn er nicht zu Grunde gehen solle. „Sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, geht es wieder eine Weile", schreibt er ihr einmal, und fügt dann hinzu: „Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort!"

Die ersten anderthalb Jahre hatte er dies Leben ausgehalten, ohne der geliebten Frau, die zu entbehren seine Qualen steigerte, den vollen Einblick in seine Zustände und in seine Stimmung zu gestatten. Erst in dem Briefe vom 27. Juni 1772 entringt sich ein heftiger Aufschrei seiner starken Brust. „Wer von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch die Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich

1) XII. 304. 385. 403. u. a. O.

verträume meine Tage mehr als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin." Dieser Brief verräth auch das innerste Geheimniß seiner Seele. Es war vor allem die in seinem öden Einerlei sich immer steigernde Sehnsucht nach der entfernten Geliebten seines Herzens und die Verzweiflung über die unabsehbare Dauer dieser Trennung, welche seinen Zustand unerträglich machten. Ihr Bildniß ist seine einzige Freude. „Empfangen Sie nochmals meinen zärtlichsten aufrichtigsten Dank für den zwar stummen und todten, aber für mich doch sehr unterhaltenden, besten liebsten Gesellschafter in meiner Wolfenbüttelschen Einsamkeit! Ach wenn — — Sie wissen, was ich wünsche!" — In der unentweihten Brust dieses männlichen Mannes mußte das Gefühl einer so reifen und lebenausfüllenden Liebe sich aber um so mehr zum Schmerze der Sehnsucht steigern, je weiter er das Ziel der Vereinigung in ungewisse Ferne gerückt sah.

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt
Von jeder Freude."

Je länger der Aufenthalt seiner Geliebten in Wien dauerte, desto mehr hatte es ihn zu ihr hin getrieben,[1]) mochten doch die Menschen „davon denken was sie wollten." Er fühlte sich „schlimmer als krank"; „Ich bin mißvergnügt, ärgerlich, wild", schreibt er ihr am 26. Oktober 1772, „wider mich und wider die Welt auf-

1) XII. 369.

gebracht, Sie allein ausgenommen." Das waren die drei Monate, in welchen er eben dieser Stimmung halber außer Stande gewesen war, ihr auch nur zu schreiben. Jetzt „wollte er sein Herz wenigstens gegen die einzige Person in der Welt, gegen die er es thun könnte, ganz ausschütten", und er thut es in einer Weise, welche die ganze Unerträglichkeit seiner Zustände darlegt. Er hat und sieht nur einen einzigen Weg zu seiner Rettung, und dieser Weg ist — zu ihr. „Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tage dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen. — Also hören Sie, meine Liebe, was ich mir für einen Plan gemacht habe, denn wie es mit Ihnen gehen dürfte, sehe ich nun wohl. Sie werden entweder nie, oder sobald nicht von Wien wegkommen. Wenn ich also hier bleiben und die Hände in den Schooß legen will, so wird aus allem nichts, was ich mir in glücklichen Augenblicken manchmal so möglich und so leicht vorgestellt habe. Dieses Einzige folglich kann mich noch retten oder nichts." —

Dies einzige Rettungsmittel nun war der Plan seiner Reise nach Italien, die ihn natürlich zunächst nach Wien zu der Freundin führen sollte, von der er sich dann sicherlich nicht wieder zu trennen gedächte. Er wollte dort zugleich „mit eignen Augen sehen, was in Wien für ihn zu thun sei", da man ihm oftmals von Wien für seine Zukunft gesprochen hatte. „Finde ich es in Wien so, daß ich Wolfenbüttel darüber vergessen kann: desto besser. Finde ich es

nicht, so habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, besprochen, und ich weiß woran ich bin." Nur diesen Winter wollte er noch fleißig arbeiten; dann aber sollte ihn nichts halten, zu ihr zu eilen. „Das Herz bricht mir", schreibt er, „wenn ich bedenke, wie wenig ruhige Stunden auch Sie haben mögen!" Er verzichtet sogar auf die einzige Zerstreuung, die ihm seine Ausflüge nach Braunschweig gewähren, um nur jenen Plan zu ermöglichen. „Ich will mich gern", schreibt er mit Bezug darauf an seinen Bruder, „noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder gewinnen kann."

## Viertes Kapitel.

In dieser Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle", und zugleich in einem Zustande der Sehnsucht, wo ihn „jeder Brief den er an die Geliebte schreibt auf acht Tage unruhig und ihm alle Arbeit ekel machte", [1]) fand ihn der Beginn des Jahres 1773, das für ihn das schrecklichste seines Lebens werden sollte.

Er war nach Braunschweig gegangen, um einen Versuch zu machen, sich beim Hofe in Erinnerung zu bringen. Soweit hatte die Liebe seinen Stolz gebeugt. Er meldet es der Freundin mit den Worten: „Seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Ich bin zum neuen Jahre in Braunschweig bei Hof gewesen, und habe mit Andern gethan, was zwar nicht hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unter-

1) XII. 387.

läßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt; — der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an Etwas dachte, war — — ach Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für mich kommen?" —

Gerade diese Neujahrsaufwartung aber, die scheinbar sofort den besten Erfolg versprach, sollte Veranlassung zu einer langen Reihe neuer Leiden für ihn werden, und vor allen Dingen jenen von ihm zu seiner Rettung gefaßten Reiseplan vereiteln! Er sollte erfahren, was es heißt, „mit großen Herren zu thun zu haben", [1]) und auf praktische Weise die Studien zu dem Bilde eines leichtsinnigen Fürsten machen, die er später in der Zeichnung seines Hettore Gonzaga verwerthen mochte!

Sein ganzes Geschick war daran geknüpft, daß der Hof ihm in Betreff der versprochenen Verbesserung seiner Lage Wort hielt, und sich davon überzeugte, daß es denn doch, wie Lessing sich einmal ausdrückt, „nicht eben hübsch sei, wenn Leute, die außer dem Lande den meisten Ruf haben, in dem Lande das schlechteste Brod essen." In der That hatte es den Anschein, als ob ihm endlich geholfen werden solle. Kurze Zeit nach jener Hofcour nämlich ward Lessing durch den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, den späteren unglücklichen Helden des Champagne-Feldzugs und der Schlacht von Jena, der damals bereits als Mitregent seines Vaters die Regierung leitete, nach Braunschweig entboten. Hier eröffnete ihm derselbe von freien Stücken: er sei gewillt, ihm eine Stellung zu geben, die seinen Verdiensten entspreche. Der Professor Lichtenstein in Helmstedt, den der Herzog als speziellen Berather in allen solchen Diensten brauchte, welche die Geschichte und Rechte des Regentenhauses betrafen, war gestorben. Der Erbprinz trug also Lessing in der verbindlichsten Weise diese Stelle an. Er sollte sein Bibliothekariat daneben behalten und zugleich mit seinem Einkommen so

1) XII. 411.

gestellt werden, daß er sich mit vollkommenster Zufriedenheit in Braunschweig selbst fixiren könnte. Nur müsse er seine Projekte, den Braunschweigischen Dienst zu verlassen, von denen der Fürst, wie es schien, Kunde erhalten hatte, aufgeben, und sich entschließen zu bleiben.

Wer war glücklicher als Lessing, als er sich so unvermuthet endlich am Ziele aller seiner Wünsche sah! Er verhehlte nicht, „daß er es ohne eine baldige Verbesserung seiner Verhältnisse nicht lange mehr ausgehalten haben würde", nahm aber die ihm gebotene Stelle an, um so mehr, als ihm der Fürst vertraulich mittheilte, daß er durch dieselbe „einen Fuß auf Alles erhalte", und daß es nur auf ihn ankomme, seine jetzige Carrière sehr bald mit einer andern zu vertauschen. Voller Freuden meldete Lessing diese glückliche Wendung seines Schicksals der geliebten Freundin. In spätestens acht bis vierzehn Tagen, schrieb er derselben, werde der Erbprinz von einer plötzlichen Reise nach Potsdam zurückerwartet, worauf dann sofort die letztliche Entscheidung seines Schicksals für immer erfolgen werde. Dieser Brief war der einzige von allen, die er bis dahin aus Wolfenbüttel geschrieben, welcher ein reines Glücksgefühl athmet. [1]) Alle seine Braunschweiger Freunde drängten sich gratulirend zu ihm, und voll frohester Aussichten kehrte er in die Einsamkeit nach Wolfenbüttel zurück. Er sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte, und seine leibliche nnd geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessings Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheusqualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein

1) XIII. 391 u. 392.

unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Wissenschaft und Kunst schätzenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll korrespondirte und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ!

Lessing war, wie wir gesehen haben, nach Wolfenbüttel mit der festen Zuversicht zurückgekehrt, in spätestens acht bis vierzehn Tagen aller seiner Noth ein Ende gemacht zu sehen. Seine Ehre war bei der gewissenhaften Erfüllung des Fürstlichen Versprechens betheiligt, denn er hatte durch jene Meldung seiner verbesserten Lage den Verwandten seiner Verlobten, die nicht ohne Grund über sein langes Zögern befremdet waren, die vollständigste Beruhigung gegeben. Um so peinlicher war es ihm, als er statt jener kurzen Frist zwei Monate vergehen sah, ohne daß der Fürst etwas von sich hören ließ. „Ich möchte rasend werden!“ schreibt er am 3. April 1773 an seine Braut. „Was werden Sie von mir denken? Was müssen Sie von mir denken? Ich schrieb Ihnen vor länger als acht Wochen, daß allhier etwas für mich im Werke sei, was mein künftiges Schicksal auf einmal bestimmen werde, und hoffentlich so bestimmen werde, wie ich es wünsche. Wie ich es aber wünsche, weiß Niemand besser als Sie. Ich glaubte gewiß, daß keine acht, keine vierzehn Tage vergehen könnten, ohne daß ich Ihnen die völlige Gewißheit von der Sache schreiben konnte. Aber diese vierzehn Tage sind viermal vergangen, und Sie haben keine Zeile von mir gesehen. Und wenn ich Ihnen nicht eher wieder schreiben wollte, als bis ich es so kann, wie ich gern wollte: so könnten leicht noch einmal acht Wochen darüber hingehen; und wer weiß, ob ich Ihnen am Ende doch nicht schreiben müßte, daß ich betrogen worden! — Möchte ich nun nicht rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von

meiner Seite, läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen, und verlangt zu wissen, woran ich wäre. Aber keine, oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man eben so von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall so viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!" In demselben Sinne und fast mit denselben Worten meldet er wenige Tage darauf seinem Bruder: „In Jahr und Tag längstens schreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es ist ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin zu vergraben, ist eine Raserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen!"

Und wieder vergingen mehr als zwei Monate. Mehr als zwanzig Briefe hatte er an seine Braut, die ihn beschworen hatte, Geduld zu haben und abzuwarten, angefangen, ohne sie zu vollenden. Endlich schreibt er ihr (27. Juni 1773): „Nachdem ich drei Monate zu keinem Menschen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht, wo ich mehr fleißig sein wollen als fleißig gewesen, haben mich die Umstände endlich wieder einmal nach Braunschweig genöthigt. Ich habe mich sechs

Tage da aufhalten müssen und bin gestern wiedergekommen. Heiterer ein wenig: aber um nichts gebessert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Dies Verfahren ist mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müssen? Denn, bei Gott! ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen."

Und wieder andere zwei Monate später stand immer noch Alles auf demselben Punkte. Es war inzwischen der einzige Mann gestorben, an dessen „Trödelei" die Schuld der unverantwortlichen Hinzögerung gelegen haben sollte, der allvermögende Minister von Schliefert. Aber sein Tod, auf den Lessing neue Hoffnung gesetzt hatte, änderte nichts für ihn, und er sah sich, wie er (17. September 1773) seiner Freundin berichtet: „in Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden." Dazu quälte ihn der Gedanke, daß seine Freundin, die er Monate lang ohne Briefe ließ, weil er ihr nur Widriges zu melden hatte, an seiner Liebe für sie zweifeln könne [1]), und die Unmöglichkeit, zu thun was ihm sein gerechter Mannesstolz und sein beleidigtes Selbstgefühl als einzige Genugthuung zur Pflicht machten: den Dienst des Herzogs aufzugeben, vermehrte die Qual seines Innern. „Sie allein, schreibt er seiner Braut, haben mich bisher abgehalten, und halten mich noch ab, den übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon längst würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wissen diese Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen, so beschwöre ich Sie: verbannen Sie jeden argwöhnischen

1) XII. 401.

Gedanken, der sich Ihnen von meiner Seite dagegen vorstellen will." Aber noch war wenigstens sein Muth ungebrochen. Er meldet seinem Bruder, daß er auf zwei Vorstellungen keine Antwort erhalten. Jetzt wolle er zum dritten Male einkommen, „wo dann der Fuchs nothwendig zum Loche heraus müsse." „Zwingt man mich", fährt er fort, „meinen Abschied zu fordern, so werde ich freilich für den ersten Augenblick ein wenig in Verlegenheit sein, was ich mit mir anfangen soll; aber ich hoffe gewiß, auch nur für den ersten Augenblick." Allein je länger der Zustand währte, desto mehr verlor sein Selbstvertrauen an Spannkraft. In den vier letzten Monaten des Jahres 1773 kam er fast gar nicht mehr aus seinem „verwünschten Schlosse", wie er es immer wieder nennt, unter Menschen. Die langen einsamen Winterabende, die er seiner Augen wegen nicht einmal zum Arbeiten benutzen, und auch durch Geselligkeit nicht ausfüllen konnte, verdüsterten seine Stimmung immer tiefer. Er schrieb fast an keinen Menschen mehr, selbst nicht an Mutter und Brüder, und hatte nicht übel Lust, an seine vielen Bekannten ein Circular mit der Bitte zu erlassen, ihn für todt zu achten. Selbst die Briefe an seine einzige Freundin liegen Vierteljahre auseinander, weil er zehn Briefe zerriß, ehe er einen absendete. [1]) Ein tiefer Ingrimm gegen den Fürsten, der es gewagt hatte, ihn zu „nasführen", setzte sich immer fester in seinem Innern. „Ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen", schreibt er am 1. Dezember 1773 der Freundin. „Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden."

Wir haben schon früher gesehen, daß Eva König allen solchen Ausbrüchen des Zornes gegenüber diejenige war, die des gekränkten Mannes Ungeduld immer wieder auf einige Zeit durch liebevollen

1) XII. 404.

Zuspruch zu beschwichtigen wußte. Auch diesmal übte sie ihr trostspendendes und beruhigendes Amt. Selbst von Kummer und Sorgen bedrängt und niedergedrückt, antwortet sie ihm auf jenen Brief mit den Worten: „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären!“ Sie glaubt ihm nicht, daß er körperlich gesund sei, weil er sonst die Kraft haben würde, „dem aufgebrachten Wesen, das sich in jeder Zeile seines Briefes äußere, zu widerstehen.“ „Es ist wahr“, fügt sie hinzu, „man hat Ihnen übel mitgespielt, oder vielmehr in der Art verfehlt, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind.“ Daß der Fürst schon bei dem Antrage es nicht redlich gemeint habe, könne sie nicht glauben, sie müßte ihn denn zugleich für den Niederträchtigsten halten. Eher glaube sie, daß andere Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen, und daß Niemand ihn daran erinnere, da Lessing selbst es nicht thue. Dies sei um so wahrscheinlicher, da sie Kunde habe, daß die finanzielle Zerrüttung, in welche der regierende alte Herzog durch seine Verschwendung das Land gestürzt, das Haus bereits einem Reichsbankerutte nahegebracht habe. Ihr Zureden bewirkte wenigstens, daß Lessing jenen Brief an den Erbprinzen *nicht* schrieb. Aber desto schärfer zehrte der Geier des Unmuths an seinem Innern. Er ließ vier Monate vergehen, ehe er der Freundin Antwort gab: „Was könne er denn auch Besseres thun, als seine Raserei nur in der Stille abwarten, um keinem anderen Menschen damit beschwerlich zu fallen!“ Wie unerträglich ihm seine Lage war, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß er, der gegen alles „Professoriren“ auf Universitäten die gründlichste Abneigung hatte, doch sofort sich bereit zeigte, eine Professorstelle in Heidelberg anzunehmen, wenn er nur nicht nöthig hätte, sich darum zu bewerben. Denn lieber wolle er in den Tod gehen, als sich anbieten. „Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein; wenig-

stens mag man ihn nicht anders haben als so wohlfeil wie möglich.“ Freilich seinen Erbprinzen glaubte er jetzt hinlänglich zu kennen, „um sich als gewiß zu versprechen, daß derselbe, wenn er zur Regierung komme, lieber die ganze Bibliothek mitsammt dem Bibliothekar verkaufen als etwas für den letzteren thun werde.“

Man hat, um das unverantwortliche Verhalten des Braunschweig'schen Fürsten zu entschuldigen, dessen Unwissenheit über Lessings Verhältnisse vorgeschützt und gesagt, Lessing sei zu stolz und feinfühlend gewesen, um seine bedrängte Lage dem Fürsten zu eröffnen, der ihm sonst gewiß geholfen haben würde. Aber auch diese Ausflucht der fürstlichen Schmeichler und Lobredner ist nichtig. Wir wissen jetzt, daß Lessing jenen Schritt wirklich gethan hat. Es war zu Anfange des Jahres 1774, daß er sich durch das Drängen seiner Hamburger Gläubiger dazu genöthigt sah, in folgendem kurzen Briefe [1]) den Herzog um Hülfe anzugehen: „Ich unterstehe mich (schrieb er am 23. Januar 1774) zu Ew. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen. Ohne mein Verschulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir drei Quartale meiner Besoldung — vorausbezahlen zu lassen. Die Gewährung dieser Bitte werde ich als ein neues Merkmal der uneingeschränkten Gnade (!) meines Herrn lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit erkennen.“ Sein Gesuch ward gewährt, aber weder der altersschwache Herzog noch der Erbprinz fanden sich veranlaßt, sich weiter um das Geschick des Mannes zu bekümmern, der ihnen seine höchste bittere Noth so klar vor Augen gelegt hatte!

Am 20. April 1774 schreibt er seinem Bruder: „Schlechterdings will ich in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr mehr aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeständigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beschuldigen. Es ist nie

1) Westermanns Monatsschrift, Dezember 1856 S. 250 ff.

mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß geworden bin, so möchte ich es um Alles in der Welt nicht noch andere vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie, oder Poltronnerie, zu Stande gebracht habe — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Aber schrecklicher noch als dieser Ausbruch des gemarterten Mannes, der uns einen Einblick in die Tiefe des Abgrundes gewährt, an dessen Rande er sich in Folge seiner unglücklichen Lage befand, die, wie er ein halbes Jahr später an einen Freund schrieb, „wohl auch den besten Menschen als den nichtswürdigsten erscheinen lassen möchte", [1] — schrecklicher als dieser wilde Aufschrei des Zorns und einer sich zum letzten Entschlusse zusammenraffenden Verzweiflung ist doch die dumpfe Resignation, mit der sich der gefesselte Adler am Ende des Jahres 1674 in sein Schicksal ergiebt. Vergebens sucht er sich durch Arbeit zu betäuben, indem er sich „aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andere stürzt." Selbst die hier gemeinten literarischen Beiträge fürchtet er nicht lange mehr fortsetzen zu können. „Ich sehe", schreibt er am 11. November seinem Bruder, meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich darin." Noch rührender ist seine frühere

1) XII. 419—20.

Klage gegen seinen alten Freund Ramler (12. November 1773): „Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen! — Umsonst erinnern Sie mich unserer gemeinsamen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht sein sollen! Mit mir ist es aus, und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viele hatte, ist in mir erloschen!“ Selbst eine Erholungsreise nach Berlin zu unternehmen konnte er sich nicht mehr entschließen. „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Anscheine nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wiedersehen!“ An seine Freundin, die immer noch in Wien wellte, hatte er jetzt abermals ein volles halbes Jahr nicht mehr geschrieben. Als er endlich sein Schweigen brach, geschah es in demselben Gefühle hoffnungsloser Resignation. „Soweit bin ich schon (schreibt er am 10. Januar 1775), daß ich sehe, all' mein Kummer, all' mein Mühen, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll!“ Der Gedanke, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde, zieht sich wie ein finstrer Schatten durch eine Stelle dieses Briefes: „Ich scheine meinen Bekannten so vergnügt, schreibt er, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen!“

Diese Lage Lessings erklärt es, wie wenig er gestimmt sein konnte, dem Helden der Dichtung gerecht zu werden, die damals alle Herzen und Köpfe erfüllte. Wie verächtlich mußte ihm der verzärtelte Lebensüberdruß eines liebestechen Werther vorkommen, ihm, der unter dem Druck und der Qual ganz anderer Lebenslasten und Leiden Jahre lang auszuharren die Pflicht fühlte und die Kraft besaß! Nur im Zusammenhange mit Lessings damaligem Lebenszustande ist daher sein bekanntes hartes Urtheil über die Goethe'sche Wertherdichtung [1]) und über den Charakter ihres Helden richtig zu verstehen.

1) XII. 420. S unten das Kapitel: Lessing u. Goethe.

Aber mitten in dieser Resignation raffte er sich dann endlich wieder plötzlich zu einem gewaltsamen Entschlusse der Befreiung zusammen. Er war unmittelbar nach Absendung jenes letzten Briefes an seine Freundin nach Braunschweig gegangen, um einen neuen Versuch zu machen, seine Angelegenheit zu einem Abschlusse zu bringen. Dieser Versuch mißlang, und jetzt griff er zurück zu dem Entschlusse, den er vor zwei Jahren um jener Aussicht willen, mit der ihn der Erbprinz geködert, aufgegeben hatte. Er schrieb seinem Bruder (24. Januar 1775): „Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier nicht im Schlamme ersticken soll. — Längstens in vierzehn Tagen reise ich also von hier nach Leipzig, ob ich von da aus erst nach Dresden gehe oder erst nach Berlin komme, kann ich noch nicht sagen." Er ging eben in die Welt ohne festen Plan. Aber die weite Welt war lange genug sein Element gewesen, um ihm gleich nach den ersten Meilensteinen wieder den Vollgenuß seines alten Kraft- und Freiheitsgefühls zu erneuern. Er selbst nannte die Reise, zu welcher ihm ein Vorschuß seines halbjährigen Gehalts die Mittel liefern mußte, [1]) eine „abenteuerliche", beruhigte aber die Freundin in Wien von Berlin aus durch die Mittheilung, daß er seine Schiffe nicht hinter sich verbrannt, sondern vorerst nur einen Urlaub für eine Reise nach Berlin genommen habe. Daß er nach Wien wollte, hatte er in Braunschweig Niemanden mitgetheilt. Erst von Dresden aus erbat er sich Urlaub dorthin. In zwei Monaten dachte er wieder in Wolfenbüttel zu sein. Jetzt aber zog es ihn vor Allem zu der Freundin seines Herzens. Aus jeder Zeile, die er unterwegs an sie schreibt, spricht die Sehnsucht nach ihr, der Geliebten, die er nun drei lange Jahre entbehrt hatte. „Wenn ich doch

1) Westermanns Monatsschrift a. a. O. S. 251. Auch jetzt noch that der „edle" Braunschweiger Herzog nichts für den kranken der Hülfe so dringend bedürftigen Mann!

nur fliegen könnte!“ ruft er ihr von Dresden aus zu (24. März 1775). Selbst Prag, das er nie zuvor gesehen, hielt ihn nur einen Tag auf; und am 31. März genossen die beiden schwergeprüften trefflichen Menschen das Glück jenes zuvor erwähnten kurzen Wiedersehens.

---

## Fünftes Kapitel.

### Die italienische Reise.

Lessing war nach Wien mit dem Vorsatze gekommen, die Rückreise in die Heimath gemeinsam mit seiner Freundin anzutreten, der es endlich gelungen war, ihre dortigen Geschäftsangelegenheiten so weit zu ordnen, daß ihrer Verbindung mit Lessing jetzt kein wesentliches Hinderniß mehr entgegenstand. Sie selbst war so freudig ergriffen von dieser Hoffnung, daß in dem kurzen Briefe, in welchem sie ihn bat, seine Reise nach Wien zu beschleunigen, die volle Gewalt ihrer Liebe unaufhaltbar hervorbrach. Der Gedanke an das Glück, ihn wieder zu sehen, mit ihm zusammen die Rückreise in die Heimath zu machen, überwältigte sie fast. „Gott! wenn mir dieser Wunsch gewährt würde!“ ruft sie aus. Noch ist mir's wie ein Traum, daß ich das Vergnügen haben soll, Sie hier zu sehen. Ich umarme Sie indeß tausendmal in Gedanken.“ Sie wünscht nur, „daß seine Sehnsucht der ihrigen gleich sein möge.“ Sie malt es sich aus, wie sie auf dieser Rückreise mit ihm zusammen die Seinigen besuchen und den Segen seiner greisen Mutter sich für ihre Verbindung erbitten werde.

Aber kaum hatten sie nach dieser dreijährigen Trennung zehn kurze Tage lang das Glück des Wiedersehens genossen, als einer jener Zufälle, die wir so oft im Leben Lessings seine Pläne und

Aussichten durchkreuzen sehen, ihm zur ungelegensten Zeit die Erfüllung eines langgehegten Wunsches darbot, und das unter Verhältnissen, wo ein Ablehnen von seiner Seite schwer, ja fast unmöglich war. Es war nämlich bald nach Lessings Ankunft in Wien auch der jüngste Prinz des Braunschweigischen Hauses, der dreiundzwanzigjährige Prinz Leopold dort zum Besuche bei seiner Verwandten, der Kaiserin Maria Thersia, eingetroffen. Der Prinz wünschte von Wien aus eine Reise nach Venedig und Oberitalien zu machen, und stellte an Lessing das dringende Verlangen, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Lessing gerieth dadurch seiner Verlobten und seinen eignen Wünschen gegenüber in die peinlichste Lage. Indessen hatte er gewichtige Gründe, dem Sohne seines fürstlichen Herrn sein Verlangen nicht abzuschlagen. Der Prinz verbürgte sich für die Genehmigung seines Vaters in Betreff des mangelnden Urlaubs. Die Aussicht, durch solche aufopfernde Willfährigkeit seine Stellung in Wolfenbüttel zu verbessern, lag nahe. Die liebenswürdige Persönlichkeit des gebildeten, aufgeweckten jungen Fürstensohnes verstärkte das Gewicht von dessen Bitten, die selbst von Seiten der Kaiserin persönliche Unterstützung fanden. Und endlich gesellte sich zu dem Allen Lessings alter Wunsch Italien zu sehen, von dem er durch diese Reise, die anfänglich nur auf sechs bis acht Wochen angelegt war, wenigstens einen Vorschmack zu bekommen hoffte.

Er befand sich zudem nach Jahren tiefster Niedergeschlagenheit einmal wieder in einer gehobenen Stimmung. Die Reise nach Wien hatte ihn körperlich und geistig erfrischt und gekräftigt. Herausgerissen aus der Beschränktheit und Einsamkeit seines Wolfenbüttler Lebens hatte er im Verkehr mit Welt und Menschen wieder Selbstvertrauen und Hoffnung auf die Zukunft gewonnen. Ueberall waren ihm Verehrung und Liebe entgegengekommen. In Berlin arbeiteten Freunde und Gönner an dem Plane, ihm dort durch eine angemessen besoldete Stellung eine Stätte zu bereiten. In Wien, wohin ihm der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe, Baron von Swieten, die nach-

drücklichsten Empfehlungen mitgegeben, hatte er eine über sein Erwarten glänzende Aufnahme gefunden. Der Zauber seiner Persönlichkeit und ihrer edlen Einfachheit gewann ihm die Herzen Aller, die ihn kennen lernten. Schon in den ersten Tagen wurde er dem Kaiser und der Kaiserin auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgestellt, und von Beiden überaus huldvoll aufgenommen. Man gab im kaiserlichen Theater ihm zu Ehren seine Emilia Galotti, und ein Lebehochruf des versammelten Publikums empfing den bei der Darstellung anwesenden Dichter. „Nie noch ist ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab" schrieb bald nach Lessings Abreise der einflußreiche Staatsrath von Gebler an Nicolai nach Berlin, und setzte hinzu: daß er Alles aufbieten werde, um diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten dauernd für Wien zu gewinnen. Die Kaiserin, bei der er vor seiner Abreise noch eine Audienz hatte, gab ihm, als sie vernahm, daß er sich entschlossen habe, den Prinzen Leopold, den sie sehr liebte, auf seiner Reise zu begleiten, ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Statthalter der Lombardei, Grafen Firmian in Mailand, einen durch Gelehrsamkeit und Bildung gleich ausgezeichneten Staatsmann, mit. Man weiß, daß aus all' den damaligen glänzenden Projekten, Geschmack und Bildung in Wien und Oesterreich von oben herab durch Stiftung von Akademien und Herbeiziehung norddeutscher Gelehrten zu heben, nichts geworden ist. Aber es macht doch einen eigenen Eindruck, den Dichter der Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, den ein Friedrich der Große jahrelang in seiner Nähe gehabt hatte, ohne von ihm jemals Notiz zu nehmen, in Wien so gefeiert, eine Maria Theresia sich mit ihm über Wissenschaft und Kunst unterhalten und ihn um sein Urtheil über den Stand der Bildung und des Geschmacks, der Gelehrsamkeit und Literatur, der öffentlichen Anstalten und des Theaters befragen zu sehen. Lessing, der den Höchsten gegenüber stets seine vorsichtige Haltung und

Würde bewahrte, gab ausweichende allgemeine Antworten, und entschuldigte sich mit seiner unzulänglichen Kenntniß der dortigen Zustände. Indessen die Kaiserin fand den wahren Inhalt seiner Meinung richtig genug heraus. „Ich glaube Ihn zu verstehen", sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke bei uns nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe Alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten, aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Am 25. April trat Lessing seine Reise mit dem Prinzen an. Der Abschied von seiner Verlobten ward Beiden schwer, zumal der Zurückbleibenden, die alle ihre Hoffnung auf eine gemeinsame Rückreise vereitelt sah. „Gott mag es Ihrem Prinzen verzeihen," schrieb sie ihm wenige Tage nach der Trennung, „daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr. Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen." Indessen hoffte sie immer noch, daß Lessing zeitig genug mit dem Prinzen zurückkehren werde, um sie wenigstens von Heidelberg aus, wohin sie von Wien ihre Reise richtete, in die Heimath nach Hamburg geleiten zu können. In Heidelberg erhielt sie nach sieben Wochen den ersten Brief ihres Verlobten aus Mailand, und war glücklich, endlich wieder von ihm Kunde zu haben. Ein zweiter Brief aus Venedig, den sie vier Wochen später empfing, nahm ihr aber alle Hoffnung auf das ersehnte Zusammentreffen in Heidelberg und die gemeinsame Rückreise. Betrübt trat sie dieselbe Ende Juli allein an und ihre Betrübniß steigerte sich zu schwerstem Kummer, da seit jenem zweiten Briefe plötzlich alle Nachricht von dem theuren Manne aufhörte. In ihrem Briefe vom 3. August macht sie sich „tausend sorgenvolle Gedanken über seine Gesundheit," da er in Venedig sich unwohl gefühlt hatte: sie fürchtet, „daß er an irgend einem elenden

Orte krank darniederliege." Von Woche zu Woche hofft sie vergeblich auf Nachricht; aber es vergehen vier, fünf, ja sechs Monate, und kein Brief kommt! Da, zum Erstenmale in der langen Prüfungszeit ihrer Liebe wird sie irre in ihrem Glauben an Herz und Charakter des Geliebten. Gerüchte dringen zu ihr, bald daß er in Korsika, bald daß er in Rom sei, und dort für immer zu bleiben gedenke. Endlich erfährt sie, daß man ihn aus Neapel in Braunschweig zurück erwarte; aber sie vermag dieser Nachricht kaum mehr Glauben zu schenken. Rührend ist die sanfte Weise, in welcher sie in ihrem Briefe vom 5. November ihrem Schmerze und ihren Klagen gegen ihn Worte giebt: „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht? Haben alle die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? Ihre letzten Worte haben Sie sicherlich vergessen, wo Sie so heilig versprachen, mich durch öftere Briefe zu beruhigen. Sie wissen doch wohl, daß alles Leiden und Trübsal, das mir zustoßen kann, durch einige Zeilen von Ihnen gemildert werden kann. Warum vernachlässigen Sie mich denn so ganz und gar? Vielleicht denken Sie jetzt wieder so, wie Sie schon einmal gedacht haben. — Wollte Gott ich könnte dann auch so denken." Die letzten Worte waren eine Anspielung an jene unselige Zeit Lessings in Wolfenbüttel, wo er, als seine Aussichten unerfüllt blieben, sich echt Tellheimisch entschlossen hatte, die Freundin nicht weiter an sein Geschick zu fesseln. — „Sie böser Mann," fährt sie in demselben Briefe fort, „zuletzt wird die ganze Welt über Sie schelten, und ich werde nicht schelten, aber weinen! Gewiß, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich durch Ihr Stillschweigen quälen, Sie würden sich dem größten Vergnügen entziehen, um sich mit mir zu unterhalten, und mich zu beruhigen. Das kann ja mit so wenig Worten geschehen. Sagen Sie mir nur: Ich bin gesund und Ihr Freund, so bin ich zufrieden. Ich hoffe, daß Sie das gewiß bald thun werden." Aber es vergingen wieder zwei Monate, ohne daß diese Hoffnung sich erfüllte. Erst im Januar 1776 erhielt

sie endlich einen Brief von Lessing, der dessen Zurückkunft nach Wien meldete.

Während sie nun so in dieser Zeit alle Sorgen und Qualen eines liebenden Herzens durchlitten hatte, waren dieselben ihrem Geliebten ebenso wenig erspart geblieben. Während sie ihn krank oder sich von ihm aufgegeben glaubte, aber doch wenigstens hier und da durch die Zeitungen Nachrichten von seinem Leben und Wohlbefinden empfing, hatte Lessing, der seit dem 29. April im Laufe seiner ganzen italienischen Reise außer ihrem ersten Briefe „keinen Buchstaben von ihr gesehen hatte," sich den schwärzesten Befürchtungen hingegeben. „Was konnte ich, was durfte ich", schrieb er später aus Wien am 26. Dezember, „anders glauben, als daß Sie todt, oder doch wenigstens so krank sein müßten, daß Sie mir unmöglich einige Nachricht von Sich zukommen lassen könnten?" „Mit diesen schwarzen Gedanken" hatte er sich die ganze Reise hindurch geschleppt, bis er durch den Brief eines Braunschweiger Freundes, den er in Bologna am 5. Dezember empfing, wenigstens von dem Leben der Geliebten Kunde erhielt. Sofort eilte er nach Wien, wo er ihre sämmtlichen Briefe, Dank der unverantwortlichen Nachlässigkeit gewissenloser Freunde, welche deren Besorgung übernommen hatten, unabgesendet vorfand! Er selbst hatte, da alle seine ersten Briefe unbeantwortet blieben, das weitere Schreiben an die Freundin in seiner Verzweiflung ganz aufgegeben, und so hat auch uns die Gewissenlosigkeit jener Wiener guten Freunde um den Genuß gebracht, Lessings italienische Eindrücke in der Frische vertraulichster brieflicher Mittheilung zu lesen, wofür sein fragmentarisches Tagebuch nur einen sehr unvollständigen Ersatz bildet.

Erst das Jahr 1776 sollte endlich die so schwer geprüften Liebenden an das Ziel der langersehnten Vereinigung führen, doch nicht ohne vorher noch neue Hindernisse in ihren Weg zu werfen. Ehe wir indessen zu der Erzählung derselben fortschreiten, ist es nothwendig, zuvor Lessing auf seiner Reise durch Italien zu begleiten.

Das lang erwartete Tagebuch von Lessings italienischer Reise ist jetzt endlich erschienen.[1]) Aber die wenigen Blätter, gefüllt mit abgerissenen Notizen der allerverschiedensten Art, verdienen eigentlich diese Bezeichnung in keiner Weise. Sie sind nichts als ein Notizbuch, in welches der Reisende mit flüchtiger Hand dies und jenes stofflich ihm Bemerkenswerthe verzeichnet, um es dann in Briefen oder Tagebüchern genauer auszuführen, oder überhaupt nur gelegentlichem Gebrauche aufzubehalten. Auch ist nur für den Turiner Aufenthalt von zwölf Tagen ein Datum regelmäßig und für den Aufenthalt in Rom ein solches hier und da vorgemerkt; die größere letztere Hälfte der Aufzeichnungen dagegen ist ohne alle solche Angabe der Zeit und des Orts. Ueber die erste Hälfte der Reise vom Anfange des Mai bis zum 24. August, wo die erste Aufzeichnung beginnt, also über Lessings erste italienische Eindrücke, über seinen Aufenthalt in Brescia, Mailand, Venedig, Florenz, Genua, Livorno und seine Reise nach Korsika findet sich gar nichts vermerkt; und so sind wir mit unserer Kunde über dies bedeutende Lebensereigniß neben jenen spärlichen Aufzeichnungen auf die vier Briefe beschränkt, welche Lessing in den ersten zwei Monaten aus Italien schrieb.

Durch Lessings ganze letzte Lebensperiode zieht sich eine gewisse dämonische Ironie des Schicksals, das ihm jeden großen Lebenswunsch nur deshalb zu erfüllen schien, um ihm durch solche Gewährung neue Leiden und Bitternisse zu bereiten. Auch seine italienische Reise ist davon ein sprechender Beweis.

Was er lange Jahre hindurch erstrebt hatte, das Glück, Italien kennen zu lernen, sah er sich in einem Augenblicke und unter Umständen gewährt, die dies Glück zu einem unvermeidlichen Uebel machten und den erwarteten Genuß in eine Kette von Widerwärtigkeiten verkehrten. Schon daß ein Lessing, — der so ganz auf einsame

1) In der neuesten Ausgabe seiner Werke von W. v. Maltzahn. XI. 2 S. 29—63.

Unabhängigkeit gestellt, war daß er bei seinem früheren Reiseprojekte selbst alle und jede Empfehlungsbriefe ablehnte, — jetzt sich gezwungen sah, die lang ersehnte Reise in das Land seiner Wünsche als abhängiger Begleiter eines Fürsten zu machen, kann wohl eine Ironie des neidischen Schicksals heißen. Noch schlimmer aber war es, daß diese seine Abhängigkeit ihn wider alles Erwarten zwang, in ziel- und planlosem Fluge ein Land zu durchschweifen, das in geordneter Folge zu durchforschen keiner wie er befähigt und vorbereitet war. Er hatte sich mit schwerem Herzen entschlossen, den Prinzen, von dessen Dankbarkeit er eine Aenderung seiner Wolfenbütteler Verhältnisse erwarten durfte, auf acht Wochen zu begleiten; denn höchstens auf einen solchen Zeitraum war ursprünglich die Reise angelegt, [1]) und ein solcher Ausflug nach Oberitalien versprach ihm jedenfalls zum Ersatz für das doppelte Opfer welches er brachte, „einen Vorschmack" des Landes, in das ihn seit Jahren seine Sehnsucht zog. Dieser Vorschmack war allerdings von der erfreulichsten Art. Schon aus Mailand schrieb er seinem Bruder, alle seine Eindrücke seien der Art, „daß dadurch sein alter Gedanke, in Italien zu leben und zu sterben wieder ganz erneuert sei." [2]) Dennoch wünschte er für jetzt sehnlich die Rückreise herbei. Sein Herz blutete an der Trennung von der Geliebten. „Es geht keine Stunde hin, schrieb er ihr aus Mailand (8. Mai 1775), wo ich nicht einmal Gelegenheit finde es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht." Er war daher fast in Verzweiflung, als er einen Monat später aus Venedig ihr melden mußte, daß die Rückreise sich noch um einige Wochen verzögern werde, da persönliche Rücksichten den Prinzen bestimmten, nicht eher wieder

1) XII. 432. 434.
2) XII. 430.

nach Deutschland zurückzukehren, bis seine Verhältnisse dort geordnet sein würden. „Das hat man nun davon," schreibt er an die Freundin, „daß man sich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht." Die Ordnung jener Verhältnisse verzögerte sich aber von einem Zeitpunkte zum andern. Die acht Wochen der Reise wurden zu eben so vielen Monaten, während deren Lessing, gezwungen die bunten Kreuz- und Querzüge des jungen Fürsten zu begleiten, deren Abbrechen jeden Tag zu erwarten stand, unfähig selbst eine solche Flugreise gehörig zu benutzen, unfrei in seiner Zeit, ohne gehörige Vorbereitung, ohne Bücher und Hülfsmittel, die er stündlich entbehrte, noch obenein durch das gänzliche Ausbleiben aller Briefe aus der Heimath seine Verstimmung bis zu düsterer Verzweiflung gesteigert sah. Gewiß, diese italienische Reise ist die unglücklichste, die je ein deutscher Schriftsteller gemacht hat.

Die Reisenden gingen von Venedig über Florenz nach Livorno. Von hier aus meldete Lessing am 17. Juli seiner Braut zum dritten Male, daß auch jetzt der Prinz noch nicht zurückkehren könne, und deßhalb ein Ausflug nach Korsika beschlossen sei. Sein Brief ging verloren, und von der Tour selbst, welche etwa vierzehn Tage währte, ist keine Notiz erhalten. Am 3. August war man in Genua, wo die Rückreise nach Turin angetreten wurde. Allein da auch hier die Entscheidung über des Prinzen Zukunft noch nicht eingetroffen war, so entschloß sich derselbe nach etwa vierwöchentlichem vergeblichen Harren wieder umzukehren und in aller Eile noch Rom und Neapel zu sehen. Man ging also von Turin am 9. September über Alessandria, Tortona, Voghera, Pavia, Parma, Reggio, Modena, Bologna, und Loretto nach Rom, wo die Reisenden einschließlich von drei in Frascati und Albano zugebrachten Tagen nur etwa vierzehn Tage verweilten, welche Zeit noch obenein durch Staatsbesuche beim Papste und den ersten Cardinälen, die Lessing

mitmachen mußte, verkürzt wurde. „Am 26. September mit Herrn Reiffenstein (dem aus Goethe bekannten Fremdenführer) zu besehen angefangen", lautet eine Bemerkung in Lessings Notizbuche. [1]) Von Rom ging man nach Neapel, und von dort nach Rom zurück, wo endlich der Prinz von seinem Vater durch einen Courier den Befehl zu schleunigster Rückreise erhielt, die denn auch unverzüglich angetreten wurde. Zu Anfange des Dezember war Lessing wieder in Deutschland. In München trennte er sich von dem Prinzen und ging über Wien, Dresden und Berlin nach Wolfenbüttel zurück.

Die erhaltenen Tagebuchblätter, so unvollständig und zerrissen sie auch vorliegen, geben dennoch von der Vielseitigkeit des Interesses Kunde, welches Lessing an Land und Volk Italiens nahm. Daß den Verfasser des Laokoon die Schätze alter und neuer Kunst anzogen, daß den Antiquar die zahllosen Denkmale der Vergangenheit fesselten, und den gelehrten Literator die Bibliotheken und die gesammte alte und neue Literatur des Landes in Anspruch nahmen, und daß er endlich die Gelegenheit nicht von der Hand wies, mit den Celebritäten unter den Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern Italiens persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen, würde sich von selbst verstehen, auch wenn sein Tagebuch es nicht ausdrücklich bekundete. Sein Name war berühmt genug, um selbst in Italien ehrenvoll bekannt zu sein. Der alte blinde Kardinal Albani, einst Winckelmanns Gönner, stellte ihn persönlich dem Papste Pius VI. vor, der Neapolitanische Staatsminister Marchese Tanucci, Neapels berühmter Reformator, empfing ihn mit Auszeichnung, der Kardinal Herzog Braschi, der hochgebildete Neffe des Papstes, verehrte dem berühmtesten Schriftsteller Deutschlands ein prachtvolles, mit antiken Kameen eingefaßtes Medaillon, und die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Italiens beeiferten sich, ihm freundlich entgegenzukommen. In Venedig fand er in einer Sammlung moderner

1) Werke XI. 2. S. 41. Maltzahn.

ausländischer Dramen in italienischer Uebersetzung von Elisabetta Caminer auch seine Miß Sara Sampson; [1]) wie ihn denn überhaupt die Bemerkung erfreute, daß die Italiener anfingen, sich um die neuere deutsche Literatur zu bekümmern, und Gellert, Geßner und Klopstock in ihre Sprache einzubürgern. Dagegen klagte er später gegen Winckelmanns Freund, den Bibliothekar Daßdorf in Dresden, daß die Italiener sich um ihre eigene ältere Literatur zu wenig bekümmerten, und daß er z. B. die Originalausgabe von Benvenuto Cellini's Abhandlungen über die Goldschmiedskunst und über die Bildkunst in allen Bibliotheken Italiens vergeblich gesucht habe. [2])

Aber auch die socialen Verhältnisse, die politischen und bürgerlichen Zustände, das Volksleben und seine mannigfaltigen Aeußerungen, die verschiedenen Sprachdialekte, die Bildungsanstalten, das Theater, die Baukunst, die Lebensweise bis auf Speisen und Getränke, erscheinen in jenen kurzen Tagebuchnotizen als Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Besonders charakteristisch sind zwei Aeußerungen. Ein Piemontesischer Schriftsteller Joseph Baretti, der lange in England gelebt und ein Werk über Italien und die Italiener geschrieben hatte, in welchem er die in seinem Vaterlande Piemont herrschende Unwissenheit beklagte, war deshalb von einem patriotischen Landsmanne Giuseppe Vernazzo zurechtgewiesen worden, welcher jenen Vorwurf durch den Hinweis auf die große Zahl Piemontesischer Gelehrten abzulehnen suchte. Dazu bemerkt nun Lessing trocken: er glaube nicht, daß die Menge von Gelehrten hierbei in Betracht komme, da neben vielen Gelehrten das Volk doch sehr unwissend sein könne! Die zweite Bemerkung betrifft das kurz zuvor zwischen Sardinien und dem päpstlichen Stuhle, wie immer, zum Nachtheile der weltlichen Regierung abgeschlossene Con-

1) Werke XI. 2. S. 57. Maltzahn. vergl. S. 47.
2) Siehe Daßdorfs Anmerk. zu Winckelmanns Brief an Riedesel vom April 1763 (Winckelmanns Werke II. S. 522 Stuttg.).

cordat. „Philosophische Rechtsgelehrte", bemerkt Lessing, „sind mit diesen Concordaten überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch Mißbräuche und Eingriffe endlich in Gerechtsame verwandelt werden, zu welchen der Regent seine Einwilligung gegeben!"

Lessing hat die Eindrücke seiner Italienischen Reise nicht verwerthet. Sein Schicksal, das ihm die gehoffte Wiederholung dieser Reise versagte, verhinderte ihn daran; und wenn wir in den Werken seiner letzten Lebensperiode uns nach irgendwelchen Spuren jener Eindrücke umsehen, so wüßte ich nur die Figur des Klosterbruders in seinem Nathan als eine solche zu nennen, zu welcher er die Studien in Italien gemacht hat. [1]) Daß aber die uns erhaltenen Tagebuchnotizen weit nicht Alles enthalten, was Lessing auf jener Reise aufgezeichnet hat, geht aus dem neuerdings bekannt gemachten Verzeichnisse seines gerichtlich aufgenommenen literarischen Nachlasses [2]) und aus einem Briefe des Jahres 1777 an Nicolai hervor, [3]) in welchem er dem Freunde schreibt, daß er, sobald er nur die „ekle, undankbare, Zeit versplitternde Arbeit" für seine Beiträge hinter sich habe, an bessere Dinge gehen wolle, zu denen er noch Kräfte zu haben glaube. Er rechne dazu allerdings verschiedene Anmerkungen, die er auf seiner Italienischen Reise gemacht zu haben glaube, und durch welche die Antiquarischen Briefe noch erst ein ordentliches Buch werden sollten. Alle diese Aufzeichnungen aber sind uns, wahrscheinlich für immer, verloren. —

---

1) Vergl. Ein Jahr in Italien, II. S. 523—525.

2) S. Westermanns deutsche Monatsschrift Nr. 3. Decbr. 1856, wo zwei verschiedene Hefte aufgeführt werden, von denen das eine als: „Zur Beschreibung (von) Lessings Reise nach Italien", das andere „Manuscripte von Lessings Italienischer Reise" betitelt ist.

3) XII. 492.

# Sechstes Kapitel.

## Lessings Heirath.

Am 28. Februar 1776 traf Lessing wieder in Braunschweig ein, gerade ein Jahr nachdem er von dort jenen improvisirten kurzen Ausflug unternommen hatte, der gegen alle Absicht und Berechnung zu der größten und längsten Reise seines Lebens werden sollte.

Er war in trüber Stimmung schon als er auf der Rückreise Wien erreicht hatte; und diese Stimmung verdüsterte sich mehr und mehr, je weiter er nach Norden zurückkam. Seine Italienische Reise erschien ihm als ein Fehlgriff. Er hatte sich, in seinem Sinne unvorbereitet, ohne Plan und feste Zwecke auf dieselbe eingelassen; Störnisse aller Art, herbeigeführt durch die Abhängigkeit von seinem fürstlichen Begleiter, hatten ihn gehindert, selbst aus dem was sich ihm darbot, den möglichen Vortheil zu ziehen. Dazu empfing ihn, wie er klagte, nach dem milden Himmel Italiens ein harter deutscher Winter mit allen seinen Schrecknissen, und vor sich sah er die alten noch immer nicht geänderten Verhältnisse seiner Wolfenbütteler Stellung, deren Druck er sich durch jene Fluchtreise vor einem Jahre zu entziehen gehofft hatte. Die Aussichten für Wien waren mehr als ungewiß, und der Gedanke, auf diese Aussichten seine Hoffnung zu bauen, ward ihm verleidet durch seine innere Abneigung gegen das dortige Leben und durch seine Verlobte, die in allen ihren Aeußerungen immer darauf zurückkam, [1]) daß Wolfenbüttel für ihren Lessing, der nun einmal durchaus nicht für das Hofleben passe, wie für ihr beiderseitiges Leben, doch immer noch der gemäßeste Ort bleibe, wenn nur seine Stellung einigermaßen seinen Wünschen entsprechend verbessert werde. Lessing selbst theilte diese Ansicht. Dennoch kam er zurück mit dem festen Vorsatze, unter keinen Um-

1) XIII. S. 535. 541. 543.

ständen in seinen alten Verhältnissen auszuharren, wenn man ihm die seit so vielen Jahren verheißene Verbesserung nicht gewähre. Er wiederholte dies schon unterwegs in allen seinen Briefen an die Freundin, [1]) und so sehr drängte es ihn, in Braunschweig sofort persönlich sich über seine Zukunft Gewißheit zu verschaffen, daß er selbst auf die Freude verzichtete, seine Verlobte, wie er versprochen und diese dringend gebeten hatte, vorher in Hamburg wiederzusehen. Er ging von Wien über Prag und Dresden, von wo aus er nach eilf Jahren einmal wieder seine alte Mutter besuchte, nach Berlin. Seine Mittel waren übrigens so erschöpft, daß er bei seinen Brüdern Anlehen machen mußte, um seine Reise nach Braunschweig bestreiten zu können.

Dort fand er natürlich — Alles beim Alten. In seiner Sache war noch immer nichts geschehen!

Diese Vernachlässigung kränkte ihn im höchsten Grade. Schon in Dresden, wo er einen Verwandten der ihm eng befreundeten Hamburger Familie Reimarus, den königl. dänischen Geschäftsträger von Hennings, aufsuchte, hatte er diesem gestanden: „daß er in Wolfenbüttel nie nach seiner Neigung und seinem Geschmacke habe arbeiten können", ein Geständniß, das dem jungen begeisterten Verehrer Lessings einen Klageruf über solche unwürdige Fesseln des edelsten deutschen Geistes entlockte. Jetzt schrieb er der Freundin drei Tage nach seiner Rückkehr: „Ich werde noch acht bis vierzehn Tage warten und sodann dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß mich das gänzliche Derangement meiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da ich diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, ich genöthigt sei, um meinen Abschied zu bitten. Will man etwas für mich thun, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen. — Ja, meine Liebe, an diese Zukunft kann ich nicht denken, ohne die Feder wegzuwerfen."

1) XII. 436. 437. 439.

Hier nun bewährte sich die liebevolle Klugheit und die einsichtige Energie seiner Verlobten in ihrer ganzen Größe. Freudig bereit, ihr Leben ganz nach den Bedürfnissen des geliebten Mannes einzurichten, beschwor sie ihn auf das Dringendste, keinen übereilten Schritt zu thun. „Nicht umsonst“, schreibt sie ihm zurück, „habe ich mich vor Ihrem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der That Schrecken und Angst verursacht. Die Art wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen. Und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt auszugeben. Das hieße, sich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, hätten bisher immer das Ihrige zugesetzt, und fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, so wie ich fast gewiß bin, daß wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte.“ Sie bittet ihn, dem Erbprinzen, den er für seinen Gönner nicht halte, doch durch jenen übereilten Schritt keine Waffen gegen sich in die Hand zu geben. Sie stellt ihm vor, daß er, wenn man auf sein Abschiedsgesuch eingehe, keine Aussicht habe, in Dresden anzukommen, wo man ihm bei seiner letzten Anwesenheit auf Hagedorns Stelle als Direktor der Kunstanstalten Hoffnung gemacht hatte, da ja Hagedorn noch lebe. — Und in der That lebte derselbe noch über vier Jahre.

Dieser Brief verfehlte auf Lessing seinen Eindruck nicht. Nicht daß er den von seiner Freundin so sehr gefürchteten Schritt ganz unterlassen hätte. „Aber er that ihn mit mehr Behutsamkeit.“ Er schrieb zunächst an den Erbprinzen und stellte demselben das un-

würdige Verfahren, das man gegen ihn seit den letzten drei Jahren geübt, „so handgreiflich vor", daß es ihn, wie er sich ausdrückte, „äußerst piquiren mußte." „Aber es hat seine Wirkung gethan", schreibt er der Freundin. „Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abschied fordern wolle, ist ihm (dem Erbprinzen) sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Leider ist dieser Brief Lessings, den er seiner Verlobten nebst seiner Erwiederung auf die Antwort des Prinzen abschriftlich mittheilte, verloren! Sie müssen Meisterstücke edlen Freimuths und männlicher Gesinnung gewesen sein. Denn Eva König, die in ihren Ausdrücken stets so maaßvolle Frau, schrieb ihm über dieselben: „Wenn ich Sie nicht schon vorher so sehr geschätzt und geliebt hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Fürsten mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt!"

Dennoch verzögerte sich die letzte Entscheidung noch bis zum Anfange des Sommers hin, und zwar durch die Schuld des Erbprinzen, der in diesem ganzen Handel fortdauernd in dem unvortheilhaftesten Lichte erscheint, und es sogar nicht unter seiner Würde hielt, Lessing in einem mit Absicht falsch datirten Briefe zu einer Audienz zu berufen, die derselbe eben deshalb nothwendig versäumen mußte. [1]) Wohl war es eigene Erfahrung, die Lessing später seinem Nathan die berühmten Worte in den Mund legen ließ:

„— — Zu klein?
Was ist für einen Großen denn zu klein!"

Und was war es, um dessentwillen ein deutscher Fürst einen Lessing, den Stolz der deutschen Nation, sich Jahre lang in Sorge, Noth und Verzweiflung verzehren, seine Geisteskräfte untergraben oder in unwürdigen Arbeiten zur Gewinnung des täglichen Brodes ab-

1) XII. 446. XIII. 547.

ſtumpfen ließ? — Eine Gehaltserhöhung von — zweihundert Thalern!! denn nicht höher belief ſich die endlich nach ſechsjährigem Harren gewährte Zulage, die ſein Gehalt von ſechs- auf achthundert Thaler brachte! Als Wundpflaſter für alle die erlittenen Kränkungen verlieh man ihm dazu — den Hofrathstitel! bei einem Leſſing eine Ironie, wie ſie ſchärfer die deutſche Literaturgeſchichte nicht kennt. Wie Leſſing ſelbſt darüber dachte, wie gründlich er die Belehnung mit einem ſolchen Kinderſpielzeuge armſeliger Eitelkeit verachtete, haben wir bereits oben geſehen.

Am achten Oktober 1776 wurde Leſſing endlich auf dem Landſitze einer befreundeten Hamburger Familie mit ſeiner geliebten Eva in aller Stille verbunden. Nur die nächſten Verwandten der Braut waren als Zeugen zugegen, da er ſich ausdrücklich jede größere Geſellſchaft verbeten hatte. Wenige Tage darauf führte er ſeine Gattin nach Wolfenbüttel heim. Von dort aus ſchrieb er ſeinem Bruder Karl, dem er erſt wenige Wochen vor der Trauung Kunde von ſeinem Verlöbniſſe gegeben hatte: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir viel zu ſagen und ſollte auch wohl. Meine Frau kennſt Du, obgleich Du Dich ihrer wohl ſchwerlich erinnern wirſt, weil ſie Dich nur ein einziges Mal geſehen. Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie Alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geweſen ſein. Kurz, komm' auf den Sommer zu uns, und ſieh!“ — An ſeine Schweſter aber, die ihm den Segenswunſch ſeiner Mutter berichtet hatte, ſchrieb er: „Dieſer Segen, hoffe ich, ſoll begleiten! denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo wie ich ſie mir längſt gewünſcht habe, eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“

# Zehntes Buch.

## Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbütteler Leidensjahre. 1770—1775.

### Emilia Galotti.

# Erstes Kapitel.

**Lessings literarische Thätigkeit während der sechs ersten Wolfenbüttler Lebensjahre. 1770—1775.**

Wir haben in den letzten Kapiteln den Gang der persönlichen Lebensschicksale des großen Mannes ohne Unterbrechung bis zu dem Punkte geführt, wo sich für den schwergeprüften Dulder ein endlicher Abschluß seiner Leiden in der glücklichen Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens darzubieten schien. Wenn unsere Darstellung zu dem Ende darauf verzichten mußte, seine literarische Thätigkeit während dieser sechs Jahre der Erzählung einzuflechten, so gewährt sie dem Leser dafür den Vortheil, die Einwirkung der persönlichen Zustände auf das geistige Thun und Treiben Lessings während dieser unseligen Periode seines Lebens übersehen und daraus den Aufschluß gewinnen zu können für die vielfach zerstückelte Art und Weise, in welcher seine Thätigkeit während dieser Jahre vor uns erscheint.

Denn wenn wir die Lessing'schen Schriften dieser langen Periode überblicken, so finden wir, mit einziger Ausnahme der übrigens schon früher entworfenen Emilia Galotti, nichts, das sich auch nur von fern an die Schöpfungen der vorhergehenden sechs Jahre, an Minna von Barnhelm und Laokoon, an die Dramaturgie oder selbst nur an die antiquarischen Briefe stellen könnte. Es sind fast lauter Kleinigkeiten von geringer Bedeutung, vereinzelte „Schnitzel", wie

er selbst sie nannte, die er während dieser Jahre zu Tage förderte. Inmitten der Vollkraft des Mannesalters fehlte ihm selbst der Trieb, eine Arbeit wie die Vollendung des Laokoon auch nur vorzunehmen, mit der er, als er im Jahre 1769 an der Schwelle seiner italienischen Reise stand, in wenigen Monaten fertig zu werden gedachte! Wie er selbst über jene Schnitzel urtheilte, wie gering und verächtlich er diese Produkte seiner literarischen Thätigkeit anschlug, haben wir bereits mehrfach von ihm selbst vernommen; und wenn es auch eine stehende Manier bei ihm war, von allen seinen Leistungen überhaupt in geringschätzenden Ausdrücken zu reden, — dies Mal kam es ihm leider von Herzen. Freilich war er wie jener König der alten Fabel, daß er Alles in Gold verwandelte, auch das Unscheinbarste, was seine Hand berührte; und so werden uns auch diese Splitter und Scherben seines Geistes in den Aufsätzen seiner bibliothekarischen Beiträge, die er zum Theil in dumpfer Geistesgedrücktheit um des täglichen Brodes willen auf das Papier warf, von hohem Interesse sein. Aber wir werden darum nicht weniger ein Geschick beklagen, das diesen Geist in der Fülle und Reife seiner Kraft zu solchem Thun verdammte, ein Geschick, das ihn und uns um unvergleichlich köstlichere Früchte seines Genius gebracht hat!

Zunächst freilich kam es ihm darauf an, der Welt zu zeigen, daß er nicht umsonst Bibliothekar heiße, und daß er seinem Handwerke gewachsen sei. [1]) Wie er sich in Breslau als vollendeten Geschäfts- und Bureaumann bewährt hatte, so setzte er jetzt seine Ehre darin, eine gleiche Tüchtigkeit auch als Vorstand einer Bibliothek zu beweisen. Aus diesem Vorsatze entstanden die ersten drei Abtheilungen seiner „Beiträge zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ und seine Schrift über Berengar von Tours. Die Tellheimsche Peinlichkeit seines Ehrbegriffes ließ ihn in solchen

1) XII. 260. 261 266. 267. 383.

bibliothekarischen Arbeiten eine nothwendige Pflichterfüllung erblicken gegen den Herrn, dessen Sold er angenommen, so schwer ihm dieselbe auch oft wurde. Als sich sein Verleger laut beklagte, daß darüber die neue Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" ins Stocken gerathe — die in der That bis über Lessings Tod hinaus liegen blieb —, schrieb er zurück: „Die Beiträge mußten schlechterdings gemacht sein, denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte." [1]) Für „fremde Arbeiten" aber war er in seiner Gewissenhaftigkeit geneigt Alles zu halten, was nicht direkt mit seinem Amte in Verbindung stand. Wahrhaft rührend klingt es, wenn wir ihn sich sogar wegen seiner Emilia Galotti deshalb entschuldigen hören. Er bat Ebert, das Werk dem Erbprinzen zu überreichen, da er „sich nicht unterstehe, demselben ein paar Worte dazu zu schreiben." „Ich würde mich", fährt er fort, „gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich jetzt nur die letzte Hand gelegt." [2]) Wenn es noch eines Zeugnisses dafür bedürfte, wie wenig Lessing für dienende Abhängigkeit geschaffen war, und wie schwer er dieselbe sein Lebenlang empfand, so wäre es in diesen Worten gegeben, in denen sich Lessings ganzer Charakterstolz offenbart.

Der Zufall begünstigte ihn übrigens bei seinem Vorhaben, sich der Welt als Bibliothekar zu zeigen, indem er ihn gleich in den ersten Tagen seines Umherstöberns auf der Bibliothek ein für die Kirchengeschichte des Mittelalters höchst wichtiges Werk des berühmten Scholastikers Berengar von Tours aus der Zeit des siebenten

1) XII. 383.
2) XII. 351.

Gregor entdecken ließ.[1]) Es war die bisher unbekannte Widerlegungsschrift, mit welcher dieser berühmte Gelehrte und arg verfolgte Ketzer des eilften Jahrhunderts die Anklageschrift seines Hauptgegners Lanfrancus beantwortet hatte; und das wesentliche Interesse, welches Lessing an seinem Funde nahm, war neben dem gelehrten doch wieder vorzugsweise ein rein menschliches, ähnlich demjenigen, welches wir in seinen, einer früheren Periode angehörenden „Rettungen" hervortreten sahen. Es war der redliche Forscher, der Freund der Vernunft, der Denker, dem bei Erforschung der Wahrheit die Vernunft unendlich höher galt als die Autorität, und der in der Verleugnung der ersteren eine Verleugnung der Menschenwürde sah, mit einem Worte der Mann von Lessing'scher Denk- und Sinnesweise, der Lessing an diesem Berengar von Tours interessirte, um so mehr interessirte, da die Kirche sein Andenken als das eines Ketzers gebrandmarkt, die spätere Theologie ihn des Abfalls von der erkannten Wahrheit geziehen und seinen Charakter als Mensch und Forscher verunglimpft hatte. Die entdeckte Schrift gab Lessing das Mittel, ihn gegen alle diese Anklagen siegreich in Schutz zu nehmen, und diese Seite von Lessings Abhandlung, deren dogmatischen Inhalt wir einer Geschichte der Theologie überlassen, ist es, welche wir kurz hervorheben wollen, weil sie eben zur Charakteristik Lessings selbst gehört.

Die Kirche hatte den „gelehrten, scharfsinnigen und von Seiten seines Lebens selbst nach den Zeugnissen seiner Feinde untadelhaften Mann" als einen Ketzer gebrandmarkt. Aber was ist ein Ketzer? fragt Lessing. „Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden könne; noch größer als der Name Zauberer

1) VIII. 314 ff.

Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter." [1]) In einem solchen Jahrhunderte aber lebte Berengar, und die vorhergehende Charakteristik des „Ketzers" gewinnt ihr volles Schlaglicht durch eine zweite, mit welcher Lessing in einem Jugendfreunde desselben die große Masse der halbträumenden Beharrer auf der großen Heerstraße der Ueberlieferung schildert. Dieser Jugendfreund Berengars war, sagt Lessing, „einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von Anderen nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beispiele hierin folgen sollen." [2]) Noch bedeutsamer aber für Lessings eigenes Wesen ist die Art und Weise, wie er den kühnen Forscher der Wahrheit gegen die Anschuldigung eines neueren Theologen, Mosheim, in Schutz nimmt, welcher demselben geflissentliche, durch die Furcht vor den Folgen motivirte Unklarheit und Zweideutigkeit im Ausdruck seiner Ansichten vorgeworfen hatte. In der Vertheidigung des ungerecht Angegriffenen gegen solchen Verdacht, die erkannte Wahrheit verleugnet zu haben, tritt der ganze Adel von Lessings großer Natur hervor.

„Das sei fern!" ruft er aus. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel und Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu

1) VIII. 318.
2) VIII. 318.

erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." Darum schien ihm nichts unwürdiger, als die Rolle eines solchen „Kupplers der Wahrheit", die man seinen Schützling spielen lassen wollte. „Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gerne ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen." — Darum aber, weil in Lessings Augen es „kaum etwas Schlechteres gab, als einen solchen Kuppler der Wahrheit", darum war es für ihn von um so größerem Interesse, durch den glücklichen Fund jener Schrift Berengars „den unwidersprechlichen Beweis" liefern zu können, daß jener berühmte Forscher der erkannten Wahrheit niemals untreu geworden sei, und sie stets klar und bündig bekannt und vertreten habe.

In dieselbe Kategorie der „Rettungen" gehört unter den vermischten Aufsätzen Lessings aus dieser Periode auch der über Adam Neuser, einen unglücklichen lutherischen Geistlichen, den theologische Verfolgungssucht um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wegen seines Unglaubens an die Trinität aus Deutschland hinausgetrieben und letzlich sogar zum Renegaten gemacht hatte. Man wird diese kleine Schrift, zu welcher die Auffindung eines hand

schriftlichen Briefes veranlaßte, den der unglückliche Mann aus Constantinopel an einen deutschen Freund geschrieben hatte, nicht ohne Bewegung lesen. Lessing nahm den Prozeß des Verfolgten, der sich nur durch seine Flucht aus der Christenheit dem Henkerbeile seiner fanatischen Glaubensrichter hatte entziehen können, wieder auf und verschaffte ihm bei der Nachwelt Gehör. Er wies hin auf die barbarische Grausamkeit seiner christlichen Verfolger, der Theologen, deren Spruch gegen den Ketzer, welcher vergebens Reue zeigte und Besserung gelobte, auf die Pointe hinauslief: „Nur erst den Kopf ab! mit der Besserung wird es sich alsdann schon finden, wenn Gott will!" „Welch ein Glück, setzt Lessing hinzu, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wieder kommen könnten!" [1]) Wir werden weiterhin sehen, daß Lessing diese Schrift gleichsam als Vorläufer dem ersten der später durch ihn veröffentlichten berühmten Wolfenbüttler „Fragmente" vorausschickte.

Die übrigen Aufsätze dieser Periode haben nur noch ein rein literarisches Interesse. Die höchste Verehrung für Lessing kann die traurige Thatsache nicht wegleugnen, daß er, durch seine unglücklichen Verhältnisse gezwungen, mit diesen Dingen eine kostbare Zeit verdarb. Es war seine volle Ueberzeugung, wenn er selbst von der ersten und bedeutendsten dieser Schriften an Gleim schrieb: „Ist es nicht die größte Ungereimtheit, daß ich Ihnen beigehendes Buch (den „Berengar") schicke? Nur die dürfte noch größer sein, daß ich es geschrieben habe. Gott wolle nicht, daß Sie das für Bescheidenheit halten: denn wahrlich ich bin stolz genug, von mir selbst zu glauben, daß ich mit eben der Zeit und eben dem Fleiße etwas weit Besseres hätte schreiben können." Ebert hatte Lessings Vielseitigkeit in einer poetischen Epistel bewundert, in welcher unter anderen die Worte vorkommen:

1) IX. 400.

So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit seinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose.

Lessing acceptirte die Benennung seiner bibliothekarischen Arbeiten, indem er dem Freunde (1773) dieselben mit den Worten überschickte: [1] „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme!“ Aber dabei fällt ihm doch eine Frage ein, um deren gelegentliche Beantwortung er den Kenner bittet, die Frage: ob es die Eiche oder der Boden, worin die Eiche steht, sei, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringe? — „Ist es der Boden, was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln!“ Der glatte Hofmann erwiederte diese herzerschütternde Klage des gerade damals im tiefsten Innern kranken Lessing durch die Versicherung, daß er kerngesund sei, wenn er es nur sein wolle, und durch die Nachricht, daß der Erbprinz geäußert habe: „ein solcher tragischer Dichter, ein so witziger Kopf, ein so scharfsinniger Philosoph und ein solcher Literator seien schwerlich jemals in Einer Person vereinigt gewesen!“ — Es war derselbe Fürst, der Lessing jahrelang verschmachten ließ!

Von allgemeinerem Interesse ist unter den prosaischen Schriften dieser Periode nur die Abhandlung über das Epigramm, diesen „kleinen benannten Punkt in einer ganzen weiten Welt jener namenlosen Dichtungen, die wir als Poesie des schönen Gedankens bezeichnen.“ [2] Lessing schrieb diese „zerstreuten Anmerkungen“, wie er bescheiden seine meisterhafte und bis heute noch unübertroffene Abhandlung betitelte, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe seiner

1) XII. 388. 402.
2) Vischer, Aesthetik III. 1374.

eigenen Sinngedichte, die er jetzt (1771) mit dem reizenden Schluß-epigramme versah:

Wenn Du von alledem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt!

Es ist dies Epigramm zugleich ein Beleg zu Lessings Definition des Epigramms, als dessen wesentliche Theile er übereinstimmend mit der heutigen Aesthetik [1]) Erwartung und Aufschluß nachweist. Wir sehen, daß Lessing von dem vollkommenen Epigramm wie von der vollkommenen Fabel die Analogie einer Handlung verlangt, die ihm für alle Dichtungsgattungen als Kern und Wesen derselben galt. [2]) Herder der so gern Lessings „philosophisch aufräumenden Wegen" nachging, hat auch Lessings Theorie des Epigramms zu ergänzen versucht, worüber man das Nähere bei Guhrauer finden kann. Hier stehe nur das Beispiel, mit welchem er die von Lessing verworfene Gattung der Aufschrift, das Epigramm im simpeln griechischen Verstande gegen Lessing in Schutz nahm, weil es zugleich die schönste Huldigung ist, welche ein verwandter Genius dem andern dargebracht hat:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? — Lessing ist der Mann."

In der Periode, von welcher wir hier reden, finden wir Lessing nur noch selten zu den geistreichen Spielen seiner Jugend zurück-

1) Vischer a. a. O. S. 1378.
2) Guhrauer II. 2. 30.

kehrend. Unter den wenigen Epigrammen aus der Wolfenbütteler Zeit sind die meisten von trüber Stimmung. Er hatte die große Welt kennen gelernt, als er das Epigramm dichtete:

Der Wage gleicht die große Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Selbst daß er wieder Epigramme dichte, erschien ihm als ein Zeichen des nahenden Alters.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willibald,
Das macht, wie ich an Mehrem fühle,
Das macht, ich werde alt.

Und mitten in den Kämpfen seiner letzten Lebensjahre gegen die fanatischen Pfaffen, die ihm sein Ende verbitterten, dichtete er (1779) in ein Stammbuch, in welchem die bereits Verstorbenen mit einem Kreuze bezeichnet waren, das rührende Epigramm, das uns um so tiefer erschüttert, wenn wir bedenken, daß in der That sein Grab ohne Kreuz und Denkstein bleiben sollte:

„Hier will ich liegen! — Hier bekomm' ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch!"

---

## Zweites Kapitel.

### Emilia Galotti.

Das einzige „Werk des Genies", zu dessen Vollendung sich Lessing noch im Anfange dieser unglückseligsten Periode seines Lebens zusammenraffte, war seine Emilia Galotti.

Vierzehn Jahre waren verflossen, seitdem er zuerst nach seiner verunglückten großen Reise die Bearbeitung dieses Stoffes unter-

nommen. [1]) Zehn Jahre später hatte er in Hamburg jene Jugendarbeit wieder aufgenommen, um sie in einer nur für die theatralische Aufführung, nicht für den Druck bestimmten Gestalt zu vollenden. [2]) Der Untergang des Hamburger Nationaltheaters ließ ihn auch diese zweite Bearbeitung bei Seite legen. Erst im Herbste des Jahres 1771 nahm er die Dichtung wieder auf. Eine Reise nach Hamburg und Berlin, in den Monaten September und Oktober unternommen, hatte ihn gestärkt und erfrischt. Er war mit erneuetem Lebensmuthe in seine Wolfenbütteler Einsamkeit zurückgekehrt, und schon acht Wochen später konnte er seinem Bruder die ersten drei Akte zum Drucke nach-Berlin senden. [3]) Im Februar des folgenden Jahres war das Ganze beendigt.

Emilia Galotti ist die Probe zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, sofern diese wesentlich auf seine Theorie der Tragödie hinausläuft. Deutschland besaß kein Stück, welches der letzteren entsprochen hätte. Derselbe Mann, der seine Nation theoretisch von der Herrschaft der französischen Unnatur und des gespreizten Pathos befreit hatte, sollte diese Befreiung auch praktisch vollziehen, indem er ein Werk schuf, das den wesentlichen Forderungen, die er an Inhalt und Form der Tragödie nach dem Vorgange des Aristoteles und mit Berufung auf Shakspeare und die Alten gestellt hatte, vollkommen Genüge leistete.

Und was für ein Werk ist diese Emilia Galotti! Ein volles Jahrhundert ist verflossen, seit Lessing diese Schöpfung begann, mit der er den ersten granitnen Grundstein legte zu dem Baue eines eignen tragischen Drama's unserer Nation, wie er derselben in seiner Minna von Barnhelm das erste nationale Lustspiel gegeben hatte. Drei Menschenalter hat es sich seit seiner Vollendung auf der deutschen Bühne erhalten; nicht etwa sein Leben fristend von der Pietät

1) S. oben I. S. 156—158.
2) XII. 345.
3) XII. 331. 338. XIII. 355—56. 358.

einer dankbaren Nachwelt, welche darin das gnädige Geschick der deutschen tragischen Muse zu verehren hatte, „nach deren langem vieljährigen Ringen dieses Stück", wie Goethe bewundernd ausrief, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weisse-Gellert'schen Wasserfluth emporstieg, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen!" Nein, seit drei Menschenaltern haben die größten Meister deutscher Schauspielkunst bis auf diesen Tag ihre besten Kräfte eingesetzt, und ihre glänzendsten Erfolge errungen in der Darstellung dieses Werks, das schon die Herzen unserer Urgroßväter zu einer Zeit erschütterte, wo der Jüngling Goethe nur noch seine ersten Rezensionsversuche schrieb, und außer sich darüber war, daß die Wiener Kritik nichts anderes über „ein solches Werk" zu sagen wußte, als ein mageres und plattes: „wen hat es nicht entzückt!" [1]) Welche Lebenskraft in einem Werke, das als das erste in der Literatur, der es angehört, entstanden hart an dem Anfange einer neuen revolutionären Epoche derselben, so viele Evolutionen des deutschen Geistes siegreich überdauert hat, während fast alle gleichzeitigen Produktionen, auch die von Lessing selbst anerkannten, wie die Tragödien von Gerstenberg und Leisewitz, und wie viele spätere Versuche der Sturm- und Drangzeit und der folgenden Perioden, in Vergessenheit gesunken und aus dem Gesichtskreise der Nation verschwunden sind!

Dennoch ist die Kritik diesem Werke fast zu keiner Zeit ganz gerecht geworden. Von den Zeitgenossen, deren Stimmen wir später mittheilen werden, war dies kaum zu erwarten. Noch weniger von den späteren Romantikern, denen Lessing überhaupt ein Stein des Anstoßes war und blieb.

Aber auch Goethe empfand mehr respektvolle Verehrung als sympathische Bewunderung für diese Dichtung Lessings, deren schneidend unerbittliche Tragik seiner zum Versöhnen geneigten Natur innerlich widerstrebte, und in seinem Alter steigerte sich die letztere

1) Goethe, Werke XXXIII. 70.

Empfindung zu völliger Verkennung. Schiller, der nach Goethe's Zeugniß Leſſings dramatiſche Arbeiten überhaupt nicht liebte, hegte gegen deſſen Emilia Galotti ſogar einen ausgeſprochenen Widerwillen, der bei einem vergleichenden Hinblicke auf das Pathetiſch-Prächtige und auf die breite Pinſelführung in Schillers eigenen dramatiſchen Arbeiten im Gegenſatze zu der auf die Spitze getriebenen Einfachheit, Strenge und Knappheit der Leſſing'ſchen Dichtung ſich gar wohl erklären läßt. Vollkommene Gerechtigkeit hat derſelben vielleicht nur Gervinus widerfahren laſſen, wenn er die Behauptung ausſpricht, daß man das von ſo vielen Kritikern angefochtene Stück, unter gewiſſen Bedingungen, pſychologiſch und tragiſch vor jeder Anfechtung ſicher ſtellen könne.

Denn ſo iſt es in der That. Die Bedingungen aber ſind keine andern als ſolche, welche in dem unbeſtrittenen Satze liegen, daß jedes Kunſtwerk vor allen Dingen aus ſich ſelbſt erklärt, und an ihm ſelber gemeſſen werden muß, zumal ein ſolches, daß ſo vollſtändig und ganz auf ſich ſelbſt beruht, wie Leſſings Emilia Galotti.

Ich würde mich bei dem Schlegel'ſchen Vorwurfe, daß Leſſing in dieſer Tragödie blos „eine alte berühmte unauslöſchlich in die Weltgeſchichte eingezeichnete That rauher Römertugend, die Ermordung der Virginia durch ihren Vater, unter erdichtetem Namen in neueuropäiſche Verhältniſſe und Sitten verkleidet habe," nicht aufhalten, wenn nicht ein berühmter Aeſthetiker unſerer Zeit denſelben Vorwurf, nur mit andern Worten wiederholt hätte.

„Leſſing, ſagt Friedrich Viſcher,[1]) hat in Emilia Galotti aus purer Reflexion einen Stoff aus der römiſchen Geſchichte gewählt, um gegen die Natur deſſelben eine moderne, ſociale und ſittliche Frage hineinzulegen."

Nichts kann unbegründeter ſein als dieſe Behauptung. Leſſing hat ſeinen „Stoff" nicht aus der römiſchen Geſchichte gewählt. Was

1) Aeſthetik II. 367.

er aus Livius bekannter Erzählung von der Virginia entnahm, war nichts anders als die Thatsache, daß ein Vater seine Tochter umbrachte, um ihre Ehre vor der Vergewaltigung eines Tyrannen zu retten. Diese Thatsache, diese Situation war es, die ihn reizte, eine durchaus neue, einer vollkommen andern Zeit und Welt angehörende Fabel zu erfinden, deren Umstände und Verlauf von der Art sind, daß ein Vater in die Lage versetzt wird, an seiner Tochter, — und zwar, was nicht vergessen werden darf, mit Willen, ja auf die flehentliche Bitte dieser Tochter — dasselbe zu thun, was der Römer an der seinen vor zweitausend Jahren gethan hat. Jene Thatsache war der unscheinbare Keim, aus dem sich in der Seele des Dichters der Baum seines Kunstwerks entfaltete. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn man Emilia Galotti eine bürgerliche Virginia nennt. Lessing selbst hat es gethan in dem bereits angeführten Briefe,[1] wo er sich über die Wahl seines Sujets mit den Worten ausspricht: Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, scheine ihm an und für sich tragisch genug und ausreichend die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Aber da die ganze Tragödie Lessings schlechterdings auf einer frei erfundenen Fabel beruht, so hat die Kritik die Pflicht, von jeder Vergleichung mit jener alten römischen Geschichtserzählung vollständig ab- und die moderne Dichtung nur darauf anzusehen, ob und wie sie sich durch sich selber rechtfertigt. Es ist ganz richtig, daß in Fällen, wo, wie hier, dem dramatischen Dichter nur ein einzelnes Element, nicht eine ganze Fabel durch Anschauung, Geschichte und Sage dargeboten ist, die Gefahr nahe liegt, daß in den Charakteren und einzelnen Zügen zwar Phantasie, in der Fabel aber Willkür, bloße Combination, bloße Einbildungskraft thätig ist.[2] Sehen wir

1) S. oben I. S. 157.
2) Vischer, Aesthetik, II. S. 342.

also zu, ob dieser Vorwurf den Dichter trifft, und vor Allem ob die aufgenommene Katastrophe, welche allerdings bei ihm den Ausgangspunkt bildete, mit dem frei erfundenen Ganzen der Fabel in Harmonie steht.

Ein Grundgesetz der Lessing'schen Dramaturgie lautet: Furcht und Mitleid, die Grundgefühle der Tragödie, entspringen vornehmlich aus den Situationen, nicht aus den Charakteren; ähnliche Situationen geben daher ähnliche Tragödien. [1])

Auf diesen Satz fußte Lessing, als er auf dem rein Menschlichen der Situation, welche er in der römischen Erzählung vorfand, sein Werk aufbaute, und die Katastrophe eines historischen Conflikts politischer Partheikämpfe zur Katastrophe einer modernen bürgerlichen, aber darum eines großen politischen Hintergrundes nicht weniger theilhaften Tragödie machte. Das altrömische Thema hatte schon vor ihm, besonders bei den Franzosen, zahlreiche Bearbeiter gefunden. [2]) Ihn selbst hatte in jüngeren Jahren die Virginia eines spanischen Dichters zu einem gleichen Versuche veranlaßt, von dem noch ein Fragment vorliegt, welches trotz seiner Kürze deutlich genug zeigt, daß er den von der Geschichte gegebenen Stoff in seiner ganzen historischen Größe zu behandeln Willens war. In dieser alten Erzählung war der Vater der tragische Held. Daß Lessing dagegen in seiner neu erfundenen Fabel die Tochter zur tragischen Figur machte, war, wie Gervinus es mit Recht nennt, ein Meistergriff. Der ungeheure Unterschied, daß Lessings Odoardo seine That nicht nur mit Zustimmung sondern vielmehr auf die leidenschaftliche Bitte der Tochter thut, während diese in der alten Fabel eben nur ein unschuldiges Lamm ist, das der Vater auf dem Altare der Freiheit opfert, ist von Denjenigen, welche an der tragischen Katastrophe in Emilia Galotti gemäkelt haben, eben so wenig in Anschlag gebracht

1) VII. 232—233.

2) Die Aufzählung derselben, sowie der späteren Bearbeiter, findet man bei Guhrauer II. 2, 41.

worden, als sie berücksichtigt haben, daß Emilia den Tod in diesem Augenblicke ebenso nothwendig wünschen, als der Vater ihr diesen Wunsch nothwendig gewähren muß. Mit dem Erweise dieser Nothwendigkeit steht und fällt die Dichtung Lessings. Dieser Punkt ist daher zunächst ins Auge zu fassen, denn gegen ihn hat sich von Mauvillon und Engel bis auf Goethe die ganze Kritik gerichtet, welche nicht aufgehört hat, grade über die tragische Katastrophe „mit dem rechnenden Dichter zu rechnen."

Sehen wir uns die Figur der Emilia genauer an, die von so Vielen, selbst von Goethe — dem alten, nicht dem jungen — unglaublich mißkannt worden ist. Goethe nannte es einen Hauptfehler in Lessings Tragödie, daß in derselben nirgends ausgesprochen, sondern nur „subintelligirt" (heimlich angenommen) sei, daß Emilia den Prinzen liebe. Wenn Jenes wäre, meinte er, so wüßte man, warum sie der Vater umbringt. „Die Liebe," fährt Goethe fort, „ist nur angedeutet, sowohl in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt, zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause." Nichts kann falscher sein als diese Bemerkungen, mit denen Goethe obenein nur einen alten Vorwurf wiederholte, den schon beim Erscheinen des Stücks Mauvillons Freund Unzer [1]) erhoben hatte. Lessing hat an eine „Liebe" der Emilia zum Prinzen auch nicht im Traume gedacht, und am allerwenigsten ist bei ihm das Ahnen solcher Liebe das Motiv, aus welchem der Vater seine Tochter umbringt.

Emilia ist unter strengster Obhut herangewachsen, denn sie ist eine Italienerin, und das heißblütige Volk des heißen Südens, dem ihre Eltern angehören, ist argwöhnisch auch gegen die besten Kinder. Ein einziges Mal ist sie unbegleitet ausgegangen; es ist am Morgen ihres Hochzeitstages, in die Messe, um die göttliche Gnade für diesen Tag zu erflehen. Aber selbst dies ist dem strengen Vater nicht recht.

1) Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter. S. 49.

„Die wenigen Schritte!“ sagt die entschuldigende Mutter. „Einer ist genug zu einem Fehltritt!“ erwidert lakonisch der strenge Vater. Odoardo hat sich überhaupt nur schwer entschlossen, die Tochter mit der Mutter auf deren Bitte zu ihrer Ausbildung in die Stadt ziehen zu lassen. Er kennt seine Frau, und weiß, daß bei solchem Verlangen der Mutter auch ein gut Theil Ueberdruß an der Langenweile des Landlebens in Sabionetta und Sehnsucht nach dem Vergnügen des hauptstädtischen Hoflebens mitspielte. Er ist froh, daß „die Stadterziehung so gut abgelaufen,“ aber er nennt es ein Glück, nicht Folge der mütterlichen Weisheit; und als er erfährt, daß die Mutter das Haus der Grimaldi besucht, und der Fürst dort Emilien gesehn, gesprochen, ausgezeichnet hat, ist er nahe daran außer sich zu gerathen. Denn er kennt den Prinzen und er kennt auch die Frauen, die alle mehr oder weniger die Neigung haben, mit dem Feuer zu spielen. Welchen Eindruck die holdselige Schönheit Emilia's an diesem einzigen Abende auf den Prinzen gemacht hat, wissen wir. Das Sinnverwirrende, Herzbethörende dieses Eindrucks ihrer Jugendschönheit, ihres bescheidnen Liebreizes, ihrer holdseligen Anmuth und Unschuld spricht sich unübertrefflich in den Worten seines Selbstgesprächs in der fünften Scene des ersten Akts dem Bilde gegenüber aus: „Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! dieser Mund! — und wenn er sich zum Reden öffnet! wenn er lächelt! dieser Mund!“

Die Mutter ist wie alle Mütter, stolz auf diese Eroberung ihrer Tochter, um so stolzer, da es ein Prinz, da es ihr Fürst und Herr ist, den ihre Tochter bezauberte. Ohne im Entferntesten eine Kupplerin zu sein, fühlt sich ihre mütterliche Eitelkeit geschmeichelt durch den Eindruck, welchen Emilia auf den Prinzen gemacht hat, während sie zugleich auf diese Bewunderung des Prinzen für ihre Tochter die Hoffnung freundlicherer Annäherung desselben an ihren Gatten baut, auf dem die Ungnade des Fürsten lastet. In diesem Sinne hat sie selbst mit ihrer Tochter von jener Begegnung ge-

sprochen. [1]) Zwischen dem ersten Zusammentreffen des Prinzen mit Emilia und dem Anfange des Stücks liegen nur einige Wochen. Im Laufe derselben hat er sie nur an heiligen Stätten gesehen, nur von ferne als schmachtender seufzender Liebhaber, ohne sich ihr zu nähern, ohne etwas zu thun, die geknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen (I. 7). Dieser Gedanke seines allzulangen unthätigen Schmachtens ist es denn auch, der den feurigen Italiener außer sich bringt, als plötzlich die Kunde wie ein Blitzstrahl auf ihn niederzuckt, daß seine Liebe hoffnungslos, und daß er kostbare Zeit durch seine „zärtliche Unthätigkeit" verloren habe. Durch diesen seinen Zustand motivirt sich nicht nur seine unbedingte Hingabe an Marinelli, dem er im Voraus „alles genehmigt, was diesen Streich abwenden kann", sondern auch der thörichte Schritt, zu dem er sich hinter dessen Rücken auf eigne Hand entschließt. Er will versuchen, nebenbei seine Sache selbst zu führen. Er hält seine Leidenschaft für unwiderstehlich. Es gelingt ihm Emilia in der Messe zu sehn, zu sprechen. Mit welchem Erfolge sagt uns der sechste Auftritt des zweiten Akts, dies unerreichte Muster psychologischer Tiefe und Wahrheit, sagt uns der Prinz selbst in der dritten Scene des folgenden Akts: „Mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung!"

Emilia's Verhalten, wie es der Prinz, wie sie selbst es schildert, die Aufgeregtheit, mit der sie aus der Messe kommend ihrer Mutter in die Arme stürzt, sind vollkommen erklärlich. Sie ist von strengster Frömmigkeit und gläubiger Unschuld, aber sie ist jung und leidenschaftlich; des Prinzen galante Huldigung in jener Abendgesellschaft hatte auf ihre Mädcheneitelkeit einen Eindruck gemacht, und grade

1) Die Andeutung davon liegt in den zwei Worten Emiliens (II. 6) „Ihn selbst!"

ihre strengfromme Tugend ist es, die diesen Eindruck ihr um so sündhafter erscheinen läßt. Sie fühlt das Bedürfniß sich an dem Tage, der sie mit ihrem geliebten Appiani vereinen soll, noch einmal mit ihrem Gotte zu versöhnen, und grade in diesem Augenblicke erhellt der Blitz der verbrecherischen Leidenschaft des Prinzen ihr die ganze Tiefe des Abgrunds, an dem sie gestanden. Daß sie in diesem Augenblicke, wo ihr an heiliger Stätte die Sünde naht, dennoch sich einer Regung des Antheils, des Mitleids für die Leidenschaft, für die Verzweiflung des Prinzen nicht erwehren, daß sie verzeihen konnte, was sie verdammen mußte, — das ist es, was ihr frommes Gemüth als Schuld, als Mitschuld an seiner Sünde empfindet, was ihr einen Augenblick den Sinn verwirrt. Aber auch nur einen Augenblick. Denn kaum hat sie sich gesammelt, als ihr erster Gedanke die Liebe zu ihrem Verlobten und die Pflicht gegen denselben in ihr wachruft. Ihm will, ihm muß sie das Vorgefallene entdecken. Daß die Mutter dies „verliebte Schwachheit" nennt, daß sie von dem Standpunkte ihrer Welterfahrung und Kenntniß der Männer aus Gründen der Klugheit davon abräth, ist eben so natürlich. Beide Frauen empfinden verschieden und beide gleich richtig; aber die Autorität der Mutter giebt den Ausschlag, und Emilia schweigt um so lieber, als sie damit zugleich den letzten Rest des bestehenden Eindrucks von sich werfen kann. Sie kommt sich nach den Vorstellungen ihrer Mutter mit ihrer Furcht „fast lächerlich" vor, und die Worte: „Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani. Er könnte mich leicht für *mehr eitel* als tugendhaft halten," geben ihr selbst und uns den wahren Schlüssel ihrer Empfindung. Sie schämt sich ihrer Unerfahrenheit, welche, wie die Mutter ihr versichert, die Sprache der Galanterie überschätzt hat, und der Gedanke, ihrem Geliebten als eitel zu erscheinen, wird ihr jetzt unerträglich. Sie ist in der nächsten Scene, Appiani gegenüber, wieder ganz das heitere, liebenswürdige, ganz ihrer Liebe, dem Gedanken an ihr Glück sich hingebende Kind, — denn es ist eine Eigenthümlichkeit

dieser wunderbaren Natur, daß bei ihr die Uebergänge aus einem Zustande in den andern sich schnell und entschieden vollziehen. Und selbst der kleine Anflug von Koketterie in dieser Scene erscheint in ihrem aufgeregten Zustande, dem träumerisch schwermüthigen Grafen gegenüber, dem die Nähe seines Glücks das Herz bedrückt, eben so liebenswürdig als natürlich und berechtigt.

Und nun geschieht das Entsetzliche. Das Verbrechen, das ihr in der Stunde der Erfüllung ihres Lebensglückes, den Geliebten, den Gatten raubt, ihre Zukunft vernichtet, ihre Familie zu Boden schmettert, und in seinen Folgen ihre eigne und ihrer Eltern Ehre zu vernichten droht, — es steht mit allen seinen Motiven und Folgen in furchtbarer Klarheit vor ihr da. Und Sie? Auf der Höhe dieser Situation bewährt sie die Schilderung, welche ihre Mutter von ihr entworfen hat: „Sie ist die Furchtsamste und die Entschlossenste ihres Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend, auf Alles gefaßt.“ Sie sieht, daß wer so weit gegangen ist im Verbrechen, weiter gehen wird, weiter gehen muß. Dem Mädchen, das so eben den Geliebten, den Bräutigam und zukünftigen Lebensgefährten verloren hat, ist in solchem exaltirten Zustande der Gedanke an den eignen Tod in diesem Augenblicke geläufig, und viel weniger schrecklich, als im ruhigen Zustande. Der Prinz hat sich um sie beworben, ihr gehuldigt, und diese Huldigung hat ihr selbst bei dem Leben ihres Bräutigams geschmeichelt. Nun ist er dessen Mörder, der Mörder ihres Glücks. Der Gedanke, daß er ihr später dennoch gefährlich werden, der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie dahin gebracht werden könne, endlich doch dem Mörder ihres Verlobten zum Opfer zu fallen, dieser Gedanke, der auf Rechnung jener Ueberspannung zu setzen ist, die mit einer Art von Hellsehen in solchen Lagen alle Möglichkeiten auf einmal erfaßt, muß sie mit Entsetzen erfüllen. Wer die Wahrheit dieses Furchtgedankens in Emilia's Brust anzweifelt, muß Shakspeare's Richard III. vergessen haben. Selbst der Trotz des Hasses, der in

den Worten liegt: „Reißt mich! bringt mich! will mich reißen; will mich bringen; will! will! Als ob *wir* keinen Willen hätten, mein Vater!“ — selbst dieser Trotz des Hasses wirkt in ihr mit, ihren Tod zu wünschen. Sie will sterben, dem zum Trotze, der ihr den Geliebten ermordet; sie will selbst mit dem Opfer ihres Lebens sich den Hoffnungen dessen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerstört hat. Es ist gar kein so unerhörter Heroismus für ein Weib, den Tod zu wünschen, wenn ihm eben der Geliebte gestorben ist; und das ist nicht antikisirend, sondern die ganze Anschauungs- und Empfindungsweise Emilia's ist vielmehr durchaus romantisch modern. Der abstrakte Ehr- und Unschuldbegriff ist nur ein vereinzeltes Motiv neben den Motiven der exaltirten Liebe, des Trotzes und des Hasses; und es ist sehr bezeichnend, daß diese Motive bei Emilia in erster Linie erscheinen, während jenes erst zuletzt auftritt. Eben so charakteristisch und wahrempfunden ist es, daß sie, um den Vater zu der einzig möglichen Rettungsthat zu bewegen, auf dies letzte Motiv das meiste Gewicht legt, daß sie selbst ihre Anklägerin wird, und die zukünftige Gefahr für ihre Ehre und Unschuld eben so übertreibt, wie früher die Anklage ihrer in Gedanken begangenen Sünde.

Und der Vater? Während Emilia mit einer Mark und Bein erschütternden Ruhe und Klarheit der Verzweiflung denkt und handelt, ist der starre feste Mann in den letzten Scenen ein Spielball seiner widerstreitenden Empfindungen. Seine erste Absicht ist gegen den Fürsten gerichtet (V. 5), als er das Spiel merkt, welches Marinelli wider die Freiheit seiner Tochter ersonnen hat. Aber eben weil er, übermannt von dem Tone, mit welchem der Prinz die Worte: „Fassen Sie sich, lieber Galotti!“ zu ihm spricht, den schon heimlich ergriffenen Dolch aus der Hand sinken läßt, ist er nicht im Stande, zum zweiten Male diese Absicht auszuführen. Auch dies ist ein Zug voll tiefster psychologischer Wahrheit. Es folgt Odoardo's Selbstgespräch (V. 6), das des Größten würdig, was Shakspeare gedichtet hat. Er hat den Prinzen entrinnen lassen, und dieser ist mit

einem Ausbruch jener Sentimentalität von ihm geschieden, die einen so wesentlichen Zug dieses aus Widersprüchen zusammengesetzten Charakters ausmacht. Odoardo's halb wahnsinniges Hohngelächter gilt Beiden. „Das Spiel geht zu Ende! So oder so!“ Das erste „So“ gilt dem Prinzen, das zweite — der Tochter. Aber auch hier tritt der argwöhnische Italiener wieder vor: „Wenn sie sich mit ihm verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht werth wäre, was ich für sie thun will?“ Und jetzt, da er die im dämmernden Gehirn gedachte That, wenn auch nur in halben Worten, ausspricht, jetzt erfaßt den Vater das Entsetzen des Gräßlichen, was er „für die Tochter thun will“; er schaudert zurück vor der That, die er in der Seele wälzt. Er will fort, will sie nicht sehen; „mag der Himmel sie retten, der sie in diesen Abgrund gestürzt hat!“ Da tritt Emilia ein, und — er sieht — wiederum ein Zug tiefster psychologischer Wahrheit, — darin den Wink des Himmels: „Zu spät! Er will meine Hand; er will sie!“ Und nun folgt jene letzte Scene zwischen Vater und Tochter, das unübertroffene Meisterstück von Lessings dramatischer Poesie, folgt dieses erschütternde Auf und Ab der Empfindungen in der Brust eines Vaters, in welchem er selbst immer schwächer wird, je gefesteter und entschlossener ihm die Tochter entgegentritt, von deren Entschlossenheit er sich zu überzeugen vorgenommen hat, bis die letzte Appellation derselben an seine Römertugend, an seine Ehre ihn den Stahl in ihre Brust senken und das geliebte Kind vor der Sünde des Selbstmordes — denn das ist der Selbstmord für den gläubigen Katholiken — bewahren läßt.

Wer in dieser Katastrophe die zwingende Nothwendigkeit vermißt, für den — nun, für den hat Lessing eben nicht gedichtet. Schlegels Spott über die engen Grenzen des kleinen Fürstenthums, aus dem man sich so leicht „fortmachen“ könne, wie man dadurch zugleich „den mühsam angelegten Voraussetzungen des Dichters entschlüpfe,

worauf die ganze Katastrophe beruhe", [1]) ist eine Albernheit, die auf ihn selber zurückfällt. Herr ist Herr; und der kleine Fürst von Guastalla ist in seinem Gebiete ein eben so unumschränkter Herr, wie sein Zeitgenosse, der vierzehnte Ludwig, es in dem großen Frankreich nur immer sein konnte. Odoardo Galotti weiß das so gut wie Marinelli es weiß (I. 6), und wie es Alle wissen, welche die politischen Zustände jener Zeiten kennen, die den gewitterdunklen Hintergrund dieser tragischsten aller deutschen Tragödien bilden. Schon Goethe hat auf die ungeheure politische Bedeutung des Werkes hingewiesen, in welchem nach seiner Ansicht Lessing „durch die schneidend wahre und bittere Schilderung der Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse in den höheren Regionen, den entscheidenden Schritt that zur sittlich erregten Opposition gegen die tyrannische Willkürherrschaft." Aber selbst Lessings Zeitgenossen entging es nicht, daß derselbe Dichter, der in seiner Minna von Barnhelm noch eben erst die schönste Eigenschaft des größten aller unumschränkten Herrscher seines Jahrhunderts verherrlicht hatte, in dieser Emilia Galotti ein weithin leuchtendes Mene Tekel für den Despotismus an die Wand schrieb. Denn Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und Hörers ein Geschick wie das Emilia's, eine That wie die Odoardo's möglich und nothwendig erscheinen ließen, waren der Zündstoff zu dem zwanzig Jahre später aufflammenden Weltbrande der Revolution, von der noch heute die Europäische Erde bebt und in welcher „der höhere Richter", vor welchen Odoardo den irdischen Richter seiner That ladet, das Schwert der rächenden Vergeltung in die Hand nahm. Ein Erzittern des Grauens ergriff die Gemüther der Menschen bei dem Anblick des „symbolisch prophetischen Hinweises auf die politische Sündenschuld des Jahrhunderts" in Lessings Dichtung, und in diesem unheimlichen Gefühle war es daß Ramler das Biblische: Et

1) Dramat. Vorlesungen III. 392—393.

nunc reges intelligite, erudimini qui judicatis terram! (d. h. Und jetzt, ihr Könige, öffnet euren Sinn und laßt euch belehren, ihr die ihr auf Erden richtet!) und Herder das antike:

Discite justitiam moniti nec spernere divos!

als Motto dem Stücke vorgesetzt wissen wollten. Man bewunderte die Kühnheit des Dichters, der es wagte, diesen Hof- und Fürstenspiegel hinzustellen. „Er muß ein ganzer Mann sein, das Stück für den Hof zu geben", schrieb Herders nachmalige Gattin Caroline Flachsland an ihren Verlobten, [1]) und auf manchen Hoftheatern, wie in Gotha, ward in der That das neue Werk nicht zugelassen. weil in demselben die Fürsten gar zu übel behandelt seien. In Braunschweig ward es zwar aufgeführt, und der schlaue Erbprinz gab sich sogar den Anschein, das Kunstwerk höchlich zu bewundern; aber sein Verhalten gegen Lessing von dieser Zeit an beweist uns deutlich genug, daß der Fürst dem Menschen und Unterthanen nie vergab, was der liberale schöne Geist der Welt gegenüber an dem Dichter zu bewundern für schicklich fand.

Ueber die Charaktere des Stückes dürfen wir uns kürzer fassen, weil in der Bewunderung ihrer vollendeten Zeichnung allgemeine Uebereinstimmung herrscht. Sie sind gleichsam die hellen vielgewundenen Linien auf dem dunkeln Grunde dieses tragischen Damascenerstahls. Der Prinz und sein Marinelli bilden die erste Gruppe, und der letztere ist von jeher ein Lieblingsstudium unserer größten Bühnenkünstler gewesen. Dies Meisterbild eines gründlich korrumpirten, innerlich verlogenen Hofmannes ist aber mit Nichten der eintönig ironische, alles überragende und beherrschende, alles gering haltende, selbst seinem Herrn sich unendlich überlegen fühlende Mephistopheles im Kammerherrnfrack, als welchen man ihn hier und da in neuerer Zeit darstellen sieht. Er ist vielmehr ein reiner Hofmann ohne Karikatur, wie Goethe's Serlo ihn auffaßt.

1) Herder's Briefwechsel mit seiner Braut. Th. 3. S. 285.

Der Prinz ist jung; er auch, wenn auch natürlich um Vieles verderbter. Sein glattes einschmeichelndes Wesen, seine bequeme Gewandtheit, seine Weltbekanntheit, und vor allem eine unbegrenzte Ergebenheit gegen seinen Herrn haben ihn diesem unentbehrlich gemacht, ohne daß er ihm ein tieferes Herzensbedürfniß wäre. In Momenten reinerer Empfindung tritt dies sogar deutlich hervor, wie gleich in der fünften Scene des ersten Aktes in den Worten: „Ich höre kommen! es wird Marinelli sein. Hätt' ich ihn doch nicht rufen lassen! Was für einen Morgen könnte ich haben!" Marinelli ist ein Emporkömmling, der die Gunst und das Vertrauen des Fürsten nur seiner absoluten Hingebung an jede Laune desselben verdankt. Diese Gunst ist eine rein persönliche. Der Prinz hat zu ihm nur ein Umgangsverhältniß, begründet auf dem Bedürfnisse der Ausfüllung seiner müssigen Stunden, deren er freilich viele hat. Für das Edlere seiner Natur, für die gehaltvolleren Interessen seiner Bildung ist ihm Marinelli, der in allen diesen Beziehungen tief unter ihm steht, Nichts. Er ist sein Vermittler mit der Gesellschaftswelt um ihn her, sein allezeit bereiter Gehilfe bei seinen zahlreichen Liebesintriguen, sein Zuträger von Neuigkeiten; — gleich das erste Wort, das der Fürst an ihn richtet: „Was haben wir Neues, Marinelli?" und dessen Antwort darauf, sprechen das ganze Verhältniß schlagend aus. Marinelli ist weder Beamter, noch Staatsmann, noch Diplomat; er ist ein reiner Kammerherr, dazu ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne andere Zukunft als die, welche ihm seine gegenwärtige Stellung zu dem Fürsten gewährt, die er deshalb auch mit aller Anstrengung und mit allen Mitteln zu halten und zu befestigen gezwungen ist, und für die er sogar persönliche Beleidigungen von Seiten des Prinzen, wie das brutale: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er!" und die noch stärkeren Ausdrücke in der ersten Scene des dritten Akts unterwürfig hinnehmen muß. Aber gerade so wie er ist, ist er, der Hofmann, der Kammerherr wie er sein soll, der erwünschte, ja unentbehrliche Um-

gangsgenosse für einen Prinzen, der nebenbei in dem ganz von ihm abhängigen, ihm unbedingt ergebenen Vertrauten sein Geschöpf liebt. Es ist so bequem, einen Menschen heute zum Vertrauten seiner geheimsten Wünsche zu machen, ihm als Freund sein Inneres erschließen, und morgen ihn so fremd behandeln zu können, als hätte man nie ein Wort mit ihm gewechselt! Marinelli ist ein solcher Mensch; er weiß, daß er es ist, und sein ganzer Ehrgeiz ist darauf gerichtet, dem Fürsten wenigstens unentbehrlich zu bleiben. Er ist durchaus kein raffinirter Bösewicht großen Stils, und er hat eben so wenig große Zwecke. Er ist ein ganz gemeiner Bösewicht, boshaft wo er gereizt wird, und rachsüchtig wie ein Italiener, ohne Charakter und ohne Grundsätze, nicht ausgehöhlt durch das Leben, sondern hohl von Natur. Ihm fehlt selbst der konventionelle Muth des Kavaliers, und seine Feigheit wird nur von seiner Verlogenheit übertroffen, mit der er sie zu maskiren weiß. Er ist eben so wenig ein ausgezeichneter Verstand. Seine gelegentlichen Maximen sind durchaus trivialer Art, gewöhnliche Rouerie, und die einzigen Personen die über ihn urtheilen, behandeln ihn mit Verachtung. Appiani nennt ihn „einen hämischen Affen", und Orsina ein „Gehirnchen", ein „Hofgeschmeiß", dessen ganze Virtuosität im Lügen bestehe. Ja selbst der Prinz kann es sich nicht versagen, ihm in der Schilderung Appiani's sein Gegenbild vorzuhalten. Der große Mime Schröder klagte deshalb sogar, daß Marinelli fast „allzu flach" erscheine. Der Bösewicht, der in einer Stellung und Lage wie die Marinelli's reussiren will, muß wenigstens die Wirkung sittlicher Eigenschaften und Tugenden, die er selbst nicht besitzt, bei Andern in seine Berechnung zu bringen verstehen. Aber davon ist in Marinelli keine Spur. Der Fürst ist sein Gott und die Fürstlichkeit und ihre Allmacht sind sein Kultus. Daß irgend Jemand nicht so empfinden, sich über Fürstengnade und Gunst wegsetzen, ihre Ehrentitel und Gunstbeweise verschmähen könne, ist ihm undenkbar. Beweis: sein Vorschlag, den Grafen am Hochzeitsmorgen als Gesandten wegzuschicken, und seine

Beurtheilung des alten Galotti in der ersten Scene des fünften Aktes. Es ist für ihn gar kein Zweifel, daß der gekränkte Vater, sobald er nur das Angesicht des Fürsten erblickt, „der Durchlaucht ganz unterthänigst für den gnädigen Schutz danken werde, den seine Familie bei diesem traurigen Zufalle hier gefunden, daß er sich sammt seiner Tochter zu fernerer Gnade empfehlen, sie ruhig nach der Stadt bringen und es in tiefster Unterwerfung erwarten würde, welchen weiteren Antheil Durchlaucht an seinem unglücklichen lieben Mädchen zu nehmen geruhen wolle.“ Denn so würde er selbst handeln; und sein „Weh mir!“ an der Leiche Emilia's, in welchem Lessing mit einem einzigen Ausrufe das Zusammenbrechen des innerlich schwachen Menschen vor der furchtbaren ungeahnten, weil ihm unbegreiflichen That Odoardo's ausgedrückt hat, ist ernsthaft gemeint; er ist wirklich verloren, und wenn auch sein Prinz nach dem fünften Akte schwerlich ein anderer werden wird, so fühlt er doch selbst, daß seine Rolle bei demselben ausgespielt ist, schon darum ausgespielt ist, weil Fürsten es nicht lieben, Menschen um sich zu haben, die sie an eine Demüthigung erinnern, wie sie hier dem Prinzen widerfährt.

Der Prinz ist das Meisterstück Lessing'scher Charakterzeichnung, der erste moderne Fürst, den ein deutscher Bühnendichter zu schildern gewagt, wie er auch bis heute der letzte geblieben ist. Das korinthische Erz dieses Charakters ist schwer in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber Lessing hat dafür gesorgt, mit den ersten Worten des Stückes den Grundzug seines Wesens herauszukehren. Wir sehen ihn arbeitend in seinem Berufe, und hören, daß sein Beruf und die Arbeit in demselben dieser durch und durch verweichlichten Natur eine Last sind, schon darum eine Last sind, weil sie ihn Schranken fühlen lassen. Menschen aber, denen ihr Lebensberuf eine Last ist, sind in niederer Stellung ein Unglück für sich selbst, in hoher, ein Unglück für Andere. „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! — die traurigen Geschäfte! und man beneidet uns noch!“ Was würde man von einem Arzte sagen, der so

von seinem Berufe dächte? — Auch sein sentimentales: „das glaub' ich, wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden!“ ist im Grunde nichts weiter, als der prägnante Ausdruck jener vor dem Ernste des Berufs einen Widerwillen empfindenden Arbeitsscheu, die es freilich bequemer fände, Aladins Zauberschätze zu besitzen, um sich mit einem einfachen „Gewährt!“ über alle Sorge und Mühe hinwegzusetzen. Für eine solche arbeitscheue, verweichlichte Natur sind Menschen gleich Marinelli wie geschaffen, weil sie ihrer Trägheit das Wort reden. Die einzige Bittschrift, die er durch Gewährung erledigte, verdankt diesen Vorzug dem Umstande, daß die Bittstellerin Emilia heißt. So ganz ist alles bei ihm Laune, Stimmung, Erregung des Augenblicks, und es ist ein unübertrefflicher Meisterzug in Lessings Zeichnung, daß der Prinz selbst diese Gewährung, nachdem er sie gegeben, am Ende der Scene wenigstens halb und halb wieder zurücknimmt. Denn er selbst ist das Urbild der Halbheit, dieser fluchwürdigsten aller Eigenschaften bei einem Fürsten. Halb in jeder Tugend und in jedem Laster, ist er nur in Einem ganz: in dem unzerstörbaren sentimentalen Egoismus seines Fürstenbewußtseins. Er ist ein Mensch, mit dem es von vornherein die Natur gut gemeint hatte, sinnlich schwungvoll, geistreich und bildungsfähig, empfänglich für das Gute und Edle, voll Sinn für das Schöne, begeistert für die Kunst, ein weiches Wachs in der Hand eines charakterstarken Leiters. Als Privatmann wäre er wahrscheinlich, wenn arm, ein tüchtiger Künstler, wenn reich, ein geistvoller Dilettant geworden. Als Fürst geboren, von der Schmeichelei erzogen, von der Verweichlichung gewiegt, gewöhnt die Aufgabe seines Daseins im Genusse, in der Arbeit das Hinderniß des Genusses zu sehen, ohne Gefühl der Pflicht, nur Rechte und Privilegien des Herrschers kennend, und einen Marinelli zur Seite, wird er was er ist: ein ästhetischer Gourmand des Genusses, ein sentimentaler Halbtyrann, gut und grausam aus ein und eben derselben Schwäche seines egoistischen Leichtsinns Unfähig zu jeder ernsten Initiative

ist er um so froher, wenn ihn äußerlich irgend etwas dahin gebracht hat, eine Entscheidung auszusprechen, und sein: „dabei bleibt es! dabei bleibt es!“ dem alten Galotti gegenüber in der vierten Scene des letzten Aktes, ist sprechender als eine seitenlange Charakteristik. Das ganze Elend aber dieser sittlich haltlosen Natur, die fleischgewordne Schauspielerei der sich selbst belügenden fürstlichen Schwäche hat Lessing in die Schlußworte des Stückes gelegt, wo dieser Fürst, der vor keinem Mittel zurückbebte, das dazu helfen konnte, die verlobte Braut eines Andern, eines Mannes voll Ehre und Würdigkeit, in seine Gewalt zu bringen, der Spießgesell des Intriguanten und Mörders Marinelli, er, dem „ein Graf mehr oder weniger in der Welt“ nichts ist gegen seine Leidenschaft, — jetzt, wo die ersehnte Frucht des Verbrechens ungenießbar geworden ist, im Angesichte Gottes die sentimentale Blasphemie zum Himmel ruft: „Ist es, zum Unglück so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“

Appiani und Orsina erscheinen nur in wenigen Scenen, und wie vollendet stehen ihre Gestalten vor uns da. Für Marinelli ist Appiani freilich ein empfindsamer Narr, den er sich bemüht haben würde zu verachten, wenn er ihn nicht zugleich hätte fürchten und hassen müssen. Appiani hat daran gedacht, Staats- und Hofdienste zu nehmen, aber Marinelli wußte es zu hintertreiben, weil er in ihm einen Nebenbuhler in der Gunst des Fürsten fürchtete, der den Unterschied zwischen einem Appiani und einem Marinelli in seinen guten Momenten wohl zu schätzen weiß, und nicht verfehlt, den letzteren gelegentlich mit beleidigender Ironie darauf hinzuweisen. In einem solchen guten Momente sehen wir den Prinzen in der ersten Scene mit Marinelli, wo er dessen Spöttereien über den „empfindsamen“ Grafen, die er sonst ohne Zweifel anders aufnahm, mit den Worten begegnet: „Bei alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können, eben so wenig als er Sie — bei alle dem ist er doch ein sehr würdiger

junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte sehr gewünscht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken." Das aber eben ist es, was Marinelli fürchtete, daher sein Triumph, daß diese tugendhafte Anwandlung seines Fürsten und Herrn zu spät kommt, daß Appiani sich durch sein „Mißbündniß" und seinen Entschluß, das Land zu verlassen, allen Gunstbeweisen entzogen hat. Das ist auch der Grund, weshalb Marinelli seinem Herrn die Neuigkeit von der Verlobung des Grafen erst jetzt, am Hochzeitstage, mittheilt, wie es der Grund ist, weshalb er, als ihm plötzlich und unerwartet die Leidenschaft seines Gebieters für die Braut des Gehaßten entgegentritt, nur um so bereitwilliger ist, alle Segel aufzuspannen, um den Bruch zwischen Appiani und dem Fürsten unheilbar zu machen.

Appiani ist eine melancholische Natur. Der Fürst hat ihn angezogen; aber seine nähere Kenntniß, die Einsicht in die Unheilbarkeit der Hofzustände hat ihn enttäuscht, und der alte Galotti hat das Seine dazu gethan, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken, als sein eigener Herr zu leben, statt einem leichtsinnigen und verderbten Fürsten zu dienen. Er liebt Emilien, aber er betet den Vater an als das Muster aller männlichen Tugend. Die trübsinnige Stimmung, in der wir ihn auftreten sehen, ist ebenso erklärlich als folgenschwer. Erklärlich: denn sie ist Folge seiner grübelnden Natur, die sich durch die Nähe des Glücks beängstigt fühlt, schon darum, weil zwischen Becher und Lippe der Weg noch so weit ist; erklärlich, weil er am Scheidewege seiner früheren hochfliegenden Lebensentwürfe und seiner jetzt vor ihm liegenden bescheidenen Zukunft steht, welche ihm Freunde nicht ohne Eindruck auf ihn zu machen vorgehalten haben. [1]) Folgenschwer: weil nur aus dieser Stimmung die beleidigende Schroffheit gegen Marinelli in der nächsten Scene hervorgehen kann, welche ihm sein Schicksal unwiderruflich bereitet, da der feige Mari-

1) Dies ist Akt 2. Scene 5. angedeutet.

nelli jetzt aus dem Triebe der Selbsterhaltung zum Mörder werden muß. Auch dämmert in ihm eine dunkle Ahnung auf — vielleicht hervorgerufen durch eine Mittheilung Odoardo's, die man zwischen dem vierten und siebenten Auftritte des zweiten Aktes zu denken hat — eine Ahnung von irgend welcher Intrigue gegen sein Glück durch den Fürsten; wenigstens scheint sein „Nach Massa freilich mag ich mich heute nicht schicken lassen" auf so etwas hinzudeuten. Aber charakteristisch für die Gesundheit seiner Natur ist es, daß der Conflikt mit Marinelli, weil er entscheidend ist, und ihn der widerwärtigen Nothwendigkeit zum Prinzen zu gehen überhebt, seine ganze Stimmung verändert und ihm die Energie und Spannung seines Wesens wiedergiebt.

Mit noch ungleich größerer Meisterschaft hat Lessing bei der Figur der Orsina die ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser echten Fürstenmaitresse großen Stils, gegen die Schillers Lady Milford weit zurückstehen muß, in dem engen Raume weniger Scenen mit wunderbarer Lebendigkeit vor uns hinzustellen gewußt. Dies Gemisch der entgegengesetztesten Eigenschaften, dies Weib, kleinlich und großherzig, berechnend und unvorsichtig, stolz und unterwürfig, rachsüchtig und sentimental, spitzfindig skeptisch wie Hamlet und sinnlich leidenschaftlich wie eine Mänade, kann nur lieben, wenn es zugleich herrscht. Und sie hat den Prinzen beherrscht, er hat „ihre Fesseln getragen". Er hat sie geliebt, aber er hat gefühlt, daß sie ihn beherrschte, daß sie ihm geistig überlegen war, und dies Gefühl steigert sich durch seine neue Leidenschaft für ein Wesen, das in allen Stücken das Gegentheil von ihr ist, zu leidenschaftlicher Abneigung, deren Ausdruck zuletzt zu empörender Härte wird. Zum Herrschen geboren, wie sie ist, verwöhnt durch die Allmacht, die sie über die Welt um sich her, ihre Welt, ausgeübt hat, bringt der Gedanke, die Gewißheit, daß sie die Herrschaft verloren, der sie alles geopfert, was ein Weib opfern kann, sie hart an die Grenze des Wahnsinns, dem sie sicher verfallen wird wenn sie in der Verwickelung der Ge-

schicke um sie her ihr dämonisches Werk gethan hat. Gervinus nennt sie in seiner meisterhaften Charakteristik Lessings, welche für alle Zeiten als ein Musterbild dasteht, eine Figur, die auf eine vortreffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstelle, als die Margarethe in Shakspeare's Richard. In der That ist sie es, die durch ihre Betrachtung über den Zufall das Unheil als nothwendiges Schicksal, als Gericht des allwaltenden Gottes verkündet, und Gervinus hat Recht, wenn er sagt, daß diese Anwendung der Schicksalsidee nach den christlichen Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, das Stück zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele mache.

Die Wirkung des Stückes auf die Zeitgenossen war eine sehr verschiedene. Der enthusiastischen Bewunderung eines Ebert und Eschenburg, und des Göttinger Dichterkreises trat die kühle Theilnahme der Berliner Freunde, der Neid Weisse's, die Plattheit Engels und die hochmüthige Unverschämtheit der Mauvillon-Unzer'schen Kritik gegenüber. Lessing selbst erlebte wenig Freude an seiner langgepflegten Lieblingsdichtung, und sein Unmuth über die vielen Mißurtheile, die er zu hören bekam, spricht sich deutlich in der bekannten brieflichen Aeußerung gegen seinen Bruder aus, daß er sich alle Mühe gebe, das Stück zu vergessen. [1]) Er ging nicht einmal nach Braunschweig hinüber, um es aufführen zu sehen.

Vor allem fühlten sich die weichen sentimentalen Seelen von einer Dichtung abgestoßen, die in der edlen Einfachheit und gedankenschweren Kürze der Sprache, in der stählernen Festigkeit der Charaktere, in der straffen Knappheit der in den kurzen Zeitraum von zwölf Stunden zusammengedrängten Handlung, und endlich in der unerbittlichen Konsequenz der tragischen Leidenschaft nichts hatte, was den verwöhnten Herzen schmeicheln konnte. Herders kürzlich

1) XII. 360.

herausgegebene Briefe an seine Braut sind dafür ein sprechender Beweis. Er fand allerdings in dem Stücke „sehr hübsche Scenen", aber der Gesammteindruck war ihm ein abstoßender. Der Witz in demselben schien ihm „eben so schwer verdaulich wie die Schwachheit (!), die der Dichter allen seinen Weibspersonen gebe". Daß in dem Stücke, schreibt er ein andermal, Alles nur gedacht sei, wolle er noch immer vergeben; vielleicht sei es in manchem Betrachte Tugend, wenn ein Autor für die Bühne auf gewisse Weise ein Schöpfer sei, der schaffe und nicht selbst empfinde. Nur freilich, Weiber würdig zu schildern, sei des „guten Mannes" Sache nicht. [1]) Wenn man in demselben Briefwechsel Herders mit seiner Braut und in ähnlichen Dokumenten jener Zeit das sentimentale Ueberschwenglichkeitsgewimmer liest, so fühlt man es recht, wie der scharfe Damascenerstahl Lessing'scher Männlichkeit da durchschneiden mußte. Wir aber mögen wohl mit Goethe einstimmen, der noch als Sechszigjähriger Emilia Galotti ein vortreffliches Werk nannte, ein Stück voller Verstand, voll Weisheit, voll tiefer Blicke in die Welt, das überhaupt eine ungeheure Kultur ausspreche, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind", und das zu jeder Zeit als neu erscheinen müsse. [2])

Hier scheint es uns am Orte, einen Blick auf das Verhältniß zu werfen, in welchem Lessing zu dem ersten Auftreten des Genius erscheint, dessen Anfänge er noch erlebte, und der bestimmt war, die von Lessing begonnene Revolution der deutschen Nationalliteratur erweiternd fortzusetzen. Wir wollen versuchen, dieses Verhältniß im nächsten Kapitel darzustellen.

---

1) Aus Herder's Nachlaß, III. 223. 301.
2) Riemer, II. 664.

# Drittes Kapitel.

## Lessing und Goethe.

Schon am Schlusse der Dramaturgie im Jahre 1769 hatte sich Lessing, wie wir sahen, mit großer Entschiedenheit gegen die ersten Anfänge des regelstürmenden Genieswesens ausgesprochen. Sowohl in diesem Werke als im Laokoon war es eine seiner Hauptaufgaben gewesen: die Verbindung von Genie und Regel, von schöpferischer Freiheit und Gesetzlichkeit der Natur der Sache, zum höchsten Prinzip in aller Kunst zu machen, „und jeden Theil am rechten Orte zu betonen", um ihn vor den Uebergriffen des andern zu sichern. Wie er im Epos Homer und Milton in Parallele stellte, so hatte er in Shakespeare so gut wie in Sophokles das Wesen der griechischen Tragödie und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen der Aristotelischen Poetik gefunden, und war damit zugleich dem sonst von ihm so hochgeschätzten Gerstenberg entgegengetreten, der eben erst in seinem Aufsatze über Shakspeare das Gegentheil verfochten hatte. Die hohlköpfigen Genieschreier der Klotzischen Schule hatte er mit einem Schlage beseitigt. Jetzt aber stand ein wirkliches Genie auf, das die revolutionären Ideen der regelstürmerischen Demagogen durch ein Werk zur That machte, wie die deutsche Literatur bisher noch keins aufzuweisen hatte.

Goethe war ein neunzehnjähriger Leipziger Student, als Lessing in Hamburg seine Dramaturgie schrieb. In seiner Selbstbiographie gedenkt er der versäumten Gelegenheit, Lessing persönlich kennen zu lernen, mit den Worten: „Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm

zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.“ Dies war im Mai des Jahres 1768, wo Lessing von Hamburg aus in buchhändlerischen Geschäften ein kurze Reise nach Leipzig machte, ohne sich irgendwo aufzuhalten. [1]) Es ist Schade, daß der gereifte Mann Goethe es vermieden hat, sich klar darüber auszusprechen, was dem Studiosus Goethe eigentlich damals gegen Lessing im Kopfe steckte. Denn gegen die „Albernheit“, die er seinem Verhalten zum Grunde legt, möchten wir ihn gegen ihn selbst in Schutz nehmen. Wenn der kaum neunzehnjährige Jüngling, dem doch erst kurz zuvor in Lessings Laokoon ein neuer Leitstern aufgegangen war, und der die Wirkung der Minna von Barnhelm so tief empfunden hatte, jetzt eine Antipathie gegen denselben Mann in sich fühlte, in dem Momente, wo dieser in der Dramaturgie seine ersten Donnerschläge hatte über das französische und deutsche Theater hinrollen lassen, so wird die Vermuthung nicht allzu gewagt sein, daß diese Antipathie eben durch die Dramaturgie hervorgerufen worden war. Es ist bezeichnend, daß Goethe der letzteren in seiner Biographie nur ein einziges Mal, und dies eine Mal in einer Weise erwähnt, welche von den ungeheuren Wirkungen derselben nur zu sagen weiß, daß Lessing in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal gegeben habe zu jener absurden Vergötterung der Shakspeare'schen Clownswitze, wie Goethe und seine Genossen sie in Straßburg übten. [2]) Mit einem Worte: Der Dichter der „Mitschuldigen“ und der „Laune des Verliebten“ war selbst noch zu befangen in französischen Sympathien, um nicht mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen durch Lessings herbe Kritik der französischen Muster verletzt und verstimmt zu werden.

1) XII. 195. 197. Goethe, W. XXV 179.
2) Goethe, W. XXVI. 78.

Wenige Jahre später, und das Blatt hatte sich gewendet. Die Dramaturgie hatte ihre Wirkung gehabt. Shakspeare war die Parole des Tages geworden, und das souveräne „Genie“ an die Stelle der französischen Regelherrschaft getreten. Als Goethe, der damals, wie er selbst gesteht, von einem Extrem ins andere übersprang, sich in Straßburg mit seinen Genossen der Shakspearemanie überließ, und in Wetzlar seinen Götz entwarf, als sein Freund Lenz in den „Anmerkungen über das Theater“ mit bachantischem Jauchzen die absolute Gesetzlosigkeit des genialen Individuums verkündete, und alle Theorie und alle Regeln des Aristoteles wie alten Trödelkram über Bord schleuderte, da erschien diesen Stürmern und Drängern selbst Lessing bereits als ein Zurückgebliebener, und es fehlte nicht viel, daß er ihnen gegenüber jetzt dieselbe Stellung einzunehmen schien, in welcher sich Gottsched früher ihm selbst gegenüber befunden hatte.

Goethe's Götz von Berlichingen erschien zu Anfange des Jahres 1773. Lessing war damals in seiner Wolfenbütteler Einsamkeit, seit er Deutschland seine Emilia Galotti gegeben hatte, durch Stimmung und Verhältnisse so sehr aller poetischen und namentlich aller dramatischen Literatur entfremdet, daß beinahe ein volles Jahr verging, ehe er das Goethe'sche Werk auch nur las. Wir wissen zufällig sogar den Tag, an welchem es geschah; denn in einem Briefe vom 2. Februar 1774 an seinen Bruder, gegen den er sich entschuldigt, daß er dessen ihm übersandte Dramen noch nicht zu lesen Zeit gefunden, setzt er hinzu: „Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz.“ Schon aus diesen Worten geht hervor, daß Lessing mit der neuen Tragödie keineswegs zufrieden war. Einige Monate später brachte Koch das Stück in Berlin zuerst auf die Bühne. Der geschickte Kupferstecher Meil hatte Kostüm und Dekorationen entworfen; denn Koch hatte die Unmöglichkeit eingesehen, diese Dichtung in dem

bisherigen konventionellen Kostüm mit Puderfrisur und Galanteriedegen vorzuführen.[1]) Karl Lessing, der bei der Einrichtung des Stücks für die Bühne thätig gewesen war, meldete seinem Bruder den Erfolg in einer etwas übertrieben enthusiastischen Weise, verschwieg jedoch nicht, daß Ramler den allgemeinen Beifall nicht zu theilen scheine, und daß das neue Werk allerdings Mangel an Einheit des Interesses zeige.[2]) Lessing erwiederte umgehend: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet."

Aus der letzten Bemerkung sieht man, daß Lessing nicht Willens war, den Vertheidigern des französischen Geschmackes und der Batteux'schen Aesthetik irgend ein Angriffsrecht gegen die neue Dichtung einzuräumen. Eben so wenig verkannte er den neuen kraftvollen Geist, der sich in derselben kundgab, und die revolutionäre Gewaltwirkung, die dieser „geharnischte Erstling einer neuen großen Dichterperiode" ausüben mußte. Aber wenn Goethe selbst schon sieben Jahre später im Todesjahre Lessings sein Werk „die Produktion eines freien ungezogenen Knaben" nannte, und weiterhin in seiner Biographie das Bekenntniß ablegte: daß er mit dieser „ohne allen und jeden Plan und Entwurf" hingeschleuderten Skizze nicht nur alle Theatergrenzen überschritten, sondern bei dem Versuche, die Fesseln der Einheit des Orts und der Zeit abzuwerfen, auch der höheren Einheit, die um so mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte[3]): so war ihm Lessing eben in der Erkenntniß dieser Fehler voraus, und diese Fehler erschienen in Lessings Augen um so

1) Devrient, II. 297.
2) XIII. 506–507.
3) Goethe, W. XXVI. 201.

gefährlicher, je glänzender und verführerischer sich das gegebene Beispiel der Verachtung aller der dramatischen Grundgesetze darstellte, die er selbst so eben erst in der Hamburgischen Dramaturgie seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht und in seiner Emilia Galotti zu verwirklichen gesucht hatte. Ihm schien es, wie er sich mündlich gegen Freunde äußerte, [1]) eben nichts so Großes, daß ein begabter Dichter, der sich über alle Regeln hinwegsetze, eine Folge interessanter Scenen aneinanderreihe. Das wahre Genie des Dramatikers bewähre sich aber vielmehr durch einen vollendet angelegten Plan, durch die geschickte Herbeiführung der Situation und durch die richtige Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere. Nach allen diesen Seiten hin mußte er das Goethe'sche Drama entschieden verwerfen. Ja er hatte sogar einen Augenblick Lust verspürt, wie er an seinen Bruder schreibt, in seinem Aerger „über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten), mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden." [2]) „Allein davor bewahre mich der Himmel!" setzt er hinzu. Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte." Er war eben damals in Wolfenbüttel körperlich und geistig gebrochen, und in einer Stimmung, in welcher er, wie es in demselben Briefe heißt, seinem Untergange mit resignirender Verzweiflung entgegensah. Vor allem empfand er gegen alles Theatralische in Erinnerung an seine Hamburger Leiden einen bis an Ekel grenzenden Widerwillen. Dennoch hat sich in seinem Nachlasse ein kurzes Fragment der „Komödie", die er mit Goethe aufzuführen Lust spürte, erhalten, das bisher nicht beachtet sein Urtheil über Goethe's Götz in wenige Worte zusammendrängt. „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke! Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausschreit?"

1) Gubrauer II. 2. 98
2) XII. 421.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese spottende Frage von Lessing bejahend gemeint und auf Goethe's Götz gemünzt war; und ebenso wenig, daß trotz der Herbheit seiner Fassung dies Urtheil genau den kranken Punkt der neuen Dichtung traf. In der That konnte Lessing seine ganze Arbeit für das deutsche Theater als verloren ansehen, wenn diese neue Richtung, die statt ebenmäßiger dramatischer Entwickelung der Charaktere und Leidenschaften das rein stoffliche Interesse wild bewegter Vorgänge, Scenen und Begebenheiten in den Vordergrund stellte, sich auf der deutschen Bühne die Herrschaft errang. Glücklicherweise geschah dies nicht. Das Goethe'sche Erstlingswerk, so bedeutungsvoll in seinen Wirkungen auf die Literatur vermochte sich auf der Bühne nicht zu behaupten. Goethe beklagte sich später in seiner Biographie über die „dumpfe Sinnesart", die selbst unterrichtete und gebildete Männer bei dem Erscheinen seines Götz in ihrer Kritik desselben an den Tag legten; [1]) und in der That erklärte auch Lessing die hier von Goethe gemeinte Recension des Gießener Professor Schmidt in Wielands Merkur für oberflächliches Gerede. [2]) Um so mehr war es zu bedauern, daß er selbst nicht Hand anlegte, um Dichter und Publikum über das Werk aufzuklären. Wir würden dann statt der bloß negativen Andeutungen auch sein Urtheil über die positiven Seiten der Dichtung erhalten haben, zu deren Würdigung keiner mehr als er berufen war. So aber vereinigten sich äußere Umstände, niedergedrückte Stimmung und Widerwille gegen alles Aesthetische ihn schweigen zu machen, so sehr auch das übermüthige Gebahren der Geniemänner in Goethe's Umgebung seinen Unwillen erregte. Er verlor zwar das Treiben dieser „Stürmer und Dränger" nicht aus den Augen; aber er hielt, wie wir jetzt aus den Briefen von Elise Reimarus wissen, ihre Wirkung für vorübergehend und wollte nicht dagegen geschrieben

1) Goethe, Werke XXVI. 205. vgl. Ad. Stahr: Johann Heinrich Merk, ein Denkmal. S. 29—38.
2) XII. 420.

und sie in ihren Sümpfen nicht gestört wissen. Dagegen äußerte er in mündlichem Gespräche gegen die zuvorgenannte Freundin in Bezug auf Wieland: „er habe diesem kürzlich (1776) die Erinnerung gegeben, doch bei seinem neuaufgestutzten Hans Sachs der Welt zu sagen, daß jene Knittelverse in damaliger Zeit nichts weniger als Knittelverse, sondern das Schönste gewesen, was jene Zeiten hervorbrachten, daß also, wer in unsern Zeiten nicht auch dem besten Geschmacke, sondern jenen Knittelversen folgen wollte, ihn übel verstehen würde.“ Als Wieland ihn um diese Zeit zu Beiträgen für seinen Merkur dringend aufforderte, schrieb er ihm ablehnend zurück: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen.“ That doch selbst Herder in seinem Aufsatze über Shakspeare (1773), als sei von ihm und seinen Freunden der große britische Dichter so gut wie neu entdeckt, und als sei eine Hamburgische Dramaturgie von Lessing in dieser Beziehung gar nicht vorhanden. [1])

Daß in Goethe's Götz, der von dem jungen Genie-Deutschland jener Tage so enthusiastisch als ein Drama im Style Shakspeare's ausposaunt und von dem gesammten damaligen Publikum als ein solches anerkannt wurde, keine Spur von dem dramatischen Style und der Kunst des britischen Dichters vorhanden ist, braucht man freilich heutzutage nicht mehr zu beweisen. Damals aber stand Lessing mit dieser Erkenntniß allein, wie er allein stand mit seiner Voraussicht des nachtheiligen Einflusses auf die deutsche Bühne, welchen das Goethe'sche Erstlingswerk durch die Erzeugung zahlloser Nachahmungen formloser historischer Ritterschauspiele bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ausüben sollte.

Ungleich tiefer als der Götz erfaßte ihn dagegen Goethe's

1) Vergl. meinen Aufsatz Shakspeare in Deutschland, in: Prutz, Literarhist. Taschenbuch I. 26 ff.

Werther, der ein halbes Jahr später in seine Hand gerieth. Eschenburg hatte ihm das Buch, das damals die ganze Nation elektrisirte, zugesendet, und dieser Dichtung gegenüber theilte Lessing die allgemeine Stimmung. „Haben Sie tausend Dank", schreibt er dem Freunde, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können". Nur Eins vermißte er, und dies Eine ist bezeichnend für die antik gesunde Sinnesart des Mannes, dem die moderne Vergötterung der krankhaften und unmännlichen Liebessentimentalität in tiefster Seele zuwider war. „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll", fährt er fort, „meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme ,so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnsinn) welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!" Das ist völlig

antik gedacht und empfunden, und Lessing stand auch hier auf der Seite des von ihm so hoch gehaltenen Aristoteles, der in seiner Ethik [1]) den „Selbstmord aus Liebesgram" für die Handlung nicht eines Tapfern sondern eines Feigen erklärt.

Wir haben schon früher [2]) darauf hingewiesen, daß man um Lessings ganzes Verhalten zum Werther richtig zu beurtheilen, auch seine damalige Lebenslage und Stimmung in Anschlag bringen müsse. Dazu aber ist jetzt noch zweierlei ins Auge zu fassen.

Zunächst der Umstand, daß Lessing, wie in so vielen Dingen, so auch in Betreff der Zeitstimmung und Zeitkrankheit, in deren innerstes Herz Goethe mit seiner Dichtung hineintraf, als eine Ausnahme unter seinen Zeitgenossen dastand. Er war so völlig frei von dieser Krankheit der weltschmerzlichen Unzufriedenheit und Verzweiflung, als deren Produkt die Goethe'sche Dichtung auftrat, und die den Resonanzboden derselben in der damaligen Zeit bildete, daß er eben deshalb die Genesis des Werks nicht zu begreifen vermochte. Eben darum aber übersah er auch, daß nicht ein Uebermaß der Liebesleidenschaft, sondern die durch Selbstverzärtelung herangepflegte Krankhaftigkeit von Werthers sittlicher Natur die Katastrophe in der Dichtung hervorbringt, und daß in dieser Einsicht das Heilmittel, welches er vermißte, genau genommen schon enthalten war. Werther ist kein „Mann", sondern ein Weichling, der sein Herz verzärtelt hat. Darum konnte Goethe in dem Gedichte, welches er 1775 der zweiten Ausgabe hinzufügte, seinen Lesern zurufen:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber die Zeit, die den Werther zuerst las, war weit entfernt

1) Arist. Ethic. ad Nicom. III. cp. 7. (cp. 11. Bekk.)
2) S. S. 94.

von der Reife unserer Einsicht in das eigentliche Wesen desselben; ja der Dichter selbst stand, als er jene moralische Nutzanwendung hinzufügte, noch lange nicht auf der reifen Höhe seiner autobiographischen Betrachtung des Werks, sondern sprach es in dem so eben angeführten Schlußgedichte noch ganz unbefangen aus, daß auch er das von Lessing angegriffene Liebespathos für das Grundmotiv seiner Dichtung hielt:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

War also von dieser Seite Lessings Anstoß durchaus gerechtfertigt, so war er es noch mehr von einer andern, welche er in jener hingeworfenen brieflichen Aeußerung — denn man merke wohl, daß Lessing keine Kritik des Werther schrieb — gleichfalls andeutet. Goethe's Werther galt damals allgemein als das echte Portrait des jungen Jerusalem. Wir wissen das jetzt freilich längst anders und besser. Aber wir haben kein Recht, dieses unser besseres historisches Wissen um die wahre Entstehung und den Inhalt der Dichtung, in welcher Goethe seine eigene Krankheitsgeschichte niederlegte, und den Selbstmord jenes unglücklichen jungen Mannes nur als Motiv für die Katastrophe benutzte, Lessingen unterzuschieben, der einen seinem Herzen nahe stehenden Freund durch jene Dichtung ebenso verunglimpft sah, wie sich Kestner mit vollem Rechte über seine Portraitirung als Albert und über sonstige Indiskretion gegen seinen Freund Goethe beschwerte. Wer den Urtheilen der Zeitgenossen gerecht werden will, muß sich vor allen Dingen auf ihren Boden stellen. Lessing fand den Charakter des jungen Jerusalem in Goethe's Werther völlig verfehlt. Er fand ihn ungerecht behandelt, und hielt es für seine Pflicht, durch die Herausgabe von dessen nachgelassenen Schriften der Welt zu beweisen, daß sein unglücklicher junger Freund „der empfindsame Narr nicht gewesen sei", den die Dichtung schil-

dere. Die Vorrede, mit welcher Lessing jene Ausgabe der Jerusalem'schen Aufsätze begleitete, ist in der That von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Schilderung Goethe's, und er selbst hatte es gegen seine intime Freundin Elise Reimarus kein Hehl, „daß er größtentheils Goethen zum Trutze sich verbunden erachtet habe, Jerusalems ächte Geistesgestalt der Welt darzulegen." Lessing hatte mit dem jungen Manne, „dessen Laufbahn so kurz, und dessen Lauf so schnell war", ein volles Jahr (1771) in Wolfenbüttel zusammen gelebt, und hatte ihn tief in sein Herz geschlossen. Wir werden weiter unten sehen, daß dieser „junge Grübler" der einzige Mensch gewesen ist, gegen den Lessing seine philosophischen Ansichten vollständig und rückhaltlos ausgesprochen hat, weil er bei ihm die Bedingungen des Verständnisses derselben wie bei keinem andern seiner Freunde fand. „Ich wüßte nicht, sagt er, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn." Es war „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, es war der Geist der kalten Betrachtung", verbunden mit tiefer innerer Wärme, was ihn zu dem jungen Manne zog, dessen früher Tod ihn so schmerzlich erschüttern sollte. „Doch lange leben (setzt Lessing hinzu) ist nicht viel leben; und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig." Die ganze Vorrede [1]) ist in diesem Tone gehalten, und ein rührend schönes Zeugniß für die Tiefe der Freundesliebe, deren Lessings Herz fähig war.

Bei diesem Proteste gegen Goethe's Dichtung ließ er es bewenden. Auf Goethe selbst aber kam er nur noch einmal zurück, und zwar bei Gelegenheit von Letsewitz, dessen anonym erschienenes Trauerspiel „Julius von Tarent" er für ein Werk Goethe's hielt. Als er erfuhr, daß er sich geirrt habe, erwiderte er: „Desto besser, so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!"

1) X. 1—3.

Bekanntlich blieb Julius von Tarent das einzige dramatische Werk des begabten jungen Dichters, in welchem Lessing allerdings Geist von seinem Geiste erkennen durfte. Von Goethe erschienen bis zu Lessings Tode nur noch Clavigo und Stella, und über beide findet sich in Lessings Schriften und erhaltenen Briefen keine Andeutung mehr. Doch erfüllte ihn das Gedicht Prometheus, das er, wie wir weiterhin sehen werden, durch Jacobi kennen lernte, mit Bewunderung des Goethe'schen Genius und der Freiheit des philosophischen (Spinozistischen) Standpunktes, den der jugendliche Dichter in diesem Gedichte bemerken ließ. Ueberhaupt aber zogen ihn seine äußeren Schicksale und das Ueberhandnehmen eines andern, des philosophisch-religiösen Interesses, verbunden mit den daraus für ihn entspringenden Folgen, in den letzten zehn Jahren seines Lebens völlig ab von der Theilnahme an ästhetischen Dingen, und von dem Interesse für die Bewegungen, welche grade in jenen Jahren einen so wichtigen Umschwung in unserer nationalen Literatur herbei führten.

Wir dürfen es nicht allzu sehr beklagen, daß es so geschah. Lessings Mission nach dieser Seite hin war erfüllt. Seine starke Hand hatte die deutsche Literatur aus der Finsterniß der Geschmackverwirrung zur Klarheit des Urtheils geführt. Er hatte seinem Volke die wahren Muster gezeigt und die falschen Götzen zerschlagen; er hatte ihm die Ziele und Stoffe gegeben, die leitenden Grundsätze für alle Poesie aufgestellt, und der Nation eine Sprache geschaffen, die es mit jeder fremden aufnehmen konnte. Er hatte sie von dem Drucke des Vorurtheils und der Nachahmung durch originale Werke befreit, und ihr das Selbstgefühl erweckt, das für alles Wagniß selbstständiger Produktion Bedingung ist. Aber dem Befreier unserer nationalen Literatur war von seinem Genius auch noch die Erfüllung der großen Aufgabe vorbehalten: auf einem noch höheren und weiteren Gebiete, auf dem der Philosophie und Religion, den unerschütterlichen Grundstein zu legen für die Befreiung des deutschen Geistes aus der Dumpfheit und Enge zelotischer Orthodoxie, wie aus

der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität. Auf dieser für ihn selber dornenvollen Bahn werden wir ihn in den folgenden Abschnitten bis dahin zu begleiten haben, wo es ihm gelang, mit Nathan dem Weisen die beiden Hauptbestrebungen seines Lebens für das Schöne und für das Gute durch ein Werk zu vereinen, welches den kühnen Bau seines Wirkens wie eine erhabene Kuppel krönend überwölbt. —

Goethe aber fühlte, je mehr er in Weimar über sich selbst zur Klarheit kam, das wachsende Verlangen, mit Lessing in persönliche Berührung zu treten. Doch grade in dem Augenblicke, in welchem er den Entschluß zu einer Reise nach Wolfenbüttel faßte, erfuhr er den Tod des großen Mannes. „Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam," schreibt er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Und als er später mit seinem Schiller vereint in den Xenien jenes epochemachende Strafgericht über die Schwächen der deutschen Literatur hielt, da setzten die beiden Heroen dem großen Erneuerer unserer Literatur das würdige Ehrendenkmal mit dem huldigenden Ausspruche:

„Vormals im Leben ehrten wir dich als einen der Götter,
Nun, da du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist!"

# Elftes Buch.

## Lessing der Philosoph.

„Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist."

Fichte.

# Erstes Kapitel.

## Lessing und Kant.

Lessing wird in der Regel zu den Popularphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt. Will man damit, nach Hegels Vorgange, die Anhänger der zur Zeit herrschenden Wolf'schen Schule bezeichnen, — gleichviel ob sie die pedantische Methode des Meisters beibehalten oder abgestreift — so ist der Ausdruck für Lessing unpassend. Schon als Jüngling war er entschiedener Gegner der damaligen Modephilosophie. „Die jetzigen Weltweisen" —schrieb er in dem Aufsatze „Gedanken über die Herrnhuter im Jahre 1750, nach Danzel 1755" — „sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raume können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird." [1] Und an einer andern Stelle, die freilich einer spätern Zeit angehört, sagt er: „weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre, so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. —

1) Lessing Werke XI. S. 24.

Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wieviel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!" [1])

Soll dagegen durch den Ausdruck „Popularphilosoph" nur der Gegensatz gegen den zünftigen Katheder-philosophen bezeichnet werden, versteht man darunter einen Schriftsteller, der philosophische Ideen, die Früchte seiner denkenden Betrachtung der Dinge, durch eine Allen verständliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen strebt, — dann ist Lessing allerdings, in der edelsten Bedeutung des Worts, ein Popularphilosoph, ein Volksphilosoph wie kein zweiter in Deutschland. In den Kompendien der Philosophiegeschichte, in dem goldenen Buche des Fakultätsadels freilich sucht man den Namen Lessing vergebens. Darüber aber mag er sich trösten. Dies Geschick theilt er mit Schiller, Goethe, den beiden Humboldts und andern Denkern, die keine Weltsystemmacher gewesen.

Die philosophische Weltansicht Lessings kann nur durch eine vergleichende Zusammenstellung der in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen ermittelt werden. Die Urtheile der Männer aber, die solches versuchten, gehen weit auseinander. F. H. Jacobi erklärte ihn für einen Spinozisten und gerieth deshalb in den bekannten, später zu erwähnenden Streit mit Mendelssohn. Guhrauer hält ihn für einen Leibnitzianer; — seine Philosophie, „sagt er, weise „wie nach der Vergangenheit auf Leibnitz so nach der Zukunft auf Schelling hin." Ritter bezeichnet ihn als „Idealisten und Vorgänger Fichte's." Carrière sieht in Lessing einen „Vorläufer Hegels und des absoluten Idealismus." Schwarz nennt ihn einen

1) Werke XI. S. 407.

„spekulativen Theisten," Kuno Fischer einen „Leibnitzischen Pantheisten." — Wer hat Recht? wer Unrecht? Oder hätte vielleicht Keiner von allen ganz Recht? und Keiner ganz Unrecht? und lassen sich die scheinbar so widerstreitenden Urtheile nicht doch vielleicht versöhnen? Danzel, der gründlichste Forscher über Lessing, sagt in Bezug auf dessen Verhältniß zur Philosophie: bei keinem Theile von Lessings Wirksamkeit sei es vielleicht nothwendiger, daß man den Prozeß ganz neu instruire, als hier. Versuchen wir es, dieser Weisung zu folgen.

Um den spekulativen Grundgedanken der Lessing'schen Philosophie festzustellen, wollen wir es versuchen, denselben gleichsam vor unsern Augen entstehen zu lassen. Wir unterscheiden zu dem Ende drei Perioden in Lessings Leben. Die erste, von 1746—1760, umfaßt die Universitätsjahre und die nächstfolgende Zeit bis zu Lessings Uebersiedelung nach Breslau; die zweite von 1760—1770 seinen Aufenthalt in Breslau bis zum Antritte seiner Stellung in Wolfenbüttel; die dritte endlich die letzten zehn Jahre seines Lebens, während deren er zuerst die Nouveaux Essais von Leibnitz kennen lernte. Betrachten wir Lessing, den Philosophen, in der ersten dieser drei Lebensepochen.

Wie Kant, so zeigte auch Lessing schon auf der Schule eine besondere Vorliebe für Mathematik; er übersetzt den Euklid, arbeitet an einer Geschichte der Mathematik, und hält bei seinem Abgange von der Anstalt eine lateinische Rede de mathematica barbarorum. Auf der Universität Leipzig, die er als Siebzehnjähriger (1746) bezog, konnten ihn die philosophischen Vorträge der dortigen Professoren wenig anziehen; nur Kestners philosophische Disputirübungen sehen wir ihn regelmäßig von Anfang bis zu Ende besuchen. Zu Hause liest er fleißig die Wolf'schen Schriften, wendet sich aber, abgeschreckt durch den Formalismus dieser Schule und geleitet von seinem geschichtlichen Forschtriebe, frühzeitig der ursprünglichen Quelle zu. Leibnitzens Lehre, die Philosophie der Alten, wird fortan sein Haupt-

studium. Was ihn an Leibnitz, seinen Lieblingsschriftsteller, vor Allem fesselt, ist nicht sowohl das System, als vielmehr der Charakter, die ihm so verwandte Denkweise des Mannes; und in dem System wiederum ist nicht sowohl der Intellektualismus, der Vorzug des geistigen Moments, das, was ihn anspricht, als vielmehr der Individualismus, das Freiheitsprinzip, die Selbstständigkeit, die jeder einzelnen Monade beigelegt wird. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit" — sagt Lessing zu Jacobi — „waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Grenzen setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth, — ich meine wegen seiner großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er zu haben schien, oder dann auch wirklich hatte." [1])

Von dem Erfolge dieser seiner frühesten philosophischen Studien legt eine Schrift Zeugniß ab, die Lessing bald nach dem Abgange von der Universität verfaßt hat. Es sind dies die nur wenige Seiten füllenden und lange nicht genug beachteten „Gedanken über die Herrnhuter." [2]) Diese leider unvollendete, aus dem Nachlaß veröffentlichte Schrift gewährt uns einen merkwürdig klaren Einblick in Lessings innerstes Denken und Empfinden. Sie spricht eine für jene Zeit ganz neue Lebens- und Weltanschauung aus, und sie zeigt, wie der Verfasser schon damals allen seinen Zeitgenossen vorausdachte, wie sehr er daher unter ihnen sich einsam und vereinzelt fühlen mußte. Lessing giebt hier, — um seine eignen Worte zu brauchen — „die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß." Er spottet über jene „Weltweisen", die „den Himmel zum Gegenstande ihrer Muthmaßungen machen", in ein „Labyrinth von Geheimnissen"

1) Vgl. auch „Leibnitz von den ewigen Strafen", Lessing Werke IX. S. 159. Lachm.
2) Werke XI. S. 22—29.

sich vertiefen, „den Kopf füllen und das Herz leer lassen.“ Selbst Leibnitz und seine Monaden werden nicht verschont. Die ganze dogmatisirende Richtung der Philosophie, der alten wie der neuen, wird als ein Irrweg bezeichnet. Und welche andere Richtung soll die Philosophie nehmen? Welches Heilmittel schlägt Lessing vor? — Rückkehr zu den Lehren der sieben Weisen und des Sokrates! Auf zweierlei komme es an: auf Selbsterkenntniß, und auf thätiges Schaffen und Wirken! Oder, — mit Lessings Worten zu sprechen: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen. Thörichte Sterbliche, was über Euch ist, ist nicht für Euch! Kehrt den Blick in Euch selbst! In Euch sind die unerforschten Tiefen, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! — Hier richtet das Reich auf, wo Ihr Unterthan und König seid. Hier begreift und beherrscht das Einzige, was Ihr begreifen und beherrschen sollt: Euch selbst!“ [1])

In scharfen deutlichen Zügen schildert hier Lessing die Revolution, welche ein Menschenalter später Kants Vernunftkritik in der deutschen Philosophie hervorgerufen hat. Der Sieg des Kritizismus über den Dogmatismus, der Vorrang der praktischen Vernunft vor der theoretischen, die Machtvollkommenheit des Willens und Gewissens, der kategorische Imperativ, die Richtung auf das praktische sittliche Leben — kann alles dies kürzer und bündiger ausgesprochen werden als in den beiden einfachen Sätzen Lessings? Daß sie uns jetzt so einfach und selbstverständlich erscheinen, beweist eben nur wie sehr Kants revolutionäre Ideen in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind. In jener Schrift findet sich sogar schon eine prophetische Hinweisung auf den Mann, der die großartige Geistes-

1) Dahin gehören die Lessingschen Worte: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch“ (s. oben Th. I, S. 88), und im Nathan II, 2:

— „begreifst du nun,
Wieviel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist?“

that auszuführen bestimmt war. „Man stelle sich vor (heißt es in derselben), es stände zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer Sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach Eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, der Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glückseliges Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. — Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst sagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Ansprüche auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn — auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle — ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden: ich bitte Euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: wir haben geirrt; ja, er hat Recht? Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sei fähig zu widerrufen.“ —

Allein Lessing ist nicht bloß der Vorgänger und Voraussager der Kant'schen Moralphilosophie, er hat das Rechte nicht bloß erkannt und gelehrt; sein ganzes Leben ist zugleich eine folgenreiche praktische Bethätigung der eigenen Lehre. Kein Schriftsteller hat wie er die Deutschen aus ihrer wissenschaftlichen Selbstgefälligkeit,

aus dem Gelehrtendünkel und unfruchtbaren Literaturtreiben so gründlich aufgerüttelt; keiner so wie er durch Wort und Beispiel darauf hingearbeitet, daß unsere Literatur — und mit ihr die Nation — sich wieder dem thätigen handelnden Leben, den Interessen des Staats und der Gesellschaft zugewendet.

Lessing hatte die Schriften Leibnitzens mit Eifer studirt und stellte den Mann hoch; unbedingter Anhänger seiner Lehre war er nicht. In dem angeführten Aufsatze wird neben andern philosophischen Systemen auch die Leibnitz'sche Monadenlehre von beißendem Spotte getroffen. Es geschieht dies an einer Stelle, die auf das lebhafteste an Kants Antinomie der reinen Vernunft erinnert:

.... „Platz! Ein Paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden", dem oben geschilderten Philosophen der Zukunft nämlich, „eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, Ihr glaubt doch wohl Monaden? — Ja. — Ihr verwerft doch wohl die Monaden? ruft der andere. — Ja. — Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich! — Umsonst würde er es wie jener Bauerknabe machen, den sein Pfarrer fragte: kannst Du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnt Ihr das?" —

Lessings tiefes Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie, so weit ein solches damals, vor Veröffentlichung der Nouveaux Essais möglich war, — geht aus seiner bereits im ersten Bande (S. I S. 125) erwähnten Schrift: „Pope ein Metaphysiker," hervor, die er im Jahre 1755 in Gemeinschaft mit Mendelssohn herausgab. In dieser Abhandlung, an der Lessing jedenfalls den Hauptantheil hatte, wird die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe: des Dichters Pope System mit Leibnitzens Lehre von der besten Welt zu vergleichen, — nicht sowohl beantwortet als vielmehr einer scharfen Kritik unterworfen, um die Ungereimtheit der Aufgabe dar-

zulegen. Ohne auf den Inhalt der Schrift selbst — Grenzbestimmung zwischen Philosophie und Poesie — hier weiter einzugehen, sei nur bemerkt, daß in dieser Schrift Spinoza erwähnt und die Behauptung ausgesprochen wird, daß „irrige Weltweise, welche Gott wirklich für die Seele der Natur (Weltseele) gehalten, vom Spinozismus eben so weit abstehen als von der Wahrheit.“ [1] — Doch war ihm damals die Philosophie dieses „berufenen Irrgläubigen“, wie er ihn nennt, wohl nur aus den Schriften Anderer oder höchstens aus Spinoza's Ethik bekannt. In Berlin las Lessing zu jener Zeit, soviel wir wissen, nur Jordanus Bruno, Cardanus und Campanella, aus deren Schriften er auch sorgfältige Auszüge machte. Das gründliche Studium Spinoza's fällt erst in die zweite Lebensperiode, zu welcher wir im folgenden Kapitel übergehen.

---

## Zweites Kapitel.

### Lessing und Spinoza. (1760—1765.)

Im Jahre 1760 ging Lessing von Berlin nach Breslau, und die Zeit seines dortigen Aufenthalts (1760—1765) ist, wie für die Bildung seines Charakters so für seine philosophische Entwicklung von der höchsten Bedeutung.

Schon Fichte sagt in seiner Schrift gegen Nicolai: [2] „daß Lessing in seiner frühen Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Thätigkeit herumgeworfen, daß alles ihm recht war, was nur seinen

---

1) Lessings Werke V. 27. Lachm.
2) J. G. Fichte's Ges. Werke Band VIII. S. 72.

Geist beschäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist — ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten — *sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug*. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar." Ganz damit übereinstimmend spricht sich Lessing selbst am 5. Aug. 1764 nach überstandener schwerer Krankheit an Ramler in dem bereits früher [1]) mitgetheilten merkwürdigen Briefe aus, in welchen es unter anderm heißt: *die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden*, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verrasset habe."

Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir diese Umwandlung Lessings, diese „Bestimmung und Befestigung seines Geistes", wie Fichte es treffend ausdrückt, zum großen Theile der Einwirkung *Spinoza's* zuschreiben. Bei einer späteren Gelegenheit, im Streite mit Götze, sagt er von sich selbst: „er habe es *längst* für seine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen quid liquidum sit in causa Christianorum." [2]) In Breslau las er zu dem Ende die Kirchenväter [3]) und machte umfassende kirchengeschichtliche Studien. Durch diese Forschungen über den Christenglauben ward er ohne Zweifel auf die Urquelle aller rationell historischen Bibelerklärung, auf Spinoza's „theologisch-philosophischen Tractat," — und dadurch auf die Philosophie Spinoza's geführt. Einer der Breslauer Umgangsfreunde Lessings, der Schulmann Klose, berichtet ausdrücklich:

1) S. oben Th. I. S. 211. ff.
2) „was in dem Christenglauben zuverlässig sei."
3) S. oben Th. I. S. 206.

„Spinoza's Philosophie wurde der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, die ihn hatten widerlegen wollen, unter denen Bayle nach seinem Urtheile derjenige war, der ihn am wenigsten verstanden habe. Dippel — (christlicher Pantheist) — war ihm der, welcher in Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen."

Man erinnere sich der Forderungen, die Lessing in den „Gedanken über die Herrnhuter" an den rechten Weltweisen stellt, und man wird leicht ermessen können, welchen Eindruck das gründliche Studium Spinoza's auf ihn machen mußte. Was findet er in Spinoza? Einerseits die größte Aehnlichkeit mit jenem von ihm vorausgesagten Weltweisen der Zukunft; andererseits die größte Unähnlichkeit, den direkten Gegensatz.

Auf „Selbsterkenntniß" komme es an, auf „thätiges Schaffen und Wirken!" so behauptet Lessing, so der Weltweise der Zukunft. Und ebenso auch Spinoza. Sein Traktat „über die Reinigung der Vernunft und den besten Weg zur Erkenntniß der Wahrheit" beginnt mit einer Kritik der Vernunft, mit einer strengen Prüfung unseres Erkenntnißvermögens; oder, um ihn selbst sprechen zu lassen, „mit einer Aufzählung aller Arten der Wahrnehmung, die mir zu Gebote stehen, um etwas mit Gewißheit zu bejahen oder zu verneinen." Er legt sich die Frage vor: „Was ist eine richtige, sachgemäße Begriffsbestimmung? und wie kommt sie zu Stande?" — oder, wie die Philosophen es jetzt, nach dem Vorgange Kants ausdrücken würden: Was ist ein synthetisches Urtheil? Wie ist ein solches möglich? —

Und wozu diese ganze Untersuchung? Dazu, — antwortet Spinoza: „damit ich die beste von allen Arten der Wahrnehmung auswähle und zugleich meine Kräfte und die Natur kennen lerne, die ich zu vervollkommnen wünsche."

Also Selbsterkenntniß zur Selbstvervollkommnung!

Der Traktat ist leider unvollendet geblieben, doch wissen wir aus den übrigen Schriften Spinoza's, was hier unter „Selbstver-

vollkommnung" zu verstehen ist. In seinem Hauptwerke, — das charakteristisch genug den Namen „Sittenlehre" (Ethica) führt, und dessen zwei letzte Kapitel die Ueberschriften tragen: „Von der Knechtschaft des Menschen oder der Herrschaft der Leidenschaften" und: „Von der Freiheit des Menschen oder der Macht der Vernunft", — erklärt Spinoza „vernunftgemäß leben" für die wahre Tugend, und „Gott lieben" (amor Dei) oder, was ihm dasselbe ist, sittliche Freiheit für das „höchste Gut". Man sieht in den Gedanken und sogar im Ausdrucke volle Uebereinstimmung mit Lessings zukünftigem Weltweisen, der ja auch „Gott lieben" das Vornehmste, und die „Tugend" das Einzige nennt, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann. (S. oben S. 168.)

Nun aber die Kehrseite, der nicht minder auffällige Gegensatz!

Lessing, und ebenso der von ihm voraus verkündete Philosoph, ruft den „thörichten Sterblichen" zu: „Ihr seid zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Kehrt den Blick in Euch! Was über Euch ist, ist nicht für Euch."

Spinoza's Lehre dagegen lautet: Ihr seid zum Thun und Denken erschaffen; denn Denken und Thun ist untrennbar Eins. Kehrt den Blick in Euch und nach Außen! Es giebt Nichts über Euch, was nicht zugleich für Euch ist! denn wisset: wie Denken und Thun, so ist auch Innen- und Außenwelt, — was über Euch und was in Euch ist, untrennbar Ein und Dasselbe! [1]) Oder, um Spinoza's eigene Worte aus dem Traktat über „die Reinigung der Vernunft zu brauchen [2]): „Alles was geschieht, geschieht nach einer ewigen (unabänderlichen) Ordnung und nach festen Naturgesetzen. Da aber der schwache Mensch jene Ordnung, mit seinen Gedanken nicht erreichen kann, wohl aber begreift, daß es eine menschliche Natur gebe, die viel stärker als die seinige

1) Spinoza Ethic. II. prop. 49 Coroll. Intellectus et voluntas unum et idem sunt.

2) Vergl. Spinoza Ethik. Vorrede zum vierten Theil der Ethik.

ist, auch kein Hinderniß steht, selbst eine solche Natur zu erringen: so wird er angeregt Mittel zu suchen, die ihn zu einer solchen Vollkommenheit bringen. [1]) Jedes derartige Mittel nennen wir ein wahres Gut; das höchste Gut aber ist, dahin zu gelangen, daß man, wo möglich in Gemeinschaft mit andern Menschen, einer solchen höheren Natur theilhaftig werde. Die höhere Natur des Menschen ist aber, wie ich zeigen werde, nichts anderes als die Erkenntniß der Einheit, die der Geist mit dem Naturganzen hat. Dies ist meine Aufgabe, und zu meiner Glückseligkeit gehört, daß viele Andere das Gleiche wie ich erkennen, damit ihr Erkennen und Wollen mit dem meinigen übereinstimme." —

Die Gleichheit des Strebens, bei weitem mehr noch der Gegensatz zwischen Spinoza's Denkweise und der seinen, mußte auf Lessing einen mächtigen Eindruck machen. Ihm, der bisher in dem Glauben an eine zwiespältige Welt befangen war, trat hier auf einmal jene großartige einheitliche Weltanschauung entgegen, wie sie, unter den neueren Philosophen, Spinoza zuerst in voller Klarheit und Schärfe ausgesprochen hat. Auf halbem Wege stehen bleiben, lag nicht in Lessings Natur. In seinem Innern erhebt sich ein Kampf zwischen der anerzogenen dualistischen Auffassung und dem spinozistischen Einheitsgedanken; ein Läuterungsprozeß beginnt, an dessen Ende Lessing im Vollgewichte des Worts von sich sagen darf: „Ich bin ein Mann geworden!" [2]) Er selber bezeichnet bei einer Gelegenheit, wo er von dem „Enthusiasmus der Spekulation" spricht, [3]) „diejenigen Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht", als „Wärme und

1) Aehnlich Lessing: „Nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich des Menschen Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht." X. 49. Lachm.

2) S. oben S. 171 den Brief an Ramler vom 5. Aug. 1764.

3) Werke XI. S. 463. Lachm.

Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe zur Wahrheit, Anhänglichkeit an eigene besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen was man denkt, und stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern." — Auf wen paßt diese Schilderung mehr als auf Lessing selbst, wie er, Sieger und Besiegter zugleich, aus dem geistigen Kampfe zu Breslau hervorgegangen? Was er von da an gedacht und geschrieben, — oft in den scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen eines Briefes, — überall offenbart sich der lebensvolle Grundgedanke Spinoza's: die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes. Diese spekulative Weltanschauung ist es, die ihm auf dem Gebiete der Literatur wie der Kunst, der Religion wie der Politik jenen Tiefblick in den Grund der Dinge verleiht; sie ist es, die trotz überwiegender Macht des analytischen trennenden Verstandes, trotz aller Vorliebe für scharfe Grenzbestimmung, ihn dennoch befähigt, in jedem Besondern das Allgemeine, in jedem einzelnen Gliede das Ganze zu erfassen; mit anderen Worten: die ihn zu dem schöpferischen Kritikkünstler macht, den die Nachwelt in ihm bewundert. —

Aus der Zeit des Breslauer Aufenthalts stammen zwei kleine Aufsätze, die in Lessings Nachlaß aufgefunden und in den älteren Ausgaben seiner Werke unter der Ueberschrift „Spinozisterei" abgedruckt sind. In dem ersten: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", [1]) spricht Lessing sich gegen die gewöhnliche theistische Auffassung Gottes aus, und führt, indem er die Wolfische Schule mit ihren eigenen Waffen bekämpft, den Beweis, daß „alle Dinge in Gott existiren und wirklich sind, und nicht außer ihm." „Ich brauche, — fügt er am Schlusse hinzu, — dieses: außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte." Wie er später — im Gespräch mit Jacobi — sagt, die orthodoxen Begriffe von

1) Werke XI. 111. Lachm.

der außerweltlichen Gottheit seien nicht mehr für ihn, so hier, daß er sich von einer außergöttlichen Welt, von einer Wirklichkeit der Dinge außer Gott, keinen Begriff machen könne. — Man sieht, Lessing hat die Lehre Spinoza's beherzigt: Innen und Außen, Geist und Natur sind untrennbar Ein und dasselbe!

In dem „Christenthum der Vernunft" wie in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), sowie in dem gleichzeitigen Fragmente „das Christenthum der Vernunft" [1]) liegt uns eine weitere Ausführung desselben Gedankens vor. „Vorstellen, Wollen und Schaffen", sagt Lessing dort, „sei bei Gott Eins: jeder Gedanke sei bei ihm eine Schöpfung; Gott könne demnach entweder gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung müsse eben so nothwendig wirklich sein, als er es selbst ist", — müsse also „eine wahre Verdoppelung seines Selbst" sein. Die kirchliche Lehre vom Gottessohn und der Dreieinigkeit solle vielleicht „den menschlichen Verstand nur auf den Weg bringen, zu bekennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem weltliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne, — daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, die eine Art von Mehrheit nicht ausschließe." Die ganze Lehre sei vielleicht nichts weiter als „ein faßlicher populärer Ausdruck" für den spekulativen Gedanken, daß die Schöpfung „eine Verdoppelung in Gott, d. h. daß Gott und Welt, Unendliches und Endliches untrennbar Eins ist. Ganz ähnlich sagt Spinoza an einer Stelle [2]): „Wollten wir die Sache näher untersuchen, so könnten wir darthun, daß Gott nicht füglich einer und einzig genannt werden mag. Doch ist dies von geringer, oder vielmehr von gar keiner Bedeutung für diejenigen, denen es um die Sache, nicht um Namen zu thun ist." Und an einer andern Stelle, in einem Briefe: „Wer Gott einen oder

1) Werke XI. 604 ff. Lachm.
2) Spinoza, Bd. I. S. 103. Paulus. Vergl. Brief 39 in Bd. I. S. 500 und Brief 50 in Bd. I. S. 634.

den einzigen nennt, hat sicher keinen wahren Begriff von Gott, oder spricht uneigentlich (improprie) von ihm."

Der zweite jener oben erwähnten Lessing'schen Aufsätze behandelt einen Gegenstand, der von jeher den Scharfsinn der Menschen beschäftigt, auch neuerdings wieder die Gemüther unserer Theologen, Naturforscher und Philosophen auf's Lebhafteste erregt hat: den Streit über Leib und Seele. Es ist der Entwurf zu einem Briefe an Mendelssohn (1763) und widerlegt des Letzteren Behauptung, daß Leibnitz die Lehre von der vorherbestimmten (prästabilirten) Harmonie von Spinoza entlehnt habe. [1])

„Darin, — heißt es daselbst, — bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnitzen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur seiner Hypothese. Aber blos auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität. Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst — gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum [2]) existirt — könne geglaubt oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich Alles zweifeln, was ich nur kürzlich [3]) von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeine. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle

1) Lessings Werke XI. 112—113. Lachm.

2) Zu deutsch: „vorausgehend in Beziehung auf den Beschluß (oder Rathschluß) Gottes."

3) Dies ist wichtig für die Zeitbestimmung von Lessings Eindringen in Spinoza's Philosophie.

(Spinoza Sittenlehre Th. II. § 126) — was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber, heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, die das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, wie Seele und Leib sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre. — Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. § 163) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, wie der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich keins ohne das andere gedenken läßt, dadurch daß beide ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereinigt. — Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in diesen Worten blos von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejaht er anderwärts insbesondere von der Seele (Sittenl. Th. 5. § 581): „So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind: ebenso sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft." — Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn Beide somit einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! — — Nach Spinoza stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der

Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibniz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, machte eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen" ....

Hier bricht das Lessing'sche Fragment ab, — mit ihm das aufgestellte Gleichniß. Die Ergänzung des letzteren ist jedoch nicht schwer, und Danzel [1]) hat sie in folgender Art gegeben. Es ist klar, sagt er, daß Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein: Der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst, und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen. Der andere wird behaupten: es finde nur Eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke. Die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen. — In dem eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, ist unverkennbar, auf wessen Seite die Waage sich neigt. Der Wilde, dessen Ansicht der Lehre Spinoza's analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

Danzels Ergänzung ist folgerichtig. Warum aber vollendete Lessing selbst das angefangene Gleichniß nicht? Ward er durch einen äußern Zufall im Schreiben unterbrochen? Oder bestimmte ihn

1) Lessing Leben und Werke II. 2. S. 112.

vielleicht ein innerer Grund? Wir vermuthen das Letztere. Lessing bricht ab, weil er zu rechter Zeit merkt, sein Gleichniß hinke: es erläutere zur Noth Leibnitzens prästabilirte Harmonie, passe aber nicht auf die Lehre Spinoza's. Das Verhältniß, das zwischen der wirklichen Bewegung eines Körpers und der Scheinbewegung seines Spiegelbildes besteht, entspricht keineswegs dem Verhältniß, das — nach Spinoza's Auffassung — Leib und Seele zu einander haben. Ihm ist die Seele weder ein bloßes Spiegelbild des Leibes, noch Ursache oder Wirkung desselben; sie ist ein wirklich existirendes Ding, aber nicht ein anderes als der Leib, sondern ein und dasselbe; Leib und Seele sind ihm nicht zwei, sondern Ein Wesen, Ein untrennbares Individuum. Soll daher das obige Gleichniß auf Spinoza's Ansicht passen, so müßte der Spiegel und der davor befindliche Körper in Eins zusammenfallen, beide nur ein und dasselbe einzelne Ding sein. — Lessing braucht übrigens das Gleichniß vom Spiegel auch in dem berühmten § 74 der „Erziehung des Menschengeschlechts", um durch dasselbe die Einheit Gottes und der Welt anschaulich zu machen. Und die bedingte Art, wie er es dort braucht, bestätigt unsere Vermuthung. „Freilich" — so lauten seine Worte [1]) — „ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dies Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch nur eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst sein? Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube u. s. f." — Und ähnlich in dem „Christenthum der Vernunft" (§ 8 u. 10), wo er den Sohn Gottes „ein identisches Bild Gottes" nennt. [2])

---

1) Werke X. 324. Lachm. (§ 73.)
2) Werke XI. 605. Lachm.

Das obige Fragment, das hier nicht ohne Grund möglichst vollständig mitgetheilt worden ist, bekundet ein tiefes Erfassen der Spinoza'schen Anschauung, und ein wahrhaft seltenes Geschick, philosophischen Gedanken den entsprechenden durchsichtig klaren Ausdruck zu geben. Die Wärme und Lebendigkeit der Sprache bezeugt zugleich, daß es Lessing bei dem Studium Spinoza's nicht sowohl um Befriedigung eines literarischen Interesses, als vielmehr von Hause aus um den Gewinn einer bestimmten philosophischen Weltanschauung zu thun war. Man übersehe nur nicht, was der eigentliche Gegenstand der Streitfrage ist. Lessing nimmt sich Leibnitzens gegen Mendelssohn an, und behauptet mit vollem Recht, daß Leibnitz seine „Hypothese", d. h. seine theoretische Erklärung der thatsächlichen Uebereinstimmung von Leib und Seele dem Spinoza unmöglich entlehnt haben könne. Also lediglich eine Theorie, der Grund, die Erklärung einer Thatsache kommt hier in Frage, nicht die Thatsache selbst. Die Thatsache, nenne man sie mit Spinoza „Einheit", oder mit Leibnitz „vollkommene Uebereinstimmung", steht bei beiden Philosophen gleich fest, und ebenso steht fest, daß Spinoza zuerst die Thatsache richtig erkannt hat. Wie aus dem früher erwähnten Aufsatze Lessings, so geht aus diesem hervor: die Lehre, welche Spinoza zuerst ausgesprochen, durch welche Leibnitz auf die Spur seiner scharfsinnigen Hypothese gekommen, die Lehre:

> Der Mensch ward zum Thun und Denken erschaffen! Wie Leib und Seele, so ist Gedanke und That, Erkennen und Wollen, Wissen und Leben untrennbar Eins —

Lessing hat diese Lehre mit bewußtvollem Verständniß aufgenommen; sein ganzes Handeln und Denken ist, gleich dem Spinoza's, nur eine offenbare Bestätigung dieser allgemein-gültigen Wahrheit. —

Was Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie betrifft, so nimmt Lessing sie hier im Sinne Wolfs und seiner Schule. Die eigentliche (esoterische) Auffassung, wonach die Harmonie des Leibes und

der Seele durch ein in dem Wesen der Dinge selbst gegründetes Naturgesetz zu erklären ist, lernte Lessing wohl erst in einer späteren Lebensperiode kennen. Merkenswerth jedoch ist, daß seine Worte: „die vorherbestimmte Harmonie, gesetzt auch nur so wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt" — bereits auf eine andere, tiefere Auffassung hindeuten.

## Drittes Kapitel.

### Spinoza und Leibnitz.

In Wolfenbüttel, wohin Lessing im Jahre 1770 übersiedelt, wird er durch einen besondern Umstand aufs Neue zum Studium der Leibnitz'schen Philosophie angeregt. Ein Manuscript Leibnitzens, die Nouveaux essais sur l'entendement humain, war wenige Jahre vorher in der Bibliothek zu Hannover aufgefunden und jetzt erst, ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens im Jahre 1716 erfolgten Tode, veröffentlicht worden. In diesem gegen Locke gerichteten Werke war zum erstenmale die Leibnitz'sche Lehre im Zusammenhange und in ihrer wahren Gestalt entwickelt. Ohne Deus ex machina wird hier Alles aus dem eigenen Wesen der Dinge erklärt, — „natürlich" erklärt, so wie Lessing es sich von Jacobi „ausgebeten haben wollte". [1]) Lessing ward durch das Studium dieses Werkes lebhaft beschäftigt. Seine nach 1770 herausgegebenen Schriften, wie: „Leibnitz von den ewigen Strafen" (1773) und „des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", — noch mehr aber die in seinem Nachlasse vorgefundenen Aufsätze: „das Christenthum der Vernunft", und: „daß mehr als fünf Sinne

[1]) Jacobi's Briefe über Spinoza's Lehre (1785) S. 34.

für den Menschen sein können", worin die Leibnitz'sche Idee des Mikrokosmos sinnreich ausgesponnen wird; die Vorarbeiten zu einer kritischen Darstellung von Leibnitzens Leben und Lehre; die angefangene Uebersetzung der Nouveaux Essais, die Auszüge aus der letztern Schrift und die Bemerkungen dazu (XI. S. 43—45. Lachm.) — Dies alles bezeugt das lebendige Interesse für den „großen Mann", von dem er selber sagt: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben."

Welchen Einfluß hat nun das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings spekulative Weltanschauung geübt? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst das Verhältniß der Leibnitz'schen Philosophie zur Lehre Spinoza's uns klar machen.

Gewöhnlich werden beide Männer als Gegenfüßler angesehen. Spinoza gilt als der unbedingte Vertreter des Einheitsprinzips, des Causalitätsbegriffs, des Naturgesetzes und der Naturnothwendigkeit, Leibnitz dagegen als der Anwalt des Individualitätsprinzips, des Zweckbegriffs, des Vernunftgesetzes und der sittlichen Freiheit. Leibnitz selbst ist dieser Ansicht. In der obengenannten Schrift [1]) sagt er von sich: „Sie wissen, daß ich sonst beinahe zu weit ging und mich fast auf die Seite der Spinozisten geschlagen hätte, welche Gott nichts weiter als eine unendliche Macht lassen. Ohne auf seine Vollkommenheiten und auf seine Weisheit Rücksicht zu nehmen, verachten sie die Untersuchung der Zweckursachen (Endursachen), und leiten Alles von einer vernünftigen Nothwendigkeit ab. Das neue Licht" (— so nennt Leibnitz selbst hier sein System,) „hat mich von meiner Krankheit geheilt."

Welches ist nun dies „neue Licht"?

Hören wir Leibnitz selbst! „Ich habe gefunden," schreibt er 1714, zwei Jahre vor seinem Tode an einen Freund, „daß die

1) Nouveaux Essais in Leibnitz' Werken übers. von Ulrich (Halle 1778) Bd. I. S. 132.

philosophischen Sekten in einem guten Theile dessen, was sie behaupten, Recht haben, nicht aber in dem was sie leugnen. Die Idealisten („Formalisten"), wie Platon und Aristoteles, haben Recht, wenn sie die Quelle der Dinge in den Zweckursachen (finalen und formalen Ursachen) finden; Unrecht aber haben sie, die wirkenden und materiellen Ursachen zu vernachlässigen, und — wie Heinrich Morus und einige Platoniker thaten — zu schließen, daß es Erscheinungen gebe, die nicht mechanisch erklärt werden könnten. Andererseits haben die Materialisten, die sich einzig mit der mechanischen Philosophie befassen, Unrecht, die metaphysische Betrachtung zu verwerfen, und Alles durch dasjenige was von den Sinnen abhängt, erklären zu wollen. [1]) Ich schmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verschiedenen Reiche [2]) eingedrungen bin und gesehen habe, daß beide Parteien Recht haben, wenn sie nicht einander ausschließen wollen; daß alles in den Erscheinungen zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik ist. Es war nicht leicht, dieses Mysterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche diese beiden Arten der Studien zu vereinigen wissen." [3])

Und in den Nouveaux Essais, [4]) — in einer Stelle, die Lessing sich besonders angemerkt hat (X. 49. Lachm.), sagt Leibnitz weiter: „Mein System vereinigt Platon mit Demokrit, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit den Neueren, die Theologie und Moral mit der Vernunft." — „Es gewährt eine verständliche Erklärung (une explication intelligible) der Vereinigung des Körpers mit der Seele, — eine Sache, an der ich früher verzweifelt hatte. Ich finde den wahren Grund der Dinge in den Substanzeinheiten (dans les unités des substances = Monaden), welche dies mein System

1) Vergl. Lessing XI. 47. Lachm.
2) Sinnlichkeit — Einbildungskraft.
3) S. Leibnitz' Biographie von Guhrauer I. S. 272.
4) Leibnitz Philos. Werke übers. v. Ulrich I. S. 130.

einführt, und in ihrer durch die ursprüngliche Substanz vorherbestimmten Harmonie."

Also: um „Erklärung" ist es Leibnitz zu thun; er will die „Vereinigung des Körpers mit der Seele" begreiflich machen, oder, — wie Lessing (XI. 112. Lachm.) es ausdrückt, „das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen"; er will zeigen, warum „in den Erscheinungen der Natur Alles zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht", d. h. zugleich körperlich und geistig ist. Und hierzu — zur Lösung des Räthsels, — sollten ihm die „Substanzeinheiten" dienen. Diese Substanzeinheiten oder Monaden sind der Grund, die Urbestandtheile der Dinge; außer ihnen giebt es nichts. Alles was da ist, ist aus Monaden zusammengesetzt, sie selbst aber sind einfache und daher unzerstörbare Wesen. Jede Monade hat Körper und Seele, mithin ist die ganze materielle Welt — auch das sogenannte Unorganische — bis in die kleinsten Theile beseelt. (Vergl. Lessing Werke XI. 459. Lachm.) Da die Monade ein einfaches, untheilbares Wesen ist, können Körper und Seele bei ihr weder als Theile, noch als zwei verschiedene mit einander verbundene Dinge angesehen werden: Körper und Seele müssen hier nothwendig in Eins zusammenfallen, d. h. beide sind eben dasselbe einzelne Ding, die Monade. Wie bringt nun Leibnitz das Ineinanderfallen von Körper und Seele bei seinen Monaden zu Stande? Dadurch, daß er von dem herkömmlichen Begriffe der Körperlichkeit abgeht. Der Körper der Monade ist nicht Körper im gewöhnlichen Wortsinne, sondern eine — Kraft. Der Monadenkörper ist die Ausdehnungs- und Widerstandskraft, durch welche die ins Unendliche strebende Seele beschränkt und begrenzt, [1]) die ganze Monade mithin abgeschlossen, jeder äußern Einwirkung unzugänglich gemacht

1) Vergl. Lessing XI. 459. Lachm.: „Was Grenzen setzt, heißt Materie. Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen, die Sinne sind folglich Materie."

wird. So sind Körper und Seele nur zwei verschiedene Kräfte einer und derselben einfachen Monade, die Monade selbst also, — trotz ihres Körpers, — ein immaterielles geistiges Wesen. Erst durch Zusammenhäufung dieser immateriellen geistigen Substanzeinheiten entsteht das, was wir im gewöhnlichen Leben Materie oder Körper nennen, — in ähnlicher Weise, wie aus Personen eine Gesellschaft, aus Zellen ein Baum gebildet wird, obgleich die einzelne Person keine Gesellschaft, die einzelne Zelle kein Baum ist.

So das Verhältniß von Körper und Seele in der Monade. Wie aber verhalten sich die Monaden untereinander?

Jede Monade ist mit Vorstellungs- und Strebungsvermögen begabt und — weil sie ihrer Geschlossenheit wegen von außen nicht bestimmt werden kann, — im Gebrauch dieser Vermögen völlig unabhängig, d. i. freithätig und Selbstzweck. Durch die ins Unendliche strebende Seele, namentlich durch die kleinen unbewußten Vorstellungen derselben (perceptions petites insensibles) ist jede Monade ein treues Ebenbild der Welt; [1]) durch den die Vorstellungen beschränkenden Körper aber erhält das Weltbild in jeder einzelnen Monade einen besondern, eigenthümlichen, dem Standpunkte und der Entwickelungsstufe der Monade entsprechenden Ausdruck. Alles ohne Ausnahme ist demnach in jeder Monade enthalten, aber nach verschiedenen Graden der Vollkommenheit: jede ist ein eigengearteter, selbstthätiger Mikrokosmus, ein lebendiger Spiegel (un miroir vivant) des Weltalls. Alle Monaden sind gleich, insofern sie alle in ihrem Vorstellen und Streben nur Ein und dasselbe Universum ausdrücken; jede ist von der andern verschieden, insofern jede dies aus einem besondern Gesichtspunkte, auf eine nur ihr allein angehörende Weise thut. So giebt es nur Eine Welt und zugleich unendlich viele, — so viele Welten als Monaden. Und hierauf eben, — auf dieser Einheit in der Verschiedenheit, auf

1) Leibnitz: Nouveaux Essais übers. v. Ulrich S. 101.

dieſer gleichzeitigen Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung — beruht das Geſetz der „vorherbeſtimmten Harmonie", d. i. der in dem Weſen der Monaden begründete Weltzuſammenhang. [1])

Dem Geſetze der Harmonie gemäß wirkt und entwickelt ſich jede einzelne Monade ohne fremden Einfluß, frei aus eigener Natur, und ſteht doch das Wirken und die Entwickelung aller in vollem Einklang. So in den Monadengeſellſchaften, die man unorganiſche Körper nennt, wo wenig entwickelte, kaum zu unterſcheidende Monaden neben einander geordnet ſind; ſo in den niederen und höheren Organismen, wo jedesmal eine mehr entwickelte Monade — Centralmonade — mit anderen, minder entwickelten vergeſellſchaftet iſt, die aus freien Stücken ſich ihr unterordnen. In den ausſchließlich „beſeelt" genannten Organismen handelt die Centralmonade (Seele) ſelbſtſtändig für ſich, und eben ſo ſelbſtſtändig handeln die den Körper bildenden Monaden; vermöge der „vorherbeſtimmten Harmonie" aber iſt das beiderſeitige Thun ein einmüthiges. Mit andern Worten: „wie die Vorſtellungen (Begriffe) in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers", oder, — was daſſelbe iſt — Inneres und Aeußeres, Vorſtellen und Handeln, Gedanke und That ſtimmen jeden Augenblick aufs Genaueſte überein. [2])

Das Verhältniß endlich zwiſchen der geſammten Körperwelt und der Geiſteswelt iſt wieder dem Verhältniß gleich, das zwiſchen Körper und Seele der Einzelmonade beſteht. Wie hier Seele und Körper oder zweckthätige Kraft und Widerſtandskraft nicht zwei verſchiedene Weſen, ſondern nur zwei verſchiedene Kräfte einer und derſelben einfachen Monade ſind, ſo bildet die moraliſche Welt, das iſt die Geſammtheit der zweckthätigen Kräfte, und die phyſiſche

1) Vergl. Leſſings Aufſatz: Das Chriſtenthum der Vernunft § 20 (Werke XI. 606. Lachm.)

2) Leſſing: Brief an Mendelsſohn (XI. 112 ff. Lachm.) S. oben S. 177 ff.

„Spinoza's Philosophie wurde der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, die ihn hatten widerlegen wollen, unter denen Bayle nach seinem Urtheile derjenige war, der ihn am wenigsten verstanden habe. Dippel — (christlicher Pantheist) — war ihm der, welcher in Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen."

Man erinnere sich der Forderungen, die Lessing in den „Gedanken über die Herrnhuter" an den rechten Weltweisen stellt, und man wird leicht ermessen können, welchen Eindruck das gründliche Studium Spinoza's auf ihn machen mußte. Was findet er in Spinoza? Einerseits die größte Aehnlichkeit mit jenem von ihm vorausgesagten Weltweisen der Zukunft; andererseits die größte Unähnlichkeit, den direkten Gegensatz.

Auf „Selbsterkenntniß" komme es an, auf „thätiges Schaffen und Wirken!" so behauptet Lessing, so der Weltweise der Zukunft. Und ebenso auch Spinoza. Sein Traktat „über die Reinigung der Vernunft und den besten Weg zur Erkenntniß der Wahrheit" beginnt mit einer Kritik der Vernunft, mit einer strengen Prüfung unseres Erkenntnißvermögens; oder, um ihn selbst sprechen zu lassen, „mit einer Aufzählung aller Arten der Wahrnehmung, die mir zu Gebote stehen, um etwas mit Gewißheit zu bejahen oder zu verneinen." Er legt sich die Frage vor: „Was ist eine richtige, sachgemäße Begriffsbestimmung? und wie kommt sie zu Stande?" — oder, wie die Philosophen es jetzt, nach dem Vorgange Kants ausdrücken würden: Was ist ein synthetisches Urtheil? Wie ist ein solches möglich? —

Und wozu diese ganze Untersuchung? Dazu, — antwortet Spinoza: „damit ich die beste von allen Arten der Wahrnehmung auswähle und zugleich meine Kräfte und die Natur kennen lerne, die ich zu vervollkommnen wünsche."

Also Selbsterkenntniß zur Selbstvervollkommnung!

Der Traktat ist leider unvollendet geblieben, doch wissen wir aus den übrigen Schriften Spinoza's, was hier unter „Selbstver-

vollkommnung" zu verstehen ist. In seinem Hauptwerke, — das charakteristisch genug den Namen „Sittenlehre" (Ethica) führt, und dessen zwei letzte Kapitel die Ueberschriften tragen: „Von der Knechtschaft des Menschen oder der Herrschaft der Leidenschaften" und: „Von der Freiheit des Menschen oder der Macht der Vernunft", — erklärt Spinoza „vernunftgemäß leben" für die wahre Tugend, und „Gott lieben" (amor Dei) oder, was ihm dasselbe ist, sittliche Freiheit für das „höchste Gut". Man sieht in den Gedanken und sogar im Ausdrucke volle Uebereinstimmung mit Lessings zukünftigem Weltweisen, der ja auch „Gott lieben" das Vornehmste, und die „Tugend" das Einzige nennt, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann. (S. oben S. 168.)

Nun aber die Kehrseite, der nicht minder auffällige Gegensatz!

Lessing, und ebenso der von ihm voraus verkündete Philosoph, ruft den „thörichten Sterblichen" zu: „Ihr seid zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Kehrt den Blick in Euch! Was über Euch ist, ist nicht für Euch."

Spinoza's Lehre dagegen lautet: Ihr seid zum Thun und Denken erschaffen; denn Denken und Thun ist untrennbar Eins. Kehrt den Blick in Euch und nach Außen! Es giebt Nichts über Euch, was nicht zugleich für Euch ist! denn wisset: wie Denken und Thun, so ist auch Innen- und Außenwelt, — was über Euch und was in Euch ist, untrennbar Ein und Dasselbe! [1]) Oder, um Spinoza's eigene Worte aus dem Traktat über „die Reinigung der Vernunft zu brauchen [2]): „Alles was geschieht, geschieht nach einer ewigen (unabänderlichen) Ordnung und nach festen Naturgesetzen. Da aber der schwache Mensch jene Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreichen kann, wohl aber begreift, daß es eine menschliche Natur gebe, die viel stärker als die seinige

1) Spinoza Ethic. II. prop. 49 Coroll. Intellectus et voluntas unum et idem sunt.

2) Vergl. Spinoza Ethik. Vorrede zum vierten Theil der Ethik.

und sie in ihren Sümpfen nicht gestört wissen. Dagegen äußerte er in mündlichem Gespräche gegen die zuvorgenannte Freundin in Bezug auf Wieland: „er habe diesem kürzlich (1776) die Erinnerung gegeben, doch bei seinem neuaufgestutzten Hans Sachs der Welt zu sagen, daß jene Knittelverse in damaliger Zeit nichts weniger als Knittelverse, sondern das Schönste gewesen, was jene Zeiten hervorbrachten, daß also, wer in unsern Zeiten nicht auch dem besten Geschmacke, sondern jenen Knittelversen folgen wollte, ihn übel verstehen würde." Als Wieland ihn um diese Zeit zu Beiträgen für seinen Merkur dringend aufforderte, schrieb er ihm ablehnend zurück: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen." That doch selbst Herder in seinem Aufsatze über Shakspeare (1773), als sei von ihm und seinen Freunden der große britische Dichter so gut wie neu entdeckt, und als sei eine Hamburgische Dramaturgie von Lessing in dieser Beziehung gar nicht vorhanden. [1])

Daß in Goethe's Götz, der von dem jungen Genie-Deutschland jener Tage so enthusiastisch als ein Drama im Style Shakspeare's ausposaunt und von dem gesammten damaligen Publikum als ein solches anerkannt wurde, keine Spur von dem dramatischen Style und der Kunst des britischen Dichters vorhanden ist, braucht man freilich heutzutage nicht mehr zu beweisen. Damals aber stand Lessing mit dieser Erkenntniß allein, wie er allein stand mit seiner Voraussicht des nachtheiligen Einflusses auf die deutsche Bühne, welchen das Goethe'sche Erstlingswerk durch die Erzeugung zahlloser Nachahmungen formloser historischer Ritterschauspiele bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein ausüben sollte.

Ungleich tiefer als der Götz erfaßte ihn dagegen Goethes

1) Vergl. meinen Aufsatz Shakspeare in Deutschland, in: Prutz, Literarhist. Taschenbuch I. 26 ff.

Werther, der ein halbes Jahr später in seine Hand gerieth. Eschenburg hatte ihm das Buch, das damals die ganze Nation elektrisirte, zugesendet, und dieser Dichtung gegenüber theilte Lessing die allgemeine Stimmung. „Haben Sie tausend Dank", schreibt er dem Freunde, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können". Nur Eins vermißte er, und dies Eine ist bezeichnend für die antik gesunde Sinnesart des Mannes, dem die moderne Vergötterung der krankhaften und unmännlichen Liebessentimentalität in tiefster Seele zuwider war. „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll", fährt er fort, „meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern, und zu Sokrates Zeiten würde man solche ἐξ ἔρωτος κατοχή (Liebeswahnsinn) welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν (zu einer unnatürlichen That) antreibt, kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!" Das ist völlig

antik gedacht und empfunden, und Lessing stand auch hier auf der Seite des von ihm so hoch gehaltenen Aristoteles, der in seiner Ethik [1]) den „Selbstmord aus Liebesgram" für die Handlung nicht eines Tapfern sondern eines Feigen erklärt.

Wir haben schon früher [2]) darauf hingewiesen, daß man um Lessings ganzes Verhalten zum Werther richtig zu beurtheilen, auch seine damalige Lebenslage und Stimmung in Anschlag bringen müsse. Dazu aber ist jetzt noch zweierlei ins Auge zu fassen.

Zunächst der Umstand, daß Lessing, wie in so vielen Dingen, so auch in Betreff der Zeitstimmung und Zeitkrankheit, in deren innerstes Herz Goethe mit seiner Dichtung hineintraf, als eine Ausnahme unter seinen Zeitgenossen dastand. Er war so völlig frei von dieser Krankheit der weltschmerzlichen Unzufriedenheit und Verzweiflung, als deren Produkt die Goethe'sche Dichtung auftrat, und die den Resonanzboden derselben in der damaligen Zeit bildete, daß er eben deshalb die Genesis des Werks nicht zu begreifen vermochte. Eben darum aber übersah er auch, daß nicht ein Uebermaß der Liebesleidenschaft, sondern die durch Selbstverzärtelung herangepflegte Krankhaftigkeit von Werthers sittlicher Natur die Katastrophe in der Dichtung hervorbringt, und daß in dieser Einsicht das Heilmittel, welches er vermißte, genau genommen schon enthalten war. Werther ist kein „Mann", sondern ein Weichling, der sein Herz verzärtelt hat. Darum konnte Goethe in dem Gedichte, welches er 1775 der zweiten Ausgabe hinzufügte, seinen Lesern zurufen:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann! und folge mir nicht nach!"

Aber die Zeit, die den Werther zuerst las, war weit entfernt

1) Arist. Ethic. ad Nicom. III. cp. 7. (cp. 11. Bekk.)
2) S. S. 94.

von der Reife unserer Einsicht in das eigentliche Wesen desselben; ja der Dichter selbst stand, als er jene moralische Nutzanwendung hinzufügte, noch lange nicht auf der reifen Höhe seiner autobiographischen Betrachtung des Werks, sondern sprach es in dem so eben angeführten Schlußgedichte noch ganz unbefangen aus, daß auch er das von Lessing angegriffene Liebespathos für das Grundmotiv seiner Dichtung hielt:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?"

War also von dieser Seite Lessings Anstoß durchaus gerechtfertigt, so war er es noch mehr von einer andern, welche er in jener hingeworfenen brieflichen Aeußerung — denn man merke wohl, daß Lessing keine Kritik des Werther schrieb — gleichfalls andeutet. Goethe's Werther galt damals allgemein als das echte Portrait des jungen Jerusalem. Wir wissen das jetzt freilich längst anders und besser. Aber wir haben kein Recht, dieses unser besseres historisches Wissen um die wahre Entstehung und den Inhalt der Dichtung, in welcher Goethe seine eigene Krankheitsgeschichte niederlegte, und den Selbstmord jenes unglücklichen jungen Mannes nur als Motiv für die Katastrophe benutzte, Lessingen unterzuschieben, der einen seinem Herzen nahe stehenden Freund durch jene Dichtung ebenso verunglimpft sah, wie sich Kestner mit vollem Rechte über seine Portraitirung als Albert und über sonstige Indiskretion gegen seinen Freund Goethe beschwerte. Wer den Urtheilen der Zeitgenossen gerecht werden will, muß sich vor allen Dingen auf ihren Boden stellen. Lessing fand den Charakter des jungen Jerusalem in Goethe's Werther völlig verfehlt. Er fand ihn ungerecht behandelt, und hielt es für seine Pflicht, durch die Herausgabe von dessen nachgelassenen Schriften der Welt zu beweisen, daß sein unglücklicher junger Freund „der empfindsame Narr nicht gewesen sei", den die Dichtung schil-

dere. Die Vorrede, mit welcher Lessing jene Ausgabe der Jerusalem'schen Aufsätze begleitete, ist in der That von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen die Schilderung Goethe's, und er selbst hatte es gegen seine intime Freundin Elise Reimarus kein Hehl, „daß er größtentheils Goethen zum Trutze sich verbunden erachtet habe, Jerusalems ächte Geistesgestalt der Welt darzulegen." Lessing hatte mit dem jungen Manne, „dessen Laufbahn so kurz, und dessen Lauf so schnell war", ein volles Jahr (1771) in Wolfenbüttel zusammen gelebt, und hatte ihn tief in sein Herz geschlossen. Wir werden weiter unten sehen, daß dieser „junge Grübler" der einzige Mensch gewesen ist, gegen den Lessing seine philosophischen Ansichten vollständig und rückhaltlos ausgesprochen hat, weil er bei ihm die Bedingungen des Verständnisses derselben wie bei keinem andern seiner Freunde fand. „Ich wüßte nicht, sagt er, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn." Es war „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, es war der Geist der kalten Betrachtung", verbunden mit tiefer innerer Wärme, was ihn zu dem jungen Manne zog, dessen früher Tod ihn so schmerzlich erschüttern sollte. „Doch lange leben (setzt Lessing hinzu) ist nicht viel leben; und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig." Die ganze Vorrede [1]) ist in diesem Tone gehalten, und ein rührend schönes Zeugniß für die Tiefe der Freundesliebe, deren Lessings Herz fähig war.

Bei diesem Proteste gegen Goethe's Dichtung ließ er es bewenden. Auf Goethe selbst aber kam er nur noch einmal zurück, und zwar bei Gelegenheit von Leisewitz, dessen anonym erschienenes Trauerspiel „Julius von Tarent" er für ein Werk Goethe's hielt. Als er erfuhr, daß er sich geirrt habe, erwiderte er: „Desto besser, so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!"

1) X. 1—3.

Bekanntlich blieb Julius von Tarent das einzige dramatische Werk des begabten jungen Dichters, in welchem Lessing allerdings Geist von seinem Geiste erkennen durfte. Von Goethe erschienen bis zu Lessings Tode nur noch Clavigo und Stella, und über beide findet sich in Lessings Schriften und erhaltenen Briefen keine Andeutung mehr. Doch erfüllte ihn das Gedicht Prometheus, das er, wie wir weiterhin sehen werden, durch Jacobi kennen lernte, mit Bewunderung des Goethe'schen Genius und der Freiheit des philosophischen (Spinozistischen) Standpunktes, den der jugendliche Dichter in diesem Gedichte bemerken ließ. Ueberhaupt aber zogen ihn seine äußeren Schicksale und das Ueberhandnehmen eines andern, des philosophisch-religiösen Interesses, verbunden mit den daraus für ihn entspringenden Folgen, in den letzten zehn Jahren seines Lebens völlig ab von der Theilnahme an ästhetischen Dingen, und von dem Interesse für die Bewegungen, welche grade in jenen Jahren einen so wichtigen Umschwung in unserer nationalen Literatur herbei führten.

Wir dürfen es nicht allzu sehr beklagen, daß es so geschah. Lessings Mission nach dieser Seite hin war erfüllt. Seine starke Hand hatte die deutsche Literatur aus der Finsterniß der Geschmackverwirrung zur Klarheit des Urtheils geführt. Er hatte seinem Volke die wahren Muster gezeigt und die falschen Götzen zerschlagen; er hatte ihm die Ziele und Stoffe gegeben, die leitenden Grundsätze für alle Poesie aufgestellt, und der Nation eine Sprache geschaffen, die es mit jeder fremden aufnehmen konnte. Er hatte sie von dem Drucke des Vorurtheils und der Nachahmung durch originale Werke befreit, und ihr das Selbstgefühl erweckt, das für alles Wagniß selbstständiger Produktion Bedingung ist. Aber dem Befreier unserer nationalen Literatur war von seinem Genius auch noch die Erfüllung der großen Aufgabe vorbehalten: auf einem noch höheren und weiteren Gebiete, auf dem der Philosophie und Religion, den unerschütterlichen Grundstein zu legen für die Befreiung des deutschen Geistes aus der Dumpfheit und Enge zelotischer Orthodoxie, wie aus

der voltairisirenden Frivolität seichter Aufklärerei zu der göttlichen Freiheit, Milde und Gerechtigkeit der wahren Religion des Geistes und der Humanität. Auf dieser für ihn selber dornenvollen Bahn werden wir ihn in den folgenden Abschnitten bis dahin zu begleiten haben, wo es ihm gelang, mit Nathan dem Weisen die beiden Hauptbestrebungen seines Lebens für das Schöne und für das Gute durch ein Werk zu vereinen, welches den kühnen Bau seines Wirkens wie eine erhabene Kuppel krönend überwölbt. —

Goethe aber fühlte, je mehr er in Weimar über sich selbst zur Klarheit kam, das wachsende Verlangen, mit Lessing in persönliche Berührung zu treten. Doch grade in dem Augenblicke, in welchem er den Entschluß zu einer Reise nach Wolfenbüttel faßte, erfuhr er den Tod des großen Mannes. „Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam," schreibt er an Frau von Stein, „machte ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Und als er später mit seinem Schiller vereint in den Xenien jenes epochemachende Strafgericht über die Schwächen der deutschen Literatur hielt, da setzten die beiden Heroen dem großen Erneuerer unserer Literatur das würdige Ehrendenkmal mit dem huldigenden Ausspruche:

„Vormals im Leben ehrten wir dich als einen der Götter,
Nun, da du todt bist, herrscht über die Geister dein Geist!"

# Elftes Buch.

## Lessing der Philosoph.

„Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist.“
Fichte.

# Erstes Kapitel.

## Lessing und Kant.

Lessing wird in der Regel zu den Popularphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts gezählt. Will man damit, nach Hegels Vorgange, die Anhänger der zur Zeit herrschenden Wolf'schen Schule bezeichnen, — gleichviel ob sie die pedantische Methode des Meisters beibehalten oder abgestreift — so ist der Ausdruck für Lessing unpassend. Schon als Jüngling war er entschiedener Gegner der damaligen Modephilosophie. „Die jetzigen Weltweisen" —schrieb er in dem Aufsatze „Gedanken über die Herrnhuter im Jahre 1750, nach Danzel 1755" — „sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raume können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird." [1]) Und an einer andern Stelle, die freilich einer spätern Zeit angehört, sagt er: „weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre, so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. —

1) Lessing Werke XI. S. 24.

Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wieviel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte oder nicht!" [1])

Soll dagegen durch den Ausdruck „Popularphilosoph" nur der Gegensatz gegen den zünftigen Katheder-philosophen bezeichnet werden, versteht man darunter einen Schriftsteller, der philosophische Ideen, die Früchte seiner denkenden Betrachtung der Dinge, durch eine Allen verständliche Sprache zum Gemeingut der Nation zu machen strebt, — dann ist Lessing allerdings, in der edelsten Bedeutung des Worts, ein Popularphilosoph, ein Volksphilosoph wie kein zweiter in Deutschland. In den Kompendien der Philosophiegeschichte, in dem goldenen Buche des Fakultätsadels freilich sucht man den Namen Lessing vergebens. Darüber aber mag er sich trösten. Dies Geschick theilt er mit Schiller, Goethe, den beiden Humboldts und andern Denkern, die keine Weltsystemmacher gewesen.

Die philosophische Weltansicht Lessings kann nur durch eine vergleichende Zusammenstellung der in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen ermittelt werden. Die Urtheile der Männer aber, die solches versuchten, gehen weit auseinander. F. H. Jacobi erklärte ihn für einen Spinozisten und gerieth deshalb in den bekannten, später zu erwähnenden Streit mit Mendelssohn. Guhrauer hält ihn für einen Leibnitzianer; — seine Philosophie, sagt er, weise „wie nach der Vergangenheit auf Leibnitz so nach der Zukunft auf Schelling hin." Ritter bezeichnet ihn als „Idealisten und Vorgänger Fichte's." Carrière sieht in Lessing einen „Vorläufer Hegels und des absoluten Idealismus." Schwarz nennt ihn einen

1) Werke XI. S. 407.

„spekulativen Theisten," Kuno Fischer einen „Leibnitzischen Pantheisten." — Wer hat Recht? wer Unrecht? Oder hätte vielleicht Keiner von allen ganz Recht? und Keiner ganz Unrecht? und lassen sich die scheinbar so widerstreitenden Urtheile nicht doch vielleicht versöhnen? Danzel, der gründlichste Forscher über Lessing, sagt in Bezug auf dessen Verhältniß zur Philosophie: bei keinem Theile von Lessings Wirksamkeit sei es vielleicht nothwendiger, daß man den Prozeß ganz neu instruire, als hier. Versuchen wir es, dieser Weisung zu folgen.

Um den spekulativen Grundgedanken der Lessing'schen Philosophie festzustellen, wollen wir es versuchen, denselben gleichsam vor unsern Augen entstehen zu lassen. Wir unterscheiden zu dem Ende drei Perioden in Lessings Leben. Die erste, von 1746—1760, umfaßt die Universitätsjahre und die nächstfolgende Zeit bis zu Lessings Uebersiedelung nach Breslau; die zweite von 1760—1770 seinen Aufenthalt in Breslau bis zum Antritte seiner Stellung in Wolfenbüttel; die dritte endlich die letzten zehn Jahre seines Lebens, während deren er zuerst die Nouveaux Essais von Leibnitz kennen lernte. Betrachten wir Lessing, den Philosophen, in der ersten dieser drei Lebensepochen.

Wie Kant, so zeigte auch Lessing schon auf der Schule eine besondere Vorliebe für Mathematik; er übersetzt den Euklid, arbeitet an einer Geschichte der Mathematik, und hält bei seinem Abgange von der Anstalt eine lateinische Rede de mathematica barbarorum. Auf der Universität Leipzig, die er als Siebzehnjähriger (1746) bezog, konnten ihn die philosophischen Vorträge der dortigen Professoren wenig anziehen; nur Kestners philosophische Disputirübungen sehen wir ihn regelmäßig von Anfang bis zu Ende besuchen. Zu Hause liest er fleißig die Wolf'schen Schriften, wendet sich aber, abgeschreckt durch den Formalismus dieser Schule und geleitet von seinem geschichtlichen Forschtriebe, frühzeitig der ursprünglichen Quelle zu. Leibnitzens Lehre, die Philosophie der Alten, wird fortan sein Haupt-

studium. Was ihn an Leibnitz, seinen Lieblingsschriftsteller, vor Allem fesselt, ist nicht sowohl das System, als vielmehr der Charakter, die ihm so verwandte Denkweise des Mannes; und in dem System wiederum ist nicht sowohl der Intellektualismus, der Vorzug des geistigen Moments, das, was ihn anspricht, als vielmehr der Individualismus, das Freiheitsprinzip, die Selbstständigkeit, die jeder einzelnen Monade beigelegt wird. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit" — sagt Lessing zu Jacobi — „waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Grenzen setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth, — ich meine wegen seiner großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er zu haben schien, oder dann auch wirklich hatte." [1])

Von dem Erfolge dieser seiner frühesten philosophischen Studien legt eine Schrift Zeugniß ab, die Lessing bald nach dem Abgange von der Universität verfaßt hat. Es sind dies die nur wenige Seiten füllenden und lange nicht genug beachteten „Gedanken über die Herrnhuter." [2]) Diese leider unvollendete, aus dem Nachlaß veröffentlichte Schrift gewährt uns einen merkwürdig klaren Einblick in Lessings innerstes Denken und Empfinden. Sie spricht eine für jene Zeit ganz neue Lebens- und Weltanschauung aus, und sie zeigt, wie der Verfasser schon damals allen seinen Zeitgenossen vorausdachte, wie sehr er daher unter ihnen sich einsam und vereinzelt fühlen mußte. Lessing giebt hier, — um seine eignen Worte zu brauchen — „die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß." Er spottet über jene „Weltweisen", die „den Himmel zum Gegenstande ihrer Muthmaßungen machen", in ein „Labyrinth von Geheimnissen"

1) Vgl. auch „Leibnitz von den ewigen Strafen", Lessing Werke IX. S. 159. Lachm.
2) Werke XI. S. 22—29.

sich vertiefen, „den Kopf füllen und das Herz leer lassen.“ Selbst Leibnitz und seine Monaden werden nicht verschont. Die ganze dogmatisirende Richtung der Philosophie, der alten wie der neuen, wird als ein Irrweg bezeichnet. Und welche andere Richtung soll die Philosophie nehmen? Welches Heilmittel schlägt Lessing vor? — Rückkehr zu den Lehren der sieben Weisen und des Sokrates! Auf zweierlei komme es an: auf Selbsterkenntniß, und auf thätiges Schaffen und Wirken! Oder, — mit Lessings Worten zu sprechen: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen. Thörichte Sterbliche, was über Euch ist, ist nicht für Euch! Kehrt den Blick in Euch selbst! In Euch sind die unerforschten Tiefen, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! — Hier richtet das Reich auf, wo Ihr Unterthan und König seid. Hier begreift und beherrscht das Einzige, was Ihr begreifen und beherrschen sollt: Euch selbst!“ [1])

In scharfen deutlichen Zügen schildert hier Lessing die Revolution, welche ein Menschenalter später Kants Vernunftkritik in der deutschen Philosophie hervorgerufen hat. Der Sieg des Kritizismus über den Dogmatismus, der Vorrang der praktischen Vernunft vor der theoretischen, die Machtvollkommenheit des Willens und Gewissens, der kategorische Imperativ, die Richtung auf das praktische sittliche Leben — kann alles dies kürzer und bündiger ausgesprochen werden als in den beiden einfachen Sätzen Lessings? Daß sie uns jetzt so einfach und selbstverständlich erscheinen, beweist eben nur wie sehr Kants revolutionäre Ideen in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind. In jener Schrift findet sich sogar schon eine prophetische Hinweisung auf den Mann, der die großartige Geistes-

1) Dahin gehören die Lessingschen Worte: „die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch“ (s. oben Th. I, S. 88), und im Nathan II, 2:

— „begreifst du nun,
Wieviel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist?“

that auszuführen bestimmt war. „Man stelle sich vor (heißt es in derselben), es stände zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer Sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach Eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, der Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glückseliges Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. — Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst sagen kann: ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Ansprüche auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn — auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Aemter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle — ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden: ich bitte Euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: wir haben geirrt; ja, er hat Recht? Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sei fähig zu widerrufen.“ —

Allein Lessing ist nicht bloß der Vorgänger und Vorausfager der Kant'schen Moralphilosophie, er hat das Rechte nicht bloß erkannt und gelehrt; sein ganzes Leben ist zugleich eine folgenreiche praktische Bethätigung der eigenen Lehre. Kein Schriftsteller hat wie er die Deutschen aus ihrer wissenschaftlichen Selbstgefälligkeit,

aus dem Gelehrtendünkel und unfruchtbaren Literaturtreiben so gründlich aufgerüttelt; keiner so wie er durch Wort und Beispiel darauf hingearbeitet, daß unsere Literatur — und mit ihr die Nation — sich wieder dem thätigen handelnden Leben, den Interessen des Staats und der Gesellschaft zugewendet.

Lessing hatte die Schriften Leibnitzens mit Eifer studirt und stellte den Mann hoch; unbedingter Anhänger seiner Lehre war er nicht. In dem angeführten Aufsatze wird neben andern philosophischen Systemen auch die Leibnitz'sche Monadenlehre von beißendem Spotte getroffen. Es geschieht dies an einer Stelle, die auf das lebhafteste an Kants Antinomie der reinen Vernunft erinnert:

. . . . „Platz! Ein Paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden", dem oben geschilderten Philosophen der Zukunft nämlich, „eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, Ihr glaubt doch wohl Monaden? — Ja. — Ihr verwerft doch wohl die Monaden? ruft der andere. — Ja. — Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich! — Umsonst würde er es wie jener Bauerknabe machen, den sein Pfarrer fragte: kannst Du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnt Ihr das?" —

Lessings tiefes Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie, so weit ein solches damals, vor Veröffentlichung der Nouveaux Essais möglich war, — geht aus seiner bereits im ersten Bande (S. I S. 125) erwähnten Schrift: „Pope ein Metaphysiker," hervor, die er im Jahre 1755 in Gemeinschaft mit Mendelssohn herausgab. In dieser Abhandlung, an der Lessing jedenfalls den Hauptantheil hatte, wird die von der Berliner Akademie gestellte Preisaufgabe: des Dichters Pope System mit Leibnitzens Lehre von der besten Welt zu vergleichen, — nicht sowohl beantwortet als vielmehr einer scharfen Kritik unterworfen, um die Ungereimtheit der Aufgabe dar-

zulegen. Ohne auf den Inhalt der Schrift selbst — Grenzbestimmung zwischen Philosophie und Poesie — hier weiter einzugehen, sei nur bemerkt, daß in dieser Schrift Spinoza erwähnt und die Behauptung ausgesprochen wird, daß „irrige Weltweise, welche Gott wirklich für die Seele der Natur (Weltseele) gehalten, vom Spinozismus eben so weit abstehen als von der Wahrheit.“ [1] — Doch war ihm damals die Philosophie dieses „berufenen Irrgläubigen“, wie er ihn nennt, wohl nur aus den Schriften Anderer oder höchstens aus Spinoza's Ethik bekannt. In Berlin las Lessing zu jener Zeit, soviel wir wissen, nur Jordanus Bruno, Cardanus und Campanella, aus deren Schriften er auch sorgfältige Auszüge machte. Das gründliche Studium Spinoza's fällt erst in die zweite Lebensperiode, zu welcher wir im folgenden Kapitel übergehen.

## Zweites Kapitel.

### Lessing und Spinoza. (1760—1765.)

Im Jahre 1760 ging Lessing von Berlin nach Breslau, und die Zeit seines dortigen Aufenthalts (1760—1765) ist, wie für die Bildung seines Charakters so für seine philosophische Entwicklung von der höchsten Bedeutung.

Schon Fichte sagt in seiner Schrift gegen Nicolai: [2] „daß Lessing in seiner frühen Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Thätigkeit herumgeworfen, daß alles ihm recht war, was nur seinen

1) Lessings Werke V. 27. Lachm.
2) J. G. Fichte's Ges. Werke Band VIII. S. 72.

Geist beschäftigte und übte, und daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist — ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten — *sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug.* Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar." Ganz damit übereinstimmend spricht sich Lessing selbst am 5. Aug. 1764 nach überstandener schwerer Krankheit an Ramler in dem bereits früher [1]) mitgetheilten merkwürdigen Briefe aus, in welchen es unter anderm heißt: *die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden*, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe."

Wir glauben nicht zuviel zu sagen, wenn wir diese Umwandlung Lessings, diese „Bestimmung und Befestigung seines Geistes", wie Fichte es treffend ausdrückt, zum großen Theile der Einwirkung *Spinoza's* zuschreiben. Bei einer späteren Gelegenheit, im Streite mit Götze, sagt er von sich selbst: „er habe es *längst* für seine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen quid liquidum sit in causa Christianorum." [2]) In Breslau las er zu dem Ende die Kirchenväter [3]) und machte umfassende kirchengeschichtliche Studien. Durch diese Forschungen über den Christenglauben ward er ohne Zweifel auf die Urquelle aller rationell historischen Bibelerklärung, auf Spinoza's „theologisch-philosophischen Tractat," — und dadurch auf die Philosophie Spinoza's geführt. Einer der Breslauer Umgangsfreunde Lessings, der Schulmann Klose, berichtet ausdrücklich:

1) S. oben Th. I. S. 211. ff.
2) „was in dem Christenglauben zuverlässig sei."
3) S. oben Th. I. S. 206.

„Spinoza's Philosophie wurde der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, die ihn hatten widerlegen wollen, unter denen Bayle nach seinem Urtheile derjenige war, der ihn am wenigsten verstanden habe. Dippel — (christlicher Pantheist) — war ihm der, welcher in Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen."

Man erinnere sich der Forderungen, die Lessing in den „Gedanken über die Herrnhuter" an den rechten Weltweisen stellt, und man wird leicht ermessen können, welchen Eindruck das gründliche Studium Spinoza's auf ihn machen mußte. Was findet er in Spinoza? Einerseits die größte Aehnlichkeit mit jenem von ihm vorausgesagten Weltweisen der Zukunft; andererseits die größte Unähnlichkeit, den direkten Gegensatz.

Auf „Selbsterkenntniß" komme es an, auf „thätiges Schaffen und Wirken!" so behauptet Lessing, so der Weltweise der Zukunft. Und ebenso auch Spinoza. Sein Traktat „über die Reinigung der Vernunft und den besten Weg zur Erkenntniß der Wahrheit" beginnt mit einer Kritik der Vernunft, mit einer strengen Prüfung unseres Erkenntnißvermögens; oder, um ihn selbst sprechen zu lassen, „mit einer Aufzählung aller Arten der Wahrnehmung, die mir zu Gebote stehen, um etwas mit Gewißheit zu bejahen oder zu verneinen." Er legt sich die Frage vor: „Was ist eine richtige, sachgemäße Begriffsbestimmung? und wie kommt sie zu Stande?" — oder, wie die Philosophen es jetzt, nach dem Vorgange Kants ausdrücken würden: Was ist ein synthetisches Urtheil? Wie ist ein solches möglich? —

Und wozu diese ganze Untersuchung? Dazu, — antwortet Spinoza: „damit ich die beste von allen Arten der Wahrnehmung auswähle und zugleich meine Kräfte und die Natur kennen lerne, die ich zu vervollkommnen wünsche."

Also Selbsterkenntniß zur Selbstvervollkommnung!

Der Traktat ist leider unvollendet geblieben, doch wissen wir aus den übrigen Schriften Spinoza's, was hier unter „Selbstver-

vollkommnung" zu verstehen ist. In seinem Hauptwerke, — das charakteristisch genug den Namen „Sittenlehre" (Ethica) führt, und dessen zwei letzte Kapitel die Ueberschriften tragen: „Von der Knechtschaft des Menschen oder der Herrschaft der Leidenschaften" und: „Von der Freiheit des Menschen oder der Macht der Vernunft", — erklärt Spinoza „vernunftgemäß leben" für die wahre Tugend, und „Gott lieben" (amor Dei) oder, was ihm dasselbe ist, sittliche Freiheit für das „höchste Gut". Man sieht in den Gedanken und sogar im Ausdrucke volle Uebereinstimmung mit Lessings zukünftigem Weltweisen, der ja auch „Gott lieben" das Vornehmste, und die „Tugend" das Einzige nennt, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann. (S. oben S. 168.)

Nun aber die Kehrseite, der nicht minder auffällige Gegensatz!

Lessing, und ebenso der von ihm voraus verkündete Philosoph, ruft den „thörichten Sterblichen" zu: „Ihr seid zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Kehrt den Blick in Euch! Was über Euch ist, ist nicht für Euch."

Spinoza's Lehre dagegen lautet: Ihr seid zum Thun und Denken erschaffen; denn Denken und Thun ist untrennbar Eins. Kehrt den Blick in Euch und nach Außen! Es giebt Nichts über Euch, was nicht zugleich für Euch ist! denn wisset: wie Denken und Thun, so ist auch Innen- und Außenwelt, — was über Euch und was in Euch ist, untrennbar Ein und Dasselbe! [1]) Oder, um Spinoza's eigene Worte aus dem Traktat über „die Reinigung der Vernunft zu brauchen [2]): „Alles was geschieht, geschieht nach einer ewigen (unabänderlichen) Ordnung und nach festen Naturgesetzen. Da aber der schwache Mensch jene Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreichen kann, wohl aber begreift, daß es eine menschliche Natur gebe, die viel stärker als die seinige

1) Spinoza Ethic. II. prop. 49 Coroll. Intellectus et voluntas unum et idem sunt.

2) Vergl. Spinoza Ethik. Vorrede zum vierten Theil der Ethik.

ist, auch kein Hinderniß steht, selbst eine solche Natur zu erringen: so wird er angeregt Mittel zu suchen, die ihn zu einer solchen Vollkommenheit bringen. [1]) Jedes derartige Mittel nennen wir ein wahres Gut; das höchste Gut aber ist, dahin zu gelangen, daß man, wo möglich in Gemeinschaft mit andern Menschen, einer solchen höheren Natur theilhaftig werde. Die höhere Natur des Menschen ist aber, wie ich zeigen werde, nichts anderes als die Erkenntniß der Einheit, die der Geist mit dem Naturganzen hat. Dies ist meine Aufgabe, und zu meiner Glückseligkeit gehört, daß viele Andere das Gleiche wie ich erkennen, damit ihr Erkennen und Wollen mit dem meinigen übereinstimme." —

Die Gleichheit des Strebens, bei weitem mehr noch der Gegensatz zwischen Spinoza's Denkweise und der seinen, mußte auf Lessing einen mächtigen Eindruck machen. Ihm, der bisher in dem Glauben an eine zwiespältige Welt befangen war, trat hier auf einmal jene großartige einheitliche Weltanschauung entgegen, wie sie, unter den neueren Philosophen, Spinoza zuerst in voller Klarheit und Schärfe ausgesprochen hat. Auf halbem Wege stehen bleiben, lag nicht in Lessings Natur. In seinem Innern erhebt sich ein Kampf zwischen der anerzogenen dualistischen Auffassung und dem spinozistischen Einheitsgedanken; ein Läuterungsprozeß beginnt, an dessen Ende Lessing im Vollgewichte des Worts von sich sagen darf: „Ich bin ein Mann geworden!" [2]) Er selber bezeichnet bei einer Gelegenheit, wo er von dem „Enthusiasmus der Spekulation" spricht, [3]) „diejenigen Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht", als „Wärme und

1) Aehnlich Lessing: „Nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich des Menschen Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht." X. 49. Lachm.

2) S. oben S. 171 den Brief an Ramler vom 5. Aug. 1764.

3) Werke XI. S. 463. Lachm.

Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe zur Wahrheit, Anhänglichkeit an eigene besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen was man denkt, und stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern." — Auf wen paßt diese Schilderung mehr als auf Lessing selbst, wie er, Sieger und Besiegter zugleich, aus dem geistigen Kampfe zu Breslau hervorgegangen? Was er von da an gedacht und geschrieben, — oft in den scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen eines Briefes, — überall offenbart sich der lebensvolle Grundgedanke Spinoza's: die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes. Diese spekulative Weltanschauung ist es, die ihm auf dem Gebiete der Literatur wie der Kunst, der Religion wie der Politik jenen Tiefblick in den Grund der Dinge verleiht; sie ist es, die trotz überwiegender Macht des analytischen trennenden Verstandes, trotz aller Vorliebe für scharfe Grenzbestimmung, ihn dennoch befähigt, in jedem Besondern das Allgemeine, in jedem einzelnen Gliede das Ganze zu erfassen; mit anderen Worten: die ihn zu dem schöpferischen Kritikkünstler macht, den die Nachwelt in ihm bewundert. —

Aus der Zeit des Breslauer Aufenthalts stammen zwei kleine Aufsätze, die in Lessings Nachlaß aufgefunden und in den älteren Ausgaben seiner Werke unter der Ueberschrift „Spinozisterei" abgedruckt sind. In dem ersten: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", [1]) spricht Lessing sich gegen die gewöhnliche theistische Auffassung Gottes aus, und führt, indem er die Wolfische Schule mit ihren eigenen Waffen bekämpft, den Beweis, daß „alle Dinge in Gott existiren und wirklich sind, und nicht außer ihm." „Ich brauche, — fügt er am Schlusse hinzu, — dieses: außer ihm, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte." Wie er später — im Gespräch mit Jacobi — sagt, die orthodoxen Begriffe von

1) Werke XI. 111. Lachm.

der außerweltlichen Gottheit seien nicht mehr für ihn, so hier, daß er sich von einer außergöttlichen Welt, von einer Wirklichkeit der Dinge außer Gott, keinen Begriff machen könne. — Man sieht, Lessing hat die Lehre Spinoza's beherzigt: Innen und Außen, Geist und Natur sind untrennbar Ein und dasselbe!

In dem „Christenthum der Vernunft" wie in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), sowie in dem gleichzeitigen Fragmente „das Christenthum der Vernunft" [1]) liegt uns eine weitere Ausführung desselben Gedankens vor. „Vorstellen, Wollen und Schaffen", sagt Lessing dort, „sei bei Gott Eins: jeder Gedanke sei bei ihm eine Schöpfung; Gott könne demnach entweder gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben, oder diese vollständige Vorstellung müsse eben so nothwendig wirklich sein, als er es selbst ist", — müsse also „eine wahre Verdoppelung seines Selbst" sein. Die kirchliche Lehre vom Gottessohn und der Dreieinigkeit solle vielleicht „den menschlichen Verstand nur auf den Weg bringen, zu bekennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem weltliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne, — daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, die eine Art von Mehrheit nicht ausschließe." Die ganze Lehre sei vielleicht nichts weiter als „ein faßlicher populärer Ausdruck" für den spekulativen Gedanken, daß die Schöpfung „eine Verdoppelung in Gott, d. h. daß Gott und Welt, Unendliches und Endliches untrennbar Eins ist. Ganz ähnlich sagt Spinoza an einer Stelle [2]): „Wollten wir die Sache näher untersuchen, so könnten wir darthun, daß Gott nicht füglich einer und einzig genannt werden mag. Doch ist dies von geringer, oder vielmehr von gar keiner Bedeutung für diejenigen, denen es um die Sache, nicht um Namen zu thun ist." Und an einer andern Stelle, in einem Briefe: „Wer Gott einen oder

1) Werke XI. 604 ff. Lachm.
2) Spinoza, Bd. I. S. 103. Paulus. Vergl. Brief 39 in Bd. I. S. 590 und Brief 50 in Bd. I. S. 634.

den einzigen nennt, hat sicher keinen wahren Begriff von Gott, oder spricht uneigentlich (improprie) von ihm."

Der zweite jener oben erwähnten Lessing'schen Aufsätze behandelt einen Gegenstand, der von jeher den Scharfsinn der Menschen beschäftigt, auch neuerdings wieder die Gemüther unserer Theologen, Naturforscher und Philosophen auf's Lebhafteste erregt hat: den Streit über Leib und Seele. Es ist der Entwurf zu einem Briefe an Mendelssohn (1763) und widerlegt des Letzteren Behauptung, daß Leibnitz die Lehre von der vorherbestimmten (prästabilirten) Harmonie von Spinoza entlehnt habe. [1])

„Darin, — heißt es daselbst, — bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnitzen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers blos und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur seiner Hypothese. Aber blos auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität. Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst — gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum [2]) existirt — könne geglaubt oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich Alles zweifeln, was ich nur kürzlich [3]) von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeine. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle

1) Lessings Werke XI. 112—113. Lachm.

2) Zu deutsch: „vorausgehend in Beziehung auf den Beschluß (oder Rathschluß, Gottes."

3) Dies ist wichtig für die Zeitbestimmung von Lessings Eindringen in Spinoza's Philosophie.

(Spinoza Sittenlehre Th. II. § 126) — was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber, heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, die das Ding mit sich selbst hat! Leibniz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, wie Seele und Leib sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre. — Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. § 163) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, wie der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich keins ohne das andere gedenken läßt, dadurch daß beide ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereinigt. — Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung und die Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in diesen Worten blos von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejaht er anderwärts insbesondere von der Seele (Sittenl. Th. 5. § 581): „So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind: ebenso sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft." — Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibniz ausdrücken. Aber wenn Beide somit einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! — — Nach Spinoza stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele blos deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der

Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibniz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, machte eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und demselben Grunde erklären lassen" ....

Hier bricht das Lessing'sche Fragment ab, — mit ihm das aufgestellte Gleichniß. Die Ergänzung des letzteren ist jedoch nicht schwer, und Danzel [1]) hat sie in folgender Art gegeben. Es ist klar, sagt er, daß Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein: Der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst, und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen. Der andere wird behaupten: es finde nur Eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke. Die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen. — In dem eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, ist unverkennbar, auf wessen Seite die Waage sich neigt. Der Wilde, dessen Ansicht der Lehre Spinoza's analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

Danzels Ergänzung ist folgerichtig. Warum aber vollendete Lessing selbst das angefangene Gleichniß nicht? Ward er durch einen äußern Zufall im Schreiben unterbrochen? Oder bestimmte ihn

1) Lessing Leben und Werke II. 2. S. 112.

vielleicht ein innerer Grund? Wir vermuthen das Letztere. Lessing bricht ab, weil er zu rechter Zeit merkt, sein Gleichniß hinke: es erläutere zur Noth Leibnitzens prästabilirte Harmonie, passe aber nicht auf die Lehre Spinoza's. Das Verhältniß, das zwischen der wirklichen Bewegung eines Körpers und der Scheinbewegung seines Spiegelbildes besteht, entspricht keineswegs dem Verhältniß, das — nach Spinoza's Auffassung — Leib und Seele zu einander haben. Ihm ist die Seele weder ein bloßes Spiegelbild des Leibes, noch Ursache oder Wirkung desselben; sie ist ein wirklich existirendes Ding, aber nicht ein anderes als der Leib, sondern ein und dasselbe; Leib und Seele sind ihm nicht zwei, sondern Ein Wesen, Ein untrennbares Individuum. Soll daher das obige Gleichniß auf Spinoza's Ansicht passen, so müßte der Spiegel und der davor befindliche Körper in Eins zusammenfallen, beide nur ein und dasselbe einzelne Ding sein. — Lessing braucht übrigens das Gleichniß vom Spiegel auch in dem berühmten § 74 der „Erziehung des Menschengeschlechts", um durch dasselbe die Einheit Gottes und der Welt anschaulich zu machen. Und die bedingte Art, wie er es dort braucht, bestätigt unsere Vermuthung. „Freilich" — so lauten seine Worte [1]) — „ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dies Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch nur eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst sein? Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube u. s. f." — Und ähnlich in dem „Christenthum der Vernunft" (§ 8 u. 10), wo er den Sohn Gottes „ein identisches Bild Gottes" nennt. [2])

1) Werke X. 324. Lachm. (§ 73.)
2) Werke XI. 605. Lachm.

Das obige Fragment, das hier nicht ohne Grund möglichst vollständig mitgetheilt worden ist, bekundet ein tiefes Erfassen der Spinoza'schen Anschauung, und ein wahrhaft seltenes Geschick, philosophischen Gedanken den entsprechenden durchsichtig klaren Ausdruck zu geben. Die Wärme und Lebendigkeit der Sprache bezeugt zugleich, daß es Lessing bei dem Studium Spinoza's nicht sowohl um Befriedigung eines literarischen Interesses, als vielmehr von Hause aus um den Gewinn einer bestimmten philosophischen Weltanschauung zu thun war. Man übersehe nur nicht, was der eigentliche Gegenstand der Streitfrage ist. Lessing nimmt sich Leibnitzens gegen Mendelssohn an, und behauptet mit vollem Recht, daß Leibnitz seine „Hypothese", d. h. seine theoretische Erklärung der thatsächlichen Uebereinstimmung von Leib und Seele dem Spinoza unmöglich entlehnt haben könne. Also lediglich eine Theorie, der Grund, die Erklärung einer Thatsache kommt hier in Frage, nicht die Thatsache selbst. Die Thatsache, nenne man sie mit Spinoza „Einheit", oder mit Leibnitz „vollkommene Uebereinstimmung", steht bei beiden Philosophen gleich fest, und ebenso steht fest, daß Spinoza zuerst die Thatsache richtig erkannt hat. Wie aus dem früher erwähnten Aufsatze Lessings, so geht aus diesem hervor: die Lehre, welche Spinoza zuerst ausgesprochen, durch welche Leibnitz auf die Spur seiner scharfsinnigen Hypothese gekommen, die Lehre:

> Der Mensch ward zum Thun und Denken erschaffen! Wie Leib und Seele, so ist Gedanke und That, Erkennen und Wollen, Wissen und Leben untrennbar Eins —

Lessing hat diese Lehre mit bewußtvollem Verständniß aufgenommen; sein ganzes Handeln und Denken ist, gleich dem Spinoza's, nur eine offenbare Bestätigung dieser allgemein-gültigen Wahrheit. —

Was Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie betrifft, so nimmt Lessing sie hier im Sinne Wolfs und seiner Schule. Die eigentliche (esoterische) Auffassung, wonach die Harmonie des Leibes und

der Seele durch ein in dem Wesen der Dinge selbst gegründetes Naturgesetz zu erklären ist, lernte Lessing wohl erst in einer späteren Lebensperiode kennen. Merkenswerth jedoch ist, daß seine Worte: „die vorherbestimmte Harmonie, gesetzt auch nur so wie sie in dem göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt" — bereits auf eine andere, tiefere Auffassung hindeuten.

## Drittes Kapitel.

### Spinoza und Leibnitz.

In Wolfenbüttel, wohin Lessing im Jahre 1770 übersiedelt, wird er durch einen besondern Umstand aufs Neue zum Studium der Leibnitz'schen Philosophie angeregt. Ein Manuscript Leibnitzens, die Nouveaux essais sur l'entendement humain, war wenige Jahre vorher in der Bibliothek zu Hannover aufgefunden und jetzt erst, ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens im Jahre 1716 erfolgten Tode, veröffentlicht worden. In diesem gegen Locke gerichteten Werke war zum erstenmale die Leibnitz'sche Lehre im Zusammenhange und in ihrer wahren Gestalt entwickelt. Ohne Deus ex machina wird hier Alles aus dem eigenen Wesen der Dinge erklärt, — „natürlich" erklärt, so wie Lessing es sich von Jacobi „ausgebeten haben wollte". [1] Lessing ward durch das Studium dieses Werkes lebhaft beschäftigt. Seine nach 1770 herausgegebenen Schriften, wie: „Leibnitz von den ewigen Strafen" (1773) und „des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", — noch mehr aber die in seinem Nachlasse vorgefundenen Aufsätze: „das Christenthum der Vernunft", und: „daß mehr als fünf Sinne

1) Jacobi's Briefe über Spinoza's Lehre (1785) S. 34.

für den Menschen sein können", worin die Leibnitz'sche Idee des Mikrokosmos sinnreich ausgesponnen wird; die Vorarbeiten zu einer kritischen Darstellung von Leibnitzens Leben und Lehre; die angefangene Uebersetzung der Nouveaux Essais, die Auszüge aus der letztern Schrift und die Bemerkungen dazu (XI. S. 43—45. Lachm.) — Dies alles bezeugt das lebendige Interesse für den „großen Mann", von dem er selber sagt: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben."

Welchen Einfluß hat nun das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings spekulative Weltanschauung geübt? — Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst das Verhältniß der Leibnitz'schen Philosophie zur Lehre Spinoza's uns klar machen.

Gewöhnlich werden beide Männer als Gegenfüßler angesehen. Spinoza gilt als der unbedingte Vertreter des Einheitsprinzips, des Causalitätsbegriffs, des Naturgesetzes und der Naturnothwendigkeit, Leibnitz dagegen als der Anwalt des Individualitätsprinzips, des Zweckbegriffs, des Vernunftgesetzes und der sittlichen Freiheit. Leibnitz selbst ist dieser Ansicht. In der obengenannten Schrift [1]) sagt er von sich: „Sie wissen, daß ich sonst beinahe zu weit ging und mich fast auf die Seite der Spinozisten geschlagen hätte, welche Gott nichts weiter als eine unendliche Macht lassen. Ohne auf seine Vollkommenheiten und auf seine Weisheit Rücksicht zu nehmen, verachten sie die Untersuchung der Zweckursachen (Endursachen), und leiten Alles von einer vernünftigen Nothwendigkeit ab. Das neue Licht" (— so nennt Leibnitz selbst hier sein System,) „hat mich von meiner Krankheit geheilt."

Welches ist nun dies „neue Licht"?

Hören wir Leibnitz selbst! „Ich habe gefunden," schreibt er 1714, zwei Jahre vor seinem Tode an einen Freund, „daß die

1) Nouveaux Essais in Leibnitz' Werken übers. von Ulrich (Halle 1778) Bd. I. S. 132.

philosophischen Sekten in einem guten Theile dessen, was sie behaupten, Recht haben, nicht aber in dem was sie leugnen. Die Idealisten („Formalisten"), wie Platon und Aristoteles, haben Recht, wenn sie die Quelle der Dinge in den Zweckursachen (finalen und formalen Ursachen) finden; Unrecht aber haben sie, die wirkenden und materiellen Ursachen zu vernachlässigen, und — wie Heinrich Morus und einige Platoniker thaten — zu schließen, daß es Erscheinungen gebe, die nicht mechanisch erklärt werden könnten. Andererseits haben die Materialisten, die sich einzig mit der mechanischen Philosophie befassen, Unrecht, die metaphysische Betrachtung zu verwerfen, und Alles durch dasjenige was von den Sinnen abhängt, erklären zu wollen. [1]) Ich schmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verschiedenen Reiche [2]) eingedrungen bin und gesehen habe, daß beide Parteien Recht haben, wenn sie nicht einander ausschließen wollen; daß alles in den Erscheinungen zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik ist. Es war nicht leicht, dieses Mysterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche diese beiden Arten der Studien zu vereinigen wissen." [3])

Und in den Nouveaux Essais, [4]) — in einer Stelle, die Lessing sich besonders angemerkt hat (X. 49. Lachm.), sagt Leibniz weiter: „Mein System vereinigt Platon mit Demokrit, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit den Neueren, die Theologie und Moral mit der Vernunft." — „Es gewährt eine verständliche Erklärung (une explication intelligible) der Vereinigung des Körpers mit der Seele, — eine Sache, an der ich früher verzweifelt hatte. Ich finde den wahren Grund der Dinge in den Substanzeinheiten (dans les unités des substances = Monaden), welche dies mein System

1) Vergl. Lessing XI. 47. Lachm.
2) Sinnlichkeit — Einbildungskraft.
3) S. Leibnitz' Biographie von Guhrauer I. S. 272.
4) Leibnitz Philos. Werke übers. v. Ulrich I. S. 130.

einführt, und in ihrer durch die ursprüngliche Substanz vorherbestimmten Harmonie."

Also: um „Erklärung" ist es Leibnitz zu thun; er will die „Vereinigung des Körpers mit der Seele" begreiflich machen, oder, — wie Lessing (XI. 112. Lachm.) es ausdrückt, „das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen"; er will zeigen, warum „in den Erscheinungen der Natur Alles zugleich mechanisch und metaphysisch geschieht", d. h. zugleich körperlich und geistig ist. Und hierzu — zur Lösung des Räthsels, — sollten ihm die „Substanzeinheiten" dienen. Diese Substanzeinheiten oder Monaden sind der Grund, die Urbestandtheile der Dinge; außer ihnen giebt es nichts. Alles was da ist, ist aus Monaden zusammengesetzt, sie selbst aber sind einfache und daher unzerstörbare Wesen. Jede Monade hat Körper und Seele, mithin ist die ganze materielle Welt — auch das sogenannte Unorganische — bis in die kleinsten Theile beseelt. (Vergl. Lessing Werke XI. 459. Lachm.) Da die Monade ein einfaches, untheilbares Wesen ist, können Körper und Seele bei ihr weder als Theile, noch als zwei verschiedene mit einander verbundene Dinge angesehen werden: Körper und Seele müssen hier nothwendig in Eins zusammenfallen, d. h. beide sind eben dasselbe einzelne Ding, die Monade. Wie bringt nun Leibnitz das Ineinanderfallen von Körper und Seele bei seinen Monaden zu Stande? Dadurch, daß er von dem herkömmlichen Begriffe der Körperlichkeit abgeht. Der Körper der Monade ist nicht Körper im gewöhnlichen Wortsinne, sondern eine — Kraft. Der Monadenkörper ist die Ausdehnungs- und Widerstandskraft, durch welche die ins Unendliche strebende Seele beschränkt und begrenzt, [1]) die ganze Monade mithin abgeschlossen, jeder äußern Einwirkung unzugänglich gemacht

1) Vergl. Lessing XI. 459. Lachm.: „Was Grenzen setzt, heißt Materie. Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen, die Sinne sind folglich Materie."

wird. So sind Körper und Seele nur zwei verschiedene Kräfte einer und derselben einfachen Monade, die Monade selbst also, — trotz ihres Körpers, — ein immaterielles geistiges Wesen. Erst durch Zusammenhäufung dieser immateriellen geistigen Substanzeinheiten entsteht das, was wir im gewöhnlichen Leben Materie oder Körper nennen, — in ähnlicher Weise, wie aus Personen eine Gesellschaft, aus Zellen ein Baum gebildet wird, obgleich die einzelne Person keine Gesellschaft, die einzelne Zelle kein Baum ist.

So das Verhältniß von Körper und Seele in der Monade. Wie aber verhalten sich die Monaden untereinander?

Jede Monade ist mit Vorstellungs- und Strebungsvermögen begabt und — weil sie ihrer Geschlossenheit wegen von außen nicht bestimmt werden kann, — im Gebrauch dieser Vermögen völlig unabhängig, d. i. freithätig und Selbstzweck. Durch die ins Unendliche strebende Seele, namentlich durch die kleinen unbewußten Vorstellungen derselben (perceptions petites insensibles) ist jede Monade ein treues Ebenbild der Welt; [1]) durch den die Vorstellungen beschränkenden Körper aber erhält das Weltbild in jeder einzelnen Monade einen besondern, eigenthümlichen, dem Standpunkte und der Entwickelungsstufe der Monade entsprechenden Ausdruck. Alles ohne Ausnahme ist demnach in jeder Monade enthalten, aber nach verschiedenen Graden der Vollkommenheit: jede ist ein eigengearteter, selbstthätiger Mikrokosmus, ein lebendiger Spiegel (un miroir vivant) des Weltalls. Alle Monaden sind gleich, insofern sie alle in ihrem Vorstellen und Streben nur Ein und dasselbe Universum ausdrücken; jede ist von der andern verschieden, insofern jede dies aus einem besondern Gesichtspunkte, auf eine nur ihr allein angehörende Weise thut. So giebt es nur Eine Welt und zugleich unendlich viele, — so viele Welten als Monaden. Und hierauf eben, — auf dieser Einheit in der Verschiedenheit, auf

1) Leibnitz: Nouveaux Essais übers. v. Ulrich S. 101.

dieſer gleichzeitigen Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung — beruht das Geſetz der „vorherbeſtimmten Harmonie“, d. i. der in dem Weſen der Monaden begründete Weltzuſammenhang. [1])

Dem Geſetze der Harmonie gemäß wirkt und entwickelt ſich jede einzelne Monade ohne fremden Einfluß, frei aus eigener Natur, und ſteht doch das Wirken und die Entwickelung aller in vollem Einklang. So in den Monadengeſellſchaften, die man unorganiſche Körper nennt, wo wenig entwickelte, kaum zu unterſcheidende Monaden neben einander geordnet ſind; ſo in den niederen und höheren Organismen, wo jedesmal eine mehr entwickelte Monade — Centralmonade — mit anderen, minder entwickelten vergeſellſchaftet iſt, die aus freien Stücken ſich ihr unterordnen. In den ausſchließlich „beſeelt“ genannten Organismen handelt die Centralmonade (Seele) ſelbſtſtändig für ſich, und eben ſo ſelbſtſtändig handeln die den Körper bildenden Monaden; vermöge der „vorherbeſtimmten Harmonie“ aber iſt das beiderſeitige Thun ein einmüthiges. Mit andern Worten: „wie die Vorſtellungen (Begriffe) in der Seele geordnet und unter einander verknüpft ſind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers“, oder, — was daſſelbe iſt — Inneres und Aeußeres, Vorſtellen und Handeln, Gedanke und That ſtimmen jeden Augenblick aufs Genaueſte überein. [2])

Das Verhältniß endlich zwiſchen der geſammten Körperwelt und der Geiſteswelt iſt wieder dem Verhältniß gleich, das zwiſchen Körper und Seele der Einzelmonade beſteht. Wie hier Seele und Körper oder zweckthätige Kraft und Widerſtandskraft nicht zwei verſchiedene Weſen, ſondern nur zwei verſchiedene Kräfte einer und derſelben einfachen Monade ſind, ſo bildet die moraliſche Welt, das iſt die Geſammtheit der zweckthätigen Kräfte, und die phyſiſche

1) Vergl. Leſſings Aufſatz: Das Chriſtenthum der Vernunft § 20 (Werke XI. 606. Lachm.)

2) Leſſing: Brief an Mendelsſohn (XI. 112 ff. Lachm.) S. oben S. 177 ff.

Welt, das ist die Gesammtheit der mechanischen und bewegenden Kräfte, nicht zwei verschiedene Welten, sondern Eine untrennbare Welt, ein einheitliches Stufenreich unendlicher Kräfte. Causalitäts- und Zweckbegriff, Nothwendigkeit und Freiheit vereinen sich zur „glücklichen heiteren Nothwendigkeit", dem höchsten Ausdrucke Leibnitzischer Lebensweisheit. Wie aber immaterielle geistige Wesen — die Monaden — der letzte Grund aller Dinge sind, so ist auch die geistige Welt als Grund und Zweck der Körperwelt anzusehen, oder — wie der Meister selbst sein „Mysterium" ausspricht: „In der Metaphysik ist die Quelle der Mechanik." [1])

Wir haben die esoterische Lehre Leibnitzens den Hauptzügen nach geschildert, ohne auf seinen Gottesbegriff einzugehen. Gott wird von ihm gewöhnlich, im Sinne des Deismus, als die höchste, ursprüngliche Monas, als Weltschöpfer bezeichnet; an einzelnen Stellen aber auch als Weltseele, als allgegenwärtiger Mittelpunkt (monas monadum, Weltcentralmonade, centre partout), oder — im Geiste der Emanationstheorie — als Lichtwesen, aus dem die einzelnen Monaden gleich leuchtenden Blitzen („Fulgurationen") ausstrahlen. Wie diese widerstreitenden Ansichten zu versöhnen seien, bliebe dahingestellt. Jedenfalls geht aus dem Bisherigen hervor: daß Leibnitz wohl eher ein Freund, als ein Gegner des Einheitsgedankens ist. Zwar trennt er Körper und Seele; aber nur, um desto inniger beide zu einen. Er geht aus von dem Grundsatze individueller Freiheit, will aber durch Freiheit zur Einheit gelangen; sein Ziel ist die „glückliche heitere Nothwendigkeit". Als Idealist vergeistigt er die Materie, begabt er mit Vorstellungskraft

1) S. oben S. 184 u. Leibnitz Brief an Bierling II. 678, Efficientes causales pendent a finalibus et spiritualibus, et spirituali a sunt natura priora materialibus. D. h. die wirkenden Ursachen hangen ab von den Zweckursachen, und die Geisteswelt geht, — nicht der Zeit, wohl aber dem Begriffe und Werthe nach — der Körperwelt voran.

die unorganischen Massen, „intellektuirt“ er, wie Kant [1]) es ausdrückt, das Universum: er will durch Ausgleichung des Gegensatzes von Körper und Geist die zwiespältige Weltansicht überwinden. Mit einem Wort: Leibnitzens System ist nichts, als ein unablässiges Streben nach der einheitlichen Weltanschauung, nach dem Einheitsgedanken. —

Wenden wir uns nun Spinoza, dem vermeintlichen Gegenfüßler, zu! An einer Stelle seiner Ethik, [2]) wo der Geist des einzelnen Menschen „ein Theil des Gottesbegriffs“ genannt wird, sagt er: „Ohne Zweifel wird der Leser hier Anstoß nehmen; es wird ihm Vieles einfallen was sein Bedenken erregt. In diesem Falle bitte ich ihn, langsamen Schrittes mit mir weiter zu gehen, und nicht eher ein Urtheil zu fällen, bis er das Ganze zu Ende gelesen.“

Höre mich, — dann urtheile! Was kann billiger sein?! Und doch — wäre es geschehen, wäre diese billigste aller Bitten erfüllt worden, Lessing hätte nicht zu klagen gehabt: „reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!“ [3])

Leibnitzen war es, wie wir gesehn, zunächst um eine „Erklärung“ zu thun; Spinoza hat ein vorwiegend praktisches Interesse. Er geht von dem Einheitsgedanken aus, um durch Einheit zur Freiheit zu gelangen; sein Ziel ist: Veredlung des Menschen.

Will man Spinoza's Lehre begreifen, so muß man nicht bloß seine Ethik zu Ende lesen, sondern auch seine übrigen Schriften und namentlich seine Briefe beachten. Einem jungen Freunde, der zur katholischen Kirche übergetreten war und ihm selbst einen gleichen Schritt zumuthet, schreibt Spinoza: [4])

„Hältst Du es für Anmaßung und Stolz, daß ich die Vernunft

---

1) Kant: Kritik der reinen Vernunft (1781) S. 271.

2) Spinoza Ethic. part. II. prop. XI. Schol.

3) Lessing im Gespräch mit Jacobi. S. Jacobi übe. die Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 29.

4) Spinoza Th. I. p. 696 u. 699. Epist. 74. ed Paul.

gebrauche, und mich begnüge bei dem ächten Wort Gottes, das im Geiste ist und weder gefälscht noch verderbt werden kann?“ Und weiter: „Du wirst nicht leugnen, — wenn anders Du mit dem Verstande nicht zugleich das Gedächtniß verloren hast, daß es in jeder Kirche ehrenwerthe Männer giebt, die Gott durch Gerechtigkeit und Menschenliebe verehren. Ich kenne viele solcher Art unter den Lutherischen und Reformirten, unter Mennoniten und Enthusiasten, — und Du kennst, Anderer nicht zu gedenken, Deine Eltern, die zur Zeit des Herzogs Alba um ihres Glaubens Willen mit Muth und Standhaftigkeit die ärgsten Folterqualen erduldet. Hiernach wirst Du zugeben, daß die Heiligkeit des Lebens nicht der römischen Kirche ausschließlich eigen, sondern allen Kirchen gemeinsam ist. Und weil wir — mit dem Apostel Johannes (Epist. I, 4, 13.) zu reden, — „„daran erkennen, daß wir in Gott sind und Gott in uns ist““, so folgt, daß Alles was die römische Kirche von andern trennt, durchaus überflüssig und folglich aus bloßem Aberglauben eingesetzt ist. Denn, wie ich mit Johannes gesagt: Gerechtigkeit und Menschenliebe sind das einzig sichere Zeichen des wahren katholischen Glaubens, die Frucht des wahren heiligen Geistes.[1]) Ueberall wo diese gefunden werden, da ist Christus wahrhaftig; und überall, wo sie fehlen, fehlt Christus. — Hättest Du dies gehörig bei Dir erwogen, so würdest Du Dich nicht zu Grunde gerichtet und Deine Eltern, die Dich jetzt schmerzlich beweinen, nicht in so bittern Jammer versetzt haben.“ —

„Wir in Gott und Gott in uns!“ Dies Johanneische Wort, das Spinoza seinem Tractatus thelogico-politicus als Motto vorsetzt, ist der Schlüssel zur Einheitslehre Spinoza's! Es ist ihm „das ächte Wort Gottes“, die „Wahrheit, die, dem Lichte gleich, sich selbst und die Finsterniß offenbart.“[2]) Jeder Satz Spi-

1) Grade so Lessing im Gespräche: „Das Testament Johannis,“ Werke X. S. 42 ff. Lachm.

2) Sicut lux se ipsam et tenebras manifestat, sic veritas norma sui et falsi est. Spin.

noza's ist eine strenge Schlußfolgerung aus dieser Wahrheit; daher darf er mit Recht von sich sagen: „ich bilde mir nicht ein, die beste Philosophie erfunden zu haben, aber ich weiß, daß ich die wahre erkenne.“ Das große Verdienst Spinoza's, sein Vorzug vor allen andern Philosophen besteht darin, daß er die zwei in dem Johanneischen Ausspruche enthaltenen Lehren nicht trennt, sondern überall in ihrem Zusammenhange und überall in gleichem Maaße zur Geltung bringt. —

„Wir in Gott und Gott in uns!“ — Was vom Menschen gilt, das gilt auch von den übrigen Dingen: Alles in Gott und Gott in jedem! Mit andern Worten: Gott und Welt sind untrennbar Eins. Es giebt keinen außerweltlichen Gott, aber einen weltlichen; — es giebt keine außergöttliche, keine gottverlassene Welt, wohl aber eine — göttliche. Jegliches Ding ist ein Theil des Weltalls, und das Weltall ist in jeglichem Dinge: Einzelnes und Weltganzes (ἓν καὶ πᾶν) sind untrennbar Eins! — Was von dem ganzen Menschen gilt, gilt auch von jedem Theile des Menschen. Jeder Theil des menschlichen Körpers und Geistes, jedes Glied und jeder Gedanke des Menschen ist in Gott, und Gott ist in jedem dieser Theile. In Wahrheit oder in Gott die Sache erfaßt, gleichsam mit Gottes Auge geschaut, ist mithin die Seele in jedem einzelnen Körpertheile, und jeder einzelne Körpertheil ist in der Seele. Mit andern Worten: die Seele ist der Inbegriff aller Körpertheile (idea corporis), und der Körper ist der Gegenstand und alleinige Inhalt der Seele (objectum mentis); die Seele ist nichts, als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele. Körper und Seele sind also ein und dasselbe untrennbare Wesen. —

So ist Spinoza durch geniale Anschauung, oder wie er selbst es nennt, „durch intuitives Erkennen“ (scientia intuitiva) — dadurch nämlich, daß er jedes Einzelding in Gott, das ist in seinem einheitlichen Zusammenhange mit dem Ganzen

erfaßt, — zur Entdeckung des großen Geheimnisses gelangt, das „der Genius des Menschenverstandes jedem Neugebornen heimlich ins Ohr flüstert“:

> Leib und Seele, die wir in unserer Vorstellung trennen, sind in Wirklichkeit untrennbar Eins, — ebenso untrennbar Eins wie Natur und Geist, Gott und Welt, das Einzelne und das Ganze (ἓν καὶ πᾶν).

Das Johanneische Wort spricht die Abhängigkeit, aber auch die Freiheit des Menschen aus. „Wir in Gott!“ ist der Grund unserer Abhängigkeit und Verpflichtung. Der Mensch ist ein Theil des Weltalls, und als solcher dem Weltgesetze, „der ewigen Nothwendigkeit der Dinge“ unterworfen. — „Gott in uns!“ das ist der Grund unsrer Freiheit, unsres Rechts. Die Vernunft, das ist die Anlage zur Selbst- und Welterkenntniß, unterscheidet den Menschen von den übrigen Wesen. Sie entbindet ihn nicht von dem Weltgesetze, aber sie kann ihn frei machen von jeder äußeren Nöthigung. Je vernünftiger der Mensch, desto klarer erkennt er, daß „die ewige Nothwendigkeit der Dinge „zugleich der Natur und dem Wesen seines eigenen Geistes entspricht, d. h. daß sie eine „vernünftige“ ist. Weltgesetz und Vernunftgesetz, Natur- und Sittengesetz sind nur Ein Gesetz — das „wahre Wort Gottes im Geiste, das weder gefälscht noch verderbt werden kann“. Je vernünftiger der Mensch, um so willfähriger erfüllt er, — aus eignem Antriebe, das Gesetz der Nothwendigkeit, um so größer ist seine Freiheit und Selbstständigkeit.

Den höchsten Grad solcher Freiheit, das Sicheinswissen mit dem Ganzen, nennt Spinoza „vernünftige Gottesliebe (amor Dei intellectualis), oder vernünftige Selbstliebe: es ist die klare Erkenntniß der ewigen Ordnung der Dinge als Weltbestes, der Weltgemeinsinn, der „die Frucht des wahren heiligen Geistes, Gerechtigkeits- und Menschenliebe“, in sich schließt. — Zu vernünftiger Gottesliebe, zu dieser „höchsten menschlichen Vollkommenheit (summa

humana perfectio, exemplar humanae naturae) sich und seine Mitmenschen heranzubilden, — das ist der Zweck der „Sittenlehre" Spinoza's.

Seine Ethik stellt die thatsächlichen Folgen dar, die aus dem Verkennen der Wahrheit und aus dem Erkennen hervorgehen.

Der Glaube an eine zwiespältige Welt, so lehrt sie, führt zu einer „verworrenen und verstümmelten" Auffassung [1]) der Dinge; die Vorstellung, die das Einzelne von dem Ganzen trennt, erzeugt Zwiespalt des Menschen mit sich selbst und mit Anderen, verleitet zu selbstsüchtigem, das ist vernunftwidrigem Handeln, macht den Menschen zu einem Sklaven seiner Triebe und Leidenschaften. Reue, Mißbehagen und Unheil sind die unausbleiblichen Folgen.

Die einheitliche Weltanschauung dagegen, die „Erkenntniß seiner selbst, Gottes und der ewigen Nothwendigkeit der Dinge", versöhnt den Menschen mit sich und der Welt, bestimmt ihn zu vernünftigem, das ist gemeinnützigem Thun, mäßigt und reinigt die Leidenschaften und giebt ihm Selbstbeherrschung und Freiheit. Gleichmuth „vor beiden Antlitzen des Schicksals," [2]) Friede und Glückseligkeit sind — nicht etwa der Lohn, denn um Lohn handelt kein freier Mann, sondern die natürlichen Früchte vom Baume der Erkenntniß. [3]) „Der Weg zum Heil" — so schließt Spinoza's Ethik — „den ich hier gezeigt habe, ist sehr schwierig; und allerdings muß schwierig sein, was so selten gefunden wird. Wäre das Heil nur so zur Hand und ohne große Anstrengung erreichbar, wie wäre es möglich, daß es fast von Allen vernachlässigt wird? Aber Alles Hohe ist eben so schwer als selten."

1) Ideae mutilatae et confusae. Spinoza.

2) utramque fortunae faciem aequo animo exspectare et ferre. Spin. tract. Theol. polit. I. p. 215. Paul.

3) Ethic. part IV. propos. 18. Schol. am Ende und part V. prop. 42. Beatitudo non est virtutis praemium sed ipsa virtus. — Ganz ebenso Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" § 85. (X. 327 Lachm.). Und im Antigoeze IV. „In unserer Erleuchtung besteht am Ende unsere ganze Seligkeit."

Nachdem wir Spinoza und Leibniz einander gegenübergestellt, kehren wir nun zu der Frage zurück: welchen Einfluß hat das erneute Studium Leibnitzens auf Lessings *spekulative Weltanschauung* geübt?

---

## Viertes Kapitel.

### Der spekulative Grundgedanke Lessings.

Wir haben Spinoza's Lehre zum Theil mit seinen eigenen Worten gegeben. Wo ist aber jene „vernunftlose Nothwendigkeit", von welcher nach Leibnitzens Behauptung Spinoza „Alles ableiten soll"? — Von einer *ewigen* Nothwendigkeit, von einer vernunftsgemäßen unabänderlichen Ordnung der Dinge haben wir ihn sprechen gehört. Das Erkennen und willige Vollziehen *dieser* Nothwendigkeit ist es, was von Spinoza als menschliche Freiheit, als höchstes Gut, als Erkenntniß und Liebe Gottes gepriesen wird! Spinoza's „vernünftige Gottesliebe" — was ist sie anders als Leibnitzens „glückselige Nothwendigkeit"? Zwei verschiedene Ausdrücke sind's für ein und dieselbe Sache.

Wie aber konnte dies Leibniz verkennen? Wie konnte er die frühere Anhänglichkeit an Spinoza als „eine Krankheit" bezeichnen, von welcher „das Licht seines eignen Systems ihn geheilt habe?" Weil er nicht den wirklichen, durch Wort und Schrift beglaubigten Spinoza, sondern den von Bayle mißkannten vor Gericht stellt.

Ganz anders wird Spinoza's Geist von Lessing erfaßt. Wie für ihn „christliche Religion" und „Religion Christi" zwei ganz verschiedene Dinge sind, so unterscheidet er scharf zwischen dem Spinozismus eines Bayle und Genossen und der Lehre Spinoza's; oder, nach seinem eigenen Ausdrucke: „zwischen dem Gerede der Leute

über Spinoza und dem Geiste der in Spinoza selbst gefahren war." [1]) Ihm ist er weder Gottesleugner, der Gott zur Natur herabsetzt, noch Weltleugner „bei dem zu viel Gott ist"; [2]) weder Materialist, der nur die sinnfällige Natur des Stoffs, — noch Idealist, der nur des Geistes unsichtbare Kraft gelten läßt: weder Vertheidiger einer atomistischen zusammenhaltlosen Vielheit, noch Anwalt einer unterschiedlosen, alles Einzelne verschlingenden Einheit. Ihm ist Spinoza der geistverwandte Wahrheitsforscher, der den einheitvollen Zusammenhang des Endlichen und Unendlichen — das Eine in dem Vielen ebenso wie das Viele in dem Einen — klar erkannt und der freien Welt ihren Gott wiedergegeben hat.

Lessing, der mit vollem Verständniß Spinoza's an das Studium Leibnitzens ging, konnte die Uebereinstimmung beider unmöglich verkennen. Ihm entging es nicht, daß Leibnitzens scharfsinnige „Hypothese" [3]) nur ein Erklärungsversuch des spinozistischen Einheitsgedankens ist. Seine Ansicht über das Verhältniß beider Philosophen spricht er in folgenden an Jacobi gerichteten Worten aus:

„Nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist!" [4])

Diese Worte bedürfen nach dem Vorangegangenen keiner Er-

---

1) Siehe Jacobi Lehre Spinoza's (Breslau 1785). S. 14. 27.

2) Worte Hegels Gesch. d. Philos. III. S. 361 ff. (2. Aufl. 1844.). Hegel wirft dem Spinoza Einseitigkeit vor: seine Lehre lasse nur Gott, nicht das „endliche oder Weltwesen" gelten; es fehle ihr das Prinzip der Individualität (Besonderheit oder Selbstheit). Gegen diesen Vorwurf hat schon Herder den Spinoza vertheidigt und neuerdings ist sogar von einem Anhänger Herbarts der Begriff des Individualismus, — die unendliche Vielheit der Individuen oder Einzelsubstanzen — für die eigentliche Grundlage der Spinoza'schen Weltanschauung ausgegeben worden. S. Thomas: Spinoza's Individualismus und Pantheismus (Königsberg 1848.).

3) Lessing Brief an Mendelssohn XI. S. 112. Lachm.

4) Jacobi a. a. O. S. 21.

klärung; sie sind Lessings eigene Antwort auf die oben gestellte Frage: welchen Einfluß das erneuerte Studium Leibnitzens auf Lessings speculative Weltanschauung geübt habe.

Zwei andere Aeußerungen, die nicht minder bezeichnend sind für Lessings Anschauungsweise, mögen hier gleichfalls einen Platz finden. Die erste lesen wir in seinem Nachtrage zu „Jerusalems philosophischen Aufsätzen" (1776), wo es heißt:[1] „was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas, — wenn es Etwas ist, — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können. Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß." —

Wir sehen, auch für Lessing ist die Willensfreiheit des Menschen keine leere „kahle" in bloßer Willkür bestehende Selbstbestimmung, sondern das bewußte Wollen und Vollbringen des naturgemäß Nothwendigen, d. h. dessen was sich aus der Natur des Handelnden wie des Ganzen mit Nothwendigkeit ergiebt. Einsicht („Vorstellung des Besten") und Wollen,[2] Freiheit und Nothwendigkeit, Vorsehung und Schicksal (ἀνάγκη) sind für ihn keine Gegensätze, sondern ein und dasselbe. Lessings „Dank dafür", daß er „das Beste muß", ist ganz das nämliche, was Spinoza das „selbstwillige Vollziehen des Weltbesten", — was Leibniz die „glückliche, heitere Nothwendigkeit" nennt. Und wenn es im Nathan heißt: „Kein Mensch muß müssen!" so heißt das eben nichts anders als: der Mensch kann das Nothwendige als „das Gute" erkennen,

1) S. Werke X. S. 6. Lachm.

2) Voluntas et intellectus unum et idem sunt. Spinoza Ethic. part. II. prop. 49. Coroll. (Naturgemäße Freiheit und vernunftgemäße Nothwendigkeit sind ein und dasselbe.)

so daß nicht das Müssen sondern diese Erkenntniß ihn zum Handeln bestimmt. [1])

Die zweite Aeußerung — im Gespräche mit Jacobi — lautet: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen, da doch alles, mitsammt den Vorstellungen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren Kraft begründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. — Spinoza war fern davon, unsere elende Art, nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und den Gedanken obenan zu setzen."

Jacobi, der Gefühlsphilosoph, weiß sich in den „wunderlichen" Ausspruch gar nicht zu finden und stimmt später Mendelssohn, dem Verstandesphilosophen, bei, der diesen „Einfall Lessings" mit einem „Versuche über sich selbst hinauszuspringen" vergleicht. Und doch behauptet Jacobi, freilich zu Lessings großem Erstaunen, Spinoza gründlich zu kennen, — Spinoza, dessen Lehre grade darin von allen übrigen sich unterscheidet, daß sie weder das Denken dem Sein noch das Sein dem Denken voranstellt, sondern Denken und Sein, Vorstellen und Handeln, als völlig ebenbürtige Aeußerungsweisen Gottes wie des Menschen stets in ihrer untrennbaren Einheit erfaßt! Spinoza und Lessing sind fern davon, „die Quelle

1) Man vergl. ferner Lessings Christenthum der Vernunft § 25 und 26. „Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln heißen moralische Wesen, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können." „Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen und kann kein andres sein als: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß." — Das ist das: τὸν ἐντὸς ἑαυτοῦ δαίμονα ὑπερπτύειν (dem Dämon in sich gewärtig sein) des philosophischen Kaisers Antonin, womit das Heraklitische ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων zu vergleichen ist. (S. Lassalle Heraklit II. S. 451 – 452.) Spinoza Epist. 32. extr. Probi homines conscii Deo serviunt et serviendo perfectiores evadunt. — Milton: „Und wäre es die niedrigste Dienstleistung die Gott durch seinen Stimmführer Gewissen von mir heischt, — Schmach über mich, wenn ich ihm nicht folgte!"

der Dinge in den Zweckursachen zu finden", „die Metaphysik (wie Leibnitz sich in dem oben von uns angeführten Briefe ausdrückt) für die Quelle der Mechanik zu halten". Sie sind fern davon, dem göttlichen Wesen in der Natur wie im Menschen ein Handeln nach Absichten oder Endzwecken, d i. ein Entbehren und Begehren zuzuschreiben. [1]) Lessing sagt: „Vorstellen, Wollen und Schaffen ist bei Gott eins. Man kann also sagen: Alles was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch. Jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung." [2]) Und ebenso Spinoza: „Gott handelt nur nach den Gesetzen seiner Natur. Will man ihm Verstand und Willen beilegen, so muß man unter diesen beiden Eigenschaften etwas ganz Anderes verstehen als gewöhnlich (vulgo) darunter verstanden wird. Dies scheinen auch die gemerkt zu haben, welche behaupten, daß Gottes Verstand, Wille und Macht ein und dasselbe ist." —

Die Richtung welche Lessings Speculation genommen, — so himmelweit verschieden von der Anschauungsweise seiner Zeitgenossen — erklärt uns das Gefühl geistiger Vereinsamung, das mitten unter Freunden sich seiner bemächtigt und die letzten Lebensjahre des großen Mannes getrübt hat. Welch schmerzliche Empfindung solchen Alleinstehens, bei tiefem Bedürfniß nach „Gemeinschaft mit sympathisirenden Geistern" giebt sich in den wenigen Zeilen kund, die den

---

1) Spinoza Ethic. part I. prop. 17. Schol. (Th. II. S. 51 u. 53. Paul.) — „In einem folgenden Gespräche" — so erzählt Jacobi (Werke IV. 2. S. 82.) „habe ihn Lessing auf Hume's Gespräche über die natürliche Religion (zweite Abth.) verwiesen, wo gegen die Endursachen und einen Gott der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird."

2) Lessing: das Christenthum der Vernunft §§ 3 u. 13. (Werke XI, 604 u. 605. Lachm.) Spinoza Ethik Th. I. Anhang: „Wenn Gott wegen eines Zwecks handelte, so müßte er nothwendig etwas begehren, dessen er entbehrt. — Alles in der Natur geht nach einer gewissen ewigen Nothwendigkeit und höchster Vollkommenheit vor sich. Die Natur hat sich keinen Zweck vorgesetzt, und alle Endzwecke der Dinge sind nur menschliche Erdichtungen. — Das Vorurtheil vom Endzweck ist nur dadurch entstanden, weil der Mensch Alles in der Natur als Mittel zu seinem Nutzen betrachtet." Spinoza II. S. 70—72. S. 67 200—204. ed. Paul.

philosophischen Aufsätzen des jungen Jerusalem zur Einleitung dienen! Hier ist in jedem Worte der ganze Lessing, erhalten wir vollen Aufschluß nicht minder über ihn selbst als über das Vorbild des Goethe'schen Werther. [1])

Außer „dem jungen Grübler", wie er Jerusalem nennt, scheint Lessing keinem der Freunde seine philosophischen Ansichten mitgetheilt zu haben. Erst gegen das Ende seiner Laufbahn, wenige Monde vor seinem Tode, ward er durch das Drängen Jacobi's zu einer solchen Aussprache in einer Unterredung mit demselben veranlaßt. Wir geben diese berühmte Unterredung, auf welche schon in dem Vorangegangenen mehrfach hingewiesen worden ist, hier in ihrem Zusammenhange, und zwar Lessings Aeußerungen vollständig, die Worte Jacobi's nur soweit es zum Verständniß erforderlich ist.

Jacobi (indem er Lessing eine Abschrift des Goethe'schen „Prometheus" zum Lesen überreicht): Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen.

Lessing (nachdem er das Gedicht gelesen): Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand.

Jacobi: Sie kennen das Gedicht?

Lessing: Das Gedicht habe ich nie gelesen, aber ich find' es gut.

Jacobi: In seiner Art ich auch, sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt.

Lessing: Ich mein es anders. Der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch das Gedicht; und ich muß bekennen es gefällt mir sehr.

Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden.

---

1) S. oben S. 158.

Lessing: Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern.

Jacobi: Spinoza ist mir gut genug: aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden!

Lessing: Ja! wenn Sie wollen! Und doch — wissen Sie etwas Besseres? ...

Hier wurde das Gespräch durch einen Dritten unterbrochen, und erst am folgenden Morgen (7. Juli 1780) fortgesetzt.

Lessing: Ich bin gekommen um über mein ἓν καὶ πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erschraken gestern.

Jacobi: Sie überraschten mich. — — Freilich hatte ich nichts weniger vermuthet, als an Ihnen einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden. Und Sie sagten's mir so platt heraus! Ich war großentheils gekommen, um von Ihnen Hilfe gegen den Spinoza zu erhalten.

Lessing: Also kennen Sie ihn doch? [1])

Jacobi: Ich glaube, so gut, als ihn äußerst wenige gekannt haben.

Lessing: Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andre Philosophie als die Philosophie des Spinoza.

Jacobi: Das mag wahr sein. Denn der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Fatalisten werden. —

Lessing: Ich merke, wir verstehen uns. Desto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören, was Sie für den Geist des Spinozismus halten; ich meine den, der in Spinoza selbst gefahren war.

Jacobi: Das ist wohl kein anderer gewesen, als das Uralte a nihilo nihil fit (aus Nichts wird nichts), welches Spinoza nach

---

1) Wenn man bedenkt, daß Jacobi es ist, dem wir die, wenn auch nur fragmentarische, Aufzeichnung seiner Unterredung mit Lessing verdanken, so ist die Naivetät der Ironie in dieser verwunderten Frage Lessings doppelt ergötzlich; fast so ergötzlich wie die darauf folgende Versicherung Jacobi's.

abgezogeneren Begriffen als — Andere vor ihm in Betrachtung zog.

Lessing: Ueber unser Credo also werden wir uns nicht entzweien.

Jacobi: Das wollen wir in keinem Falle! Aber im Spinoza steht mein Credo nicht!

Lessing: Ich will hoffen, es steht in keinem Buche.

Jacobi: Das nicht allein. Ich glaube eine verständige persönliche Ursache der Welt.

Lessing: O desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen.

Jacobi: Freuen Sie sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen salto mortale aus der Sache; und Sie pflegen am Kopf-unter eben keine sonderliche Luft zu empfinden.

Lessing: Sagen Sie das nicht! Wenn ich's nur nicht nachzumachen brauche. Und Sie werden schon wieder auf Ihre Füße zu stehen kommen. Also, wenn es kein Geheimniß ist, so will ich es mir ausgebeten haben.

Jacobi: — — Die ganze Sache besteht darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles, was mit ihm verknüpft ist, schließe — — —

Lessing: Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen. Ueberhaupt erschreckt mich was Sie eben sagten nicht im mindesten. Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, — mitsammt den Vorstellungen, — von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanken sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt.

Daß wir uns nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.

Jacobi. Sie gehen weiter als Spinoza. Diesem galt Einsicht über Alles.

Lessing. Für den Menschen! Er war aber fern, unsere elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und so den Gedanken obenan zu setzen.

Jacobi: Einsicht ist beim Spinoza in allen endlichen Naturen der beste Theil, weil sie derjenige Theil ist, womit jede endliche Natur über ihre Endlichkeit hinausreicht. — — Hätte die unendliche einzige Substanz des Spinoza Persönlichkeit und Leben: so wäre Einsicht auch an ihr der beste Theil.

Lessing: Gut. Aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist.

Jacobi: Reden Sie im Ernste?

Lessing: Zweifeln Sie daran im Ernste? Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinn oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine, wegen dieser großen Art zu denken, und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.

Jacobi: Ganz recht! Sie aber sagten von einer gewissen Meinung, dem Spinozismus, daß Leibnitz derselben im Herzen zugethan gewesen.

Lessing: Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibnitz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befände sich in einer immerwährenden Expansion und Kontraktion: dieses wären die Schöpfung und das Bestehen der Welt?

Jacobi: Von seinen Fulgurationen weiß ich; aber diese Stelle ist mir unbekannt.

Lessing: Ich will sie aufsuchen, und Sie sollen mir dann sagen, was ein Mann wie Leibnitz dabei denken konnte, oder mußte.

Jacobi: Zeigen Sie mir die Stelle. Aber ich muß Ihnen zum Voraus sagen, daß mir bei der Erinnerung so vieler anderen Stellen eben dieses Leibnitz — — vor der Hypothese schwindelt, daß dieser Mann keine supramundane (überweltliche), sondern nur eine intramundane Ursache der Welt geglaubt haben sollte.

Lessing: Von dieser Seite muß ich Ihnen nachgeben. Sie wird auch das Uebergewicht behalten, und ich gestehe, daß ich etwas zu viel gesagt habe. Indessen bleibt die Stelle, die ich meine, und noch so manches andere, immer sonderbar. Aber, nicht zu vergessen! nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß die Prinzipien von Leibnitz ihm ein Ende machen?

Jacobi: Wie könnte ich: bei der festen Ueberzeugung, daß der bündige Determinist sich vom Fatalisten nicht unterscheidet! — — Uebrigens weiß ich kein Lehrgebäude, das so sehr, wie das von Leibnitz, mit dem Spinozismus übereinkäme. — —

Lessing: Ich lasse Ihnen keine Ruhe, Sie müssen mit diesem Parallelismus an den Tag; — reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem todten Hunde!

Jacobi: Sie würden vor wie nach so von ihm reden. Den Spinoza zu fassen, dazu gehört eine zu lange und hartnäckige Anstrengung des Geistes. Und keiner hat ihn gefaßt, dem in der Ethik eine Zeile dunkel blieb; keiner, der es nicht begreift, wie dieser große Mann von seiner Philosophie die feste innige Ueberzeugung haben konnte, die er so oft und so nachdrücklich an den Tag legt. — — Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande, wie sich dieser helle reine Kopf geschaffen hatte, mögen Wenige gekostet haben!

Lessing: Und Sie sind kein Spinozist, Jacobi?!

Jacobi: Nein, auf Ehre!

Lessing: Auf Ehre, so müssen Sie ja, bei Ihrer Philosophie, aller Philosophie den Rücken kehren. [1])

Jacobi: Warum aller Philosophie den Rücken kehren?

Lessing: Nun, so sind Sie ein vollkommener Skeptiker.

Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück, die den vollkommenen Skeptizismus nothwendig macht.

Lessing: Und ziehen dann — wohin?

Jacobi: Dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt, daß „es sich selbst und auch die Finsterniß erleuchtet". Ich liebe den Spinoza, weil er, mehr als irgend ein anderer Philosoph, zu der Ueberzeugung mich geleitet hat, daß sich gewisse Dinge nicht erklären lassen: vor denen man darum die Augen nicht zudrücken muß, sondern sie nehmen, wie man sie findet. — —

Lessing: Sie drücken sich beinahe so herzhaft aus wie der Reichstagsschluß zu Augsburg. [2]) Aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den „mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Wille sei", worin der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte.

Jacobi: Auch hat Spinoza sich nicht wenig krümmen müssen, um seinen Fatalismus bei der Anwendung auf menschliches Betragen zu verstecken. — — Und das war es ja, was ich behauptete: daß auch der größte Kopf, wenn er Alles schlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und sonst nichts gelten lassen will, auf ungereimte Dinge kommen muß.

---

1) „Ueberhaupt ist Spinoza ein solcher Hauptpunkt der modernen Philosophie, daß man in der That sagen kann: Du hast entweder den Spinozismus oder keine Philosophie." — Hegel Gesch. d. Phil. III. 362.

2) Der Beschluß, den die katholische Mehrheit auf dem Reichstage faßte, lautete: „Was die Meinung betrifft, daß der menschliche Wille nicht frei sei, so solle dieselbe durchaus nicht zugelassen werden, weil sie sich als viehisch (pecuina) und gotteslästerlich darstelle."

Lessing: Und wer nicht erklären will?

Jacobi: Wer nicht erklären will, was unbegreiflich ist, sondern nur die Grenze wissen, wo es anfängt, und nur erkennen, daß es da ist: von dem glaube ich, daß er den mehrsten Raum für echt menschliche Weisheit in sich ausgewinnt.

Lessing: Worte, lieber Jacobi, Worte! Die Grenze, die Sie setzen wollen, läßt sich nicht bestimmen. Und an der andern Seite geben Sie der Träumerei, dem Unsinne, der Blindheit freies offenes Feld.

Jacobi: Ich glaube, jene Grenze wäre zu bestimmen. Setzen will ich keine, sondern nur die schon gesetzte finden und sie lassen. Und was Unsinn, Träumerei und Blindheit anbelangt ....

Lessing: Die sind überall zu Hause, wo verworrene Begriffe herrschen.

Jacobi: Mehr noch wo erlogene Begriffe herrschen — — Nach meinem Urtheil ist das größeste Verdienst des Forschers, Dasein zu enthüllen und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache. — —

Lessing: Gut, sehr gut! Ich kann das Alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe damit machen. Ueberhaupt gefällt Ihr salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopf-unter machen kann, um nur von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht.

Jacobi: Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht's von selbst.

Lessing: Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf.

Dies Gespräch, — das philosophische Testament Lessings, — ist in seinen Folgen von epochemachender Bedeutsamkeit. [1]) Durch die Anerkennung, die Lessing — und er zuerst — dem Spinoza zollte, ward ein gründlicheres Studium der Spinoza'schen Lehre und dadurch jener Umschwung in der deutschen Philosophie herbeigeführt, den wir am Ende des vorigen Jahrhunderts eintreten sehen. Je strenger Kants Vernunftkritik die sinnliche Welt von der übersinnlichen zu scheiden, je schärfer sie zwischen dem Begreiflichen und dem Unbegreiflichen eine Grenze zu ziehen versucht, um so mächtiger regt sich gegen solche Zwiespältigkeit das natürliche Einheitsgefühl, und Spinoza ist es, der diesem Gefühle den klar bewußten Ausdruck verleiht. Spinoza's Gottes- und Weltanschauung, die Einheit des Endlichen und Unendlichen, der Natur und des Geistes, bildet die Grundveste, auf welcher die ganze neuere Philosophie erbaut ist. Und so darf Lessing, der durch spekulative Behandlung religiöser Fragen, wie durch direkte Hinweisung auf Spinoza den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gegeben, mit Recht ein Vorgänger Fichte's, Schellings und der neueren Philosophie überhaupt genannt werden. Auch auf dem Gebiete des spekulativen Denkens war er ein Erwecker und Befreier der Deutschen. —

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Untersuchung zusammen!

Lessing ist, — wie Sokrates, Spinoza und Kant — vorwiegend Moralphilosoph. Von Leibnitz hat er einzelne naturphilosophische Ideen verwerthet, dabei aber in echt spekulativer Weise den Einheitsgedanken Spinoza's überall streng und folgerecht festgehalten. —

---

1) Man vergl. Hegel Geschichte der Philosophie (2. Ausg.) III. S. 337. S. 362. S. 481 ff., und Gervinus Geschichte der deutschen Nationalliteratur (2. Aufl.) IV. S. 411.

Religionsvorurtheile erklärt Spinoza für die Quelle menschlicher Knechtschaft; vernünftige Gottesliebe, der Weltgemeinsinn wird Euch frei machen! Und eben so lehrt Lessing in seiner Ethik: [1])

„Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums! — Genug daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden."

1) Erziehung des Menschengeschlechts §§ 85 u. 86, und Ernst und Falk, viertes Gespräch (Werke X. 327 u. 293. Lachm.)

# Zwölftes Buch.

## Lessing der Theologe.

### Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

„Jeder sage was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen."
Lessing an Reimarus d. J.

# Zwölftes Buch.

## Lessing der Theologe.

### Die Wolfenbüttler Fragmente und der Kampf gegen Goeze.

„Jeder sage was ihn Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen.“
Lessing an Reimarus d. J.

# Erstes Kapitel.

## Lessings theologische Vorstudien.

Lessings Uebersiedelung nach Wolfenbüttel bildet, wie wir gesehen haben, einen Wendepunkt in seinem ganzen Leben. Wenn man den schroffen Uebergang von den bisher vorzugsweise von ihm verfolgten Interessen der Literatur, Poesie und Kunst zu den religions-philosophischen Forschungen und theologischen Händeln betrachtet, welche diese letzte Periode seines Lebens fast ausschließlich erfüllen, so ist man geneigt denselben auf Rechnung derselben Stimmung zu setzen, welche einer seiner alten Lieblingsdichter in ähnlicher Lage mit den Worten ausdrückt:

> Nunc itaque et versus et cetera ludiera pono:
> Quid verum et decens curo et rogo et omnis in hoc sum,
> Condo et compono, quae mox depromere possim. [1])

Die Schroffheit jenes Ueberganges ist indessen nur eine scheinbare für denjenigen, welcher dem Lebensgange des großen Mannes aufmerksam gefolgt ist. Nur das ist zuzugeben, daß es überwiegend äußere Umstände waren, welche in dieser Periode jenen Uebergang herbeiführten und Interessen in den Vordergrund der Oeffentlichkeit rückten, die er bis dahin nur im geheimsten Innern getragen hatte. Er selbst

1) Also leg ich anjetzt Spielwerk und Lieder bei Seite;
Forschen nach dem was wahr ist und gut, darin leb' ich und web' ich,
Sammle mir Früchte, davon ich dereinst zu zehren gedenke.
(Horaz Epistein I. 1. 10—12.)

freilich hatte sein Leben nicht auf diesen Schluß angelegt. Nach dem Scheitern des Hamburger Unternehmens sahen wir ihn mit Plänen zu großartigen Reisen und zu Studien erfüllt, die weit ablagen von der Verfolgung religiöser Probleme und theologisch-dogmatischer Streithändel. Aber das alte fromme Wort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte sich in mehr als einem Betrachte wunderbar an ihm bewähren. Denn derselbe Mann, der im Jahre 1768 an seinen Freund Ebert schrieb: [1]) „Das pro und contra über die Religion habe ich Eines so satt wie das Andere; lieber schreibt von geschnittenen Steinen, Ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften" — er ahnte schwerlich, daß er selbst wenige Jahre später auf demselben Gebiete ein Feuer entzünden werde, das trotz aller Löschversuche gläubigen Eifers bis auf diesen Tag fortbrennt.

Wir haben gesehen, daß Lessing aus dem väterlichen Hause nicht nur einen tief religiösen Sinn, sondern auch ein sehr wesentliches theologisches Interesse mit ins Leben genommen hatte. Wenn er sich trotzdem nicht entschließen konnte, die Theologie zu seinem Berufsstudium zu machen, so galt seine Abneigung eben nur dem Stande und Berufe, nicht der Sache, der Religion, die für ihn sein ganzes Leben lang ein Gegenstand ernsten Nachdenkens und Forschens war. Schon der zwanzigjährige Jüngling hatte dem Vater geschrieben: die christliche Religion sei keine Sache, die man von seinen Vorfahren auf Treu und Glauben annehmen solle. Aber er durfte in Bezug auf sich selbst schon damals hinzusetzen: die Zeit solle lehren, ob der ein besserer Christ sei, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und oft ohne sie zu verstehen im Munde habe, in die Kirche gehe und alle Gebräuche, weil sie gewöhnlich sind, mitmache, oder der, der einmal klüglich gezweifelt habe, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung zu gelangen bestrebt sei. [2]) Jung.

---

1) XII. 207.
2) XII. 13.

kühn, geist- und witzbegabt wie Wenige kam er in das voltairisirte Berlin. Aber statt sich an dem dort herrschenden Geiste frivoler Religionsspötterei zu betheiligen, sehen wir ihn vielmehr, von demselben entschieden abgestoßen, sich nachdrücklich gegen die ganze französische Freigeisterei erklären. Wie seiner antiken Sinnesart in dem thätigen Leben die höchste Aufgabe des Menschen erscheint, so ist ihm die Religion die höhere Weihe dieses Lebens, und die Fähigkeit zu lieben, selbst den Feind zu lieben, das echte Kriterium der Religiosität. Seine Tendenzdramen „der Freigeist" und „die Juden" sind von diesen Grundsätzen ebenso erfüllt, wie seine Feuilletonartikel in der Berliner Zeitung.

In Wittenberg beschäftigte ihn die Reformationsgeschichte, aber nicht im einseitigen Partei-Interesse, sondern im Interesse der Wahrheit und Humanität. Er schreibt seine Rettungen des Lemnius, Cardanus u. a. und spricht darin das große Prinzip der freien Forschung in Sachen der Religion mit den berühmten Worten aus: „Was ist nöthiger als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?" Selbst wer auf dem rechten Wege sei, habe die Pflicht, sich auch um die Irrwege zu bekümmern, denn „man lernt diese nicht durch jenen, sondern jenen durch diese kennen." [1]) Der zweiundzwanzigjährige Jüngling stand schon damals auf einer Höhe, von welcher aus er die verschiedenen Religionen nur als verschiedene Formen der Religion, des religiösen Lebens überhaupt betrachtete, und die Grundgedanken des „Nathan" und der „Erziehung des Menschengeschlechts" traten uns schon hier entgegen. Schon in dieser Periode seiner Entwicklung sahen wir den späteren großen Regulator aller streitigen Grenzgebiete der Kunst und Wissenschaft jene entscheidende Sonderung zwischen Religion und Vernunft, Glauben und Wissen oder vielmehr Denken vollziehen, mit der er später der Vermischung Beider in der

1) IV. 52.

modernen Theologie so entschieden entgegentrat. Und wie er überhaupt in dem Höchsten, was er in sich trug, einsam dastand in seiner ganzen Zeit, so bildete auch jene Sonderung eine unausfüllbare Kluft, die ihn innerlich selbst von seinen nächsten Freunden trennte.

Bei diesem Interesse für theologische Forschungen kann es uns nicht befremden, daß wir ihn in den letzten Jahren seines Breslauer Aufenthalts, neben Minna von Barnhelm und den Arbeiten für seinen Laokoon, in das Studium der Kirchenväter versenkt und bestrebt finden, sich über die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte ins Klare zu setzen. Ein Zeugniß dieser Studien ist uns in dem Entwurfe „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“ [1]) erhalten. Nichts ist bezeichnender für den tiefen sittlichen Ernst, mit dem er an diese Forschungen ging, als der Selbstzuruf, mit dem er sich in der Einleitung zu dieser Arbeit auffordert: „Dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe Dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit Deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts: beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.“ Ueberhaupt belauschen wir ihn in diesem nicht für die Oeffentlichkeit, ja überhaupt für keines Menschen Auge bestimmten Entwurfe, gleichsam im Innersten seines Denkens. So, wenn er von der Vernachlässigung der philosophischen und mathematischen Vorübungen in jenen Urzeiten des Christenthums sagt: diese Vorübungen überspringen und bei dem anfangen, was die Spekulation Kühnes und Wunderbares hat, heiße den graden Weg zur Schwärmerei nehmen. Er führt als Beispiel den sogenannten Märtyrer Justinus, den bekannten Zeitgenossen Hadrians an, der in seinen apologetischen Schriften Christenthum und Philosophie zu vermitteln, und das erstere gegen die Einwürfe der letzteren zu vertheidigen

1) XI. 64—81. Auch das Fragment „über die Elpistiker“ scheint hierher zu gehören. XI. 51—64.

ſtrebte, und ſagt von ihm: „Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie ſich Gott nur durch ſeine Werke den Menſchen offenbart, ſo iſt es nothwendig auch dieſe Werke zu ſtudiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus dieſen Werken abſtrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daſein und den Eigenſchaften Gottes hinaufzuſteigen.“ [1]) Auch der Schluß der Unterſuchung iſt wichtig und charakteriſtiſch. Seine hiſtoriſchen Studien hatten ihm die Ueberzeugung gegeben, „daß die chriſtliche Religion durch lauter ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden.“ Aus dieſem Reſultate aber ſei keineswegs etwas für die chriſtliche Religion Nachtheiliges zu folgern. Denn wenn die Theologen ſelbſt zugeſtehen, daß Chriſtus mit ſeinem Erſcheinen die gelegenſte Zeit abgewartet, und daß er das große Wunder ſeiner Erſcheinung nicht blos durch lauter andre Wunder unterſtützen, ſondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen, warum wollen wir dieſen natürlichen Lauf der Dinge bei der weitern Ausbreitung aus den Augen ſetzen?

Den Hauptantrieb zu der ſpätern Vertiefung ſeiner theologiſchen Forſchungen ſollte Leſſing aber grade zu einer Zeit und unter Umſtänden erhalten, wo er denſelben weiter als je zuvor entrückt ſchien. In dem Kampfe, welcher daraus entſtand, ſah die Welt mit Staunen den Mann, der bisher an der Theologie mit faſt verächtlicher Gleichgültigkeit vorüber und allen theologiſchen Streithändeln gefliſſentlich aus dem Wege gegangen war, geharniſcht vom Wirbel bis zur Zeh auf dem theologiſchen Kampfplatze ſtehen, an Wiſſen und Gelehrſamkeit den Erſten auf dieſem Felde ebenbürtig, an Fähigkeit und Kunſt der Anwendung und Verwerthung beider allen ebenſo überlegen wie an philoſophiſcher Bildung und Mannesmuth der Wahrheit. Das Staunen war gerecht, denn Niemand wußte, daß er ſich ſein Leben hindurch im Stillen auf dieſen Kampf vorbereitet hatte. —

1) XI. 67.

Zu dieser Vorbereitung gehörte aber auch wesentlich seine Beschäftigung mit der Philosophie. Auch auf diesem Gebiete ist, wie wir gesehen haben, der große Agitator des achtzehnten Jahrhunderts in einem sehr wesentlichen Punkte ein Erwecker und Befreier gewesen. Denn zu derselben Zeit, wo er in Breslau die Kirchenväter las, begann er, wie wir in dem vorhergehenden Buche gezeigt haben, sein Studium des damals selbst bei den sogenannten Philosophen von Fach fast in Vergessenheit gesunkenen und bei dem Reste der Gebildeten, — von den Theologen gar nicht zu reden, — als Atheisten verschrienen größten Denkers der neueren Zeit: das Studium Spinoza's. Aus ihm gewann er die spekulativen Grundgedanken seines eignen Philosophirens, wie nach ihm Goethe und Herder aus derselben Quelle schöpften; und durch ihn gewann er das tiefere Verständniß der Leibnitz'schen Philosophie und die Erkenntniß ihrer wesentlichen Uebereinstimmung mit dem Spinozismus.

So war er im Ganzen und Großen über die höchsten Fragen des denkenden Menschen bereits in Hamburg zum festen Abschlusse mit sich selbst gelangt, als er an Mendelssohn zu Ende des Jahres 1768 die merkwürdigen Worte über seine antiquarischen Studien schrieb: [1]) dieselben seien für ihn nichts weiter als ein Steckenpferd mehr sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Denn „mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." Aber grade hier in Hamburg war es, wo er den Anstoß erhielt, den für sich abgeschlossenen Prozeß jener religions-philosophischen Studien aufs Neue für die Welt in einer Weise aufzunehmen, welche für die ganze geistige Entwicklung der neuen Zeit von unberechenbaren Folgen werden sollte.

1) XII. 212.

## Zweites Kapitel.

### Der Wolfenbüttler Fragmentist.

Wenige Wochen zuvor, ehe Lessing nach Hamburg übersiedelte, war daselbst ein Mann gestorben, der seit einer langen Reihe von Jahren zu den ersten Zierden Hamburgs gezählt hatte. Dieser Mann war Herman Samuel Reimarus (geb. 1694 † 1768), Professor der orientalischen Sprachen am Hamburger akademischen Gymnasium. An klassischer Gelehrsamkeit der würdige Nachfolger seines Schwiegervaters, des berühmten Philologen Johann Albert Fabricius, verband er mit philologischem Wissen Schärfe und Tiefe des philosophischen Geistes und sinnige Naturbeobachtung in einem nicht blos für jene Zeiten seltenen Grade, und eine rege Theilnahme für die Entwickelung der vaterländischen Literatur. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Lessing bei seinen früheren Aufenthalten in Hamburg in persönliche Beziehung mit dem liebenswürdigen Greise getreten war, der wie er als Gelehrter Hamburgs größte Berühmtheit repräsentirte, zugleich als Mensch einer allseitigen Verehrung genoß, und für dessen Geistesfreiheit es kein geringes Zeugniß ist, daß er, der hochberühmte Gelehrte und Denker, es nicht unter seiner Würde hielt, mit einem Schauspieler wie Eckhoff freundschaftlich zu verkehren und philosophische Gegenstände mit dem bildungsdurstigen Künstler zu durchsprechen. Jedenfalls finden wir Lessing während seines mehrjährigen Hamburger Aufenthalts als engbefreundeten Gast des Reimarus'schen Hauses, das auch nach dem Tode des Vaters durch den würdigen Sohn desselben, den ausgezeichneten Arzt Johann Albert Heinrich Reimarus und dessen Schwester Elise den Mittelpunkt aller wissenschaftlich und literarisch bedeutenden Persönlichkeiten Hamburgs zu bilden fortfuhr. Vor Allem war es Elise Reimarus, eine Frau von höchstem Geistesadel, männlicher Einsicht und seltener Tiefe der Bil-

dung, mit welcher Lessing hier eine Freundschaft schloß, die sich bis zu seinem Tode bewährte, und als deren kostbares Denkmal uns eine Reihe von Briefen erhalten ist, unter denen leider die ihrigen und ein Theil der seinigen verloren gegangen sind.

Aus den Händen dieser Frau, deren ganze Bedeutung wir bisher nur aus der Verehrung ermessen konnten, welche ein Lessing, Mendelssohn und F. H. Jacobi ihr zollten, von der aber jetzt (1861) durch die Mittheilung von Bruchstücken ihrer Briefe an ihren Schwager Hennings die sprechenden Beweise vorliegen, daß sie durch Adel der Gesinnung und Tiefe des Verstandes ihrem großen Freunde ebenbürtig war, erhielt nun Lessing die Abschrift eines Werkes, welches, wie jetzt zweifellos feststeht, ihr verstorbener Vater handschriftlich hinterlassen hatte. Es führte den Titel einer „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" und bestand aus fünf Büchern, welche sich sämmtlich auf die Untersuchung der geoffenbarten Religion und die Prüfung der biblischen Geschichten bezogen.[1]) Reimarus hatte dieses Werk als Funfzigjähriger begonnen, und über zwanzig Jahre lang an demselben gearbeitet, ja zuletzt das Ganze vielfach umgearbeitet. Der gelehrte und scharfsinnige Mann hatte dasselbe, wie er in der Vorrede bekannte, nur „zu seiner eigenen Gemüthsberuhigung" unternommen. Nur „um sich selbst und seinen entstandenen Zweifeln Genüge zu thun", hatte er ein Vierteljahrhundert hindurch es sich zur Aufgabe gemacht, in aller Stille „den Glauben, der ihm so manche Anstöße gemacht, von Grund aus zu untersuchen, ob derselbe mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht." An eine dereinstige Veröffentlichung seiner Forschungen hatte er allerdings gedacht, sie sollte aber erst nach seinem Tode und „in aufgeklärteren Zeiten" stattfinden. Bis dahin sollte das Werk im Verborgenen, zum Gebrauche verständiger Freunde liegen bleiben, um nicht die Welt durch seine Einsichten irre zu

1) IX. 416.

machen oder Unruhen zu veranlassen. Lieber möge der gemeine Hause noch eine Weile irren, der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als das jener zu religiösem Fanatismus aufgestachelt, dieser sich und Andere durch vorzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn die in dem Werke enthaltenen Sätze seien allerdings „nicht katechismusmäßig", sondern hielten sich in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend.[1]) Reimarus selbst hatte sein Leben lang sich die Herrschaft des starren Hamburger Lutherthums, mit dessen mechanischem Formelwesen und der unduldsamen Pastorendespotie schweigend gefallen lassen müssen, und sie schien ihm furchtbar genug, um dafür zu sorgen, daß selbst nach seinem Tode noch seine Schrift für bessere Zeiten aufgespart bliebe. In der That ist die Absicht des Verfassers insofern erfüllt worden, als das Ganze des Werks mit Ausnahme der von Lessing veröffentlichten Fragmente, noch heute nur als Manuskript auf den Bibliotheken von Hamburg und Göttingen existirt.[2]) Aber trotzdem hat es seine Mission erfüllt.

Zu den Freunden, denen man Einsicht in das Manuskript verstattete, gehörte auch Lessing. Er las dasselbe vollständig im Hause der Familie Reimarus, und wurde von der Lektüre auf das Lebhafteste zu dem Wunsche angeregt, das Ganze zu veröffentlichen. Aber die Furchtsamkeit des jüngeren Reimarus konnte sich dazu nicht entschließen, obschon Lessing ihm „hoch und heilig versicherte, daß er alle Gefahr auf sich allein nehmen wolle."[3]) Nur soviel erlangte er, daß ihm seine Freundin Elise Reimarus, wie es scheint ohne Vorwissen ihres Bruders, bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel einen kleinen Theil des Werks, und auch diesen nur in einer Abschrift nach

1) X. 207.

2) Seit 1851 ist indessen die Herausgabe des Ganzen durch Dr. W. Klose in der Theolog. Zeitschrift von Riedner begonnen.

3) XII. 520—21.

dem ersten Entwurfe des in seiner letzten Gestalt erst wenige Monate vor dem Tode des Verfassers neu abgeschlossenen Ganzen, zu freier Verfügung überließ. Die Wolfenbütteler Anstellung hatte mit einem Schlage alle nächsten Lebenspläne Lessings verändert. Sein neues Amt, die plötzliche Umwandlung aller seiner Lebensverhältnisse, die gelehrte Einsamkeit, zu der er sich jetzt verurtheilt sah, gaben ihm Anlaß Stimmung und Neigung, sich in Studien aufs Neue zu vertiefen, die er wenige Jahre zuvor für immer abgeschlossen und bei Seite gelegt zu haben meinte. Er machte seinen Freund Mendelssohn, als dieser ihn 1770 in Wolfenbüttel besuchte, mit dem in seinen Händen befindlichen Manuskripte bekannt, und gab ihm dasselbe zu genauerem Studium nach Berlin mit. Als er selbst im folgenden Jahre nach Berlin kam, wollte er dort dasselbe als Ganzes drucken lassen. Allein dieser Plan scheiterte an Censurschwierigkeiten, [1]) und Lessing nahm das Manuskript wieder mit nach Wolfenbüttel zurück, entschlossen es dort bruchstücksweise in seinen „Bibliothekarischen Beiträgen" heraus zu geben, für welche er sich Censurfreiheit ausbedungen hatte. Ehe wir ihm jedoch zu der Ausführung dieses Vorsatzes folgen, müssen wir den Standpunkt klar machen, von welchem aus der Verfasser der so berühmt gewordenen „Fragmente" bei seiner Polemik gegen das biblisch-dogmatische Christenthum ausging.

Dieser Standpunkt war der Deismus der englischen Freidenker. Der Geist der freien Forschung, des von allen Glaubensrücksichten und aller Bibelautorität sich lossagenden freien Denkens über die höchsten Fragen religiöser Erkenntniß, von Locke angeregt, von Collins, Lyons, Toland u. a. gefördert, hatte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur in England selbst entschiedenen Boden gefunden, sondern sich auch von dort nach Frankreich und zuletzt nach Deutschland verbreitet. Hier fand er, gegenüber der französischen Frivolität, die sich zum nackten Materialismus und Atheismus

1) XIII. 257—58.

steigerte, in dem deutschen Ernste seine wissenschaftliche Vertiefung. Unter den deutschen Deisten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. unter den Männern, welche die Erkenntniß aller religiösen Wahrheit rein auf die Vernunft stellten, die biblische Ueberlieferung als Menschenwerk der Kritik unterwarfen, und in den drei Ideen Gott, Tugend und Unsterblichkeit den alleinigen Inhalt aller Religion fanden, steht Hermann Samuel Reimarus, der Verfasser der Fragmente, als eine Epoche machende Erscheinung obenan. Er war in seinen früheren Schriften als ein entschiedener Gegner der leichtfertigen französischen Religionsspötterei öffentlich hervorgetreten, [1]) und ein langes Leben und Wirken hatte die tiefe Religiosität seines Gemüths und die sittliche Reinheit seines Wandels eben so wie die Gründlichkeit und den Ernst seines wissenschaftlichen Strebens bewährt. Es ist Alles gesagt, wenn wir hinzufügen, daß Lessing ihm nach allen diesen Seiten hin seine höchste Verehrung zollt, und es unbedenklich ausspricht: er habe von der blos vernünftigen Religion bei keinem Schriftsteller der Welt so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden als bei ihm. Die Charakteristik, welche Lessing hier und anderwärts von dem Verfasser der Fragmente als Gelehrtem und Menschen giebt, [2]) wird bestätigt und ergänzt durch das Zeugniß eines der trefflichsten Theologen unserer Zeit. Reimarus war, wie der Verfasser der Geschichte der Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich ausdrückt, [3]) in seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Haltung grundverschieden sowohl von der Leichtfertigkeit des Mauvillon-Unzerschen Kreises, wie von der pöbelhaft gemeinen Marktschreierei und Abgeschmacktheit der Bibelerklärerei eines Bahrdt und Consorten. Er war nicht ein Naturalist im Sinne Voltaire's, sondern ein aufrichtiger Deist, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner

1) Schwarz: Lessing als Theologe, S. 103.
2) IX. 416., X. 217.
3) Schwarz a. a. O. S. 104—105.

der Schrift, ein tüchtiger Orientalist und Archäologe, ein klarer, logisch geschulter Kopf, mißbrauchte er in seinem Werke, der Arbeit eines halben Lebens, die Bibel nicht zu geschmacklosen Travestirungen wie Bahrdt und profanirte sie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaurerische Umtriebe wie Jener, sondern suchte sie aus sich selber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widersprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intentionen auf den Grund zu kommen. Freilich war seine Kritik der rücksichtslosesten Art: eine solche wie sie nur möglich ist für den, welcher mit der Offenbarungs- und Inspirationsvorstellung d. h. mit der sogenannten positiven Religion völlig gebrochen hat.

Auf diesem Standpunkte befand sich Reimarus. Er, der berühmteste Anhänger der Wolffschen Philosophie, war der Erste, der die Wolffsche Vernunftreligion und Vernunfttheologie, welche bis dahin sich der positiven Religion und Theologie untergeordnet, ja deren Glaubenswahrheiten beweisen zu müssen und beweisen zu können geglaubt hatte, zuerst in ihrer Reinheit und Selbstgenügsamkeit hinstellte, und die positive Religion nicht als eine Ergänzung und Befestigung der natürlichen sondern vielmehr als eine Trübung und Schwächung derselben nachwies. Reimarus war für die Wolffsche Philosophie ganz dasselbe, was in unseren Tagen Strauß für die Philosophie Hegels. [1]) Seine Forschungen hatten ihn zu dem Resultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig sei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenso unmöglich als unnöthig sei. Diese Sätze nachzuweisen und dann im Einzelnen durch eine strenge Kritik der Offenbarungsurkunden selbst die Unabhängigkeit der Religion von diesen Schriften ins Licht zu setzen, das war die Aufgabe, die

1) Schwarz a. a. O. S. 105.

sich dieser „Heros des konsequenten Rationalismus“ in seinem Werke gestellt hatte, und auf deren Lösung auch die sieben in Lessings Händen befindlichen Fragmente desselben hinausliefen.

---

## Drittes Kapitel.

### Die Fragmente.

Ein kurze Uebersicht des Inhalts der Fragmente ist um so nothwendiger, als dieselben leider in den sämmtlichen Ausgaben der Lessingschen Werke fehlen, und daher unendlich weniger gekannt als genannt und verrufen sind.

Lessing ging bei der Bekanntmachung derselben eben so vorsichtig als methodisch zu Werke, indem er mit dem minder Anstoß Erregenden anfing, und so im Laufe von vier Jahren allmälig aufsteigend bis zu dem Kühnsten vorschritt. Er begann im Jahre 1774 mit dem ersten Schriftstücke, das den Titel: „Von Duldung der Deisten“ führte, und knüpfte dasselbe an seine in demselben Hefte der „Beiträge“ erscheinende Schrift über den von religiöser Intoleranz aus dem Christenthume hinausgetriebenen unglücklichen Adam Neuser, deren wesentlicher Inhalt von selbst auf das Thema jenes ersten Fragments hinwies. [1]) Der Fragmentist fordert in demselben für die Anhänger der Vernunftreligion wenigstens die Duldung, welche man Juden, Heiden und Türken nicht versage, während jetzt die vernünftigen Verehrer Gottes, wenn sie nicht heucheln wollten, aller möglichen Verketzerung und Verfolgung ausgesetzt seien. Denn Priester und Regierungen ließen sich selbst den krassesten Aberglauben, der doch noch immer Glaube sei, lieber gefallen als den Trieb nach

1) S. oben S. 120.

Vernunfterkenntniß, der immer und überall ihr Mißtrauen erwecke. Am schlimmsten sei das Geschrei der Geistlichen auf den Kanzeln, die alle Anhänger vernünftiger Ueberzeugungen sogleich dem Pöbel als ruchlose Menschen, Religionsspötter und Gotteslästerer bezeichneten." — Das zweite Fragment, welches mit vier anderen erst im Jahre 1777 erschien, behandelte dasselbe Thema mit direktem Bezuge auf „die Verschreiung der Vernunft von der Kanzel", wie der Titel lautete. Der Fragmentist wies nach, daß das Eifern gegen die edelste menschliche Fähigkeit, die Vernunft, als eine schwache, verdorbene, blinde, verführerische Leiterin, ebenso wenig dem Geiste Christi und seiner Lehre gemäß sei, als das beliebte Zurückgehen auf den Sündenfall Adams und Eva's und die daraus hervorgegangene Verderbniß, zur Beförderung des blinden Glaubens, der biblischen Ueberlieferung entspreche. Den vernunftverschreienden theologischen Kanzelhelden aber rief er zu: „Ihr macht Euch lächerlich durch den Widerspruch Eures Thuns, denn Ihr schmäht und lästert dieselbe Vernunft, deren Ihr selbst zu Euren Beweisen und Widerlegungen nicht entbehren könnt! Ihr verleidet Anderen den Gebrauch dessen was Ihr selbst für Euch in jedem Augenblicke anwendet, und seid damit um kein Haar besser wie die von Euch so verschrieenen katholischen Geistlichen, die den Laien das Lesen der Bibel untersagen, weil sie dieselbe allein lesen und nach ihrem Gefallen deuten wollen!"

Wenn so in den beiden ersten Fragmenten die Intoleranz und Vernunftverschreiung kritisirt wurden, so wendete sich der Fragmentist in den beiden folgenden gegen den letzten Grund jener Intoleranz, gegen die Offenbarungsvorstellung selbst. Die Unmöglichkeit einer Offenbarung d. h. einer über die natürlichen Kräfte hinausgehenden speciellen und direkten göttlichen Belehrung und Beseligung der Menschen ward ebensowohl als die Unzweckmäßigkeit derselben nachgewiesen. Der Mensch ist für eine solche Offenbarung gar nicht gemacht, und als der einzige Weg, auf welchem Erkenntniß allgemein werden kann, „bleibt die Sprache und das Buch der Natur die Geschöpfe

Gottes und die Spuren der göttlichen Vollkommenheiten, welche darin als in einem Spiegel allen Menschen, gelehrten und ungelehrten, Barbaren und Griechen, Juden und Christen, aller Orten und zu allen Zeiten sich deutlich darstellen." Das vierte Fragment richtet seine Kritik des Offenbarungsbegriffs speziell gegen die Bücher des Alten Testaments, und sucht den Beweis zu führen, daß dieselben nicht geschrieben seien, eine Religion zu offenbaren, und daß ihnen überhaupt der Charakter einer göttlichen, die Beseligung der Menschen bezweckenden Offenbarung fehle, was schon daraus hervorgehe, daß in ihnen weder die Lehre von der Unsterblichkeit noch die von der zukünftigen Belohnung und Bestrafung enthalten sei.

Diese ersten vier Fragmente enthielten die kritischen Grundprincipien des Verfassers. Die drei letzten beschäftigten sich mit deren spezieller Anwendung auf einzelne Partieen des alten und neuen Testaments. Das eine derselben zeigt die Unmöglichkeit des Herganges und die innern Widersprüche in der Erzählung des Durchgangs der Israeliten durchs rothe Meer, und die Mährchennatur anderer mosaischer Wunderberichte. Das zweite wendete sich gegen die neutestamentalische Auferstehungsgeschichte. Es zeigte die zahlreichen Widersprüche der verschiedenen Erzähler auf und gelangte zu dem Resultate: das Faktum der Auferstehung sei durchaus unglaubwürdig, und die historische Erklärung desselben liege in der Ansicht, welche der Evangelist Matthäus die Pharisäer aussprechen und nach welcher er sie handeln lasse. [1])

Aber „das Dreisteste und Stärkste" hatte Lessing sich zum Schlusse verspart. Diesen bildete das Fragment: „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger", welches er zu Anfang des Jahres 1778 als ein selbstständiges Buch veröffentlichte. Gegen dieses wie gegen das vorhergehende Fragment, das nur ein Theil des letzten war, richteten sich daher vorzugsweise die Angriffe der aus ihrer Ruhe

1) Evang. Matthäus XXVII. 62—66. u. XXVIII. 11—15.

aufgestachelten Theologie. Der Grundgedanke desselben ist [1]) folgender Das spätere Christenthum, das Christenthum der Apostel und Evangelisten ist ein anderes als die Lehre Christi selbst. Es ist gleichsam eine Ueberarbeitung, eine verfälschte durch die Noth der Umstände hervorgerufene Umgestaltung des ursprünglichen Zweckes Jesu, welcher noch ganz auf dem Boden des Judenthums, der jüdisch-sinnlichen Messiaserwartungen stand. Es ist ein Lehrsystem, entstanden aus Noth und getäuschter Hoffnung, und die Beweise welche für das umgestaltete und spiritualisirte Christenthum von den Evangelisten geführt werden, sind daher alle nicht stichhaltig. Die Auferstehungs- und Himmelfahrtserzählungen sind erfunden; die Prophetenstellen des A. T. welche auf den leidenden Messias, auf Tod und Auferstehung, auf ein geistiges universales Christenthum bezogen werden, passen nicht, und sind eben nur willkürliche Deutungen der Apostel, deren „verändertes System" solche Willkür der Deutung nöthig machte. Sie, die Apostel und Jünger Christi, waren bis zum Tode Jesu sämmtlich erfüllt von dem ursprünglichen Lehrsysteme Christi, das sich ganz innerhalb der national-jüdischen Hoffnungen und Vorstellungen hielt, die Erfüllung des messianischen Reichs im Sinne der Juden, d. h. eine Erlösung des jüdischen Volks aus der Knechtschaft und die Aufrichtung eines mächtigen theokratischen Reichs versprach, und nur den Glauben an ihn, als den erwarteten und verheißenen Helfer und Erwählten Gottes forderte. Erst der Ausgang seines Unternehmens durch seinen Tod zerstörte ihre Hoffnung „auf den zwölf Stühlen Israels zu sitzen", und in Folge desselben sahen sie sich gezwungen, ihr ganzes System zu ändern, und statt des weltlichen sieggekrönten, den leidenden, auferstandenen und zum Gerichte wiederkehrenden Messias zu lehren, und nicht ihr neues System nach der Geschichte und den Thatsachen, sondern diese nach jenem zu gestalten und umzubilden. Die kritische Lectüre der

1) Nach Schwarz a. a. O. 113.

Evangelien bestätige die Zwiespältigkeit zwischen der wirklichen nur noch schwach hindurchschimmernden Geschichte und der tendenziösen Ueberarbeitung. Hier sei das neue System von dem leidenden geistlichen Erlöser in Jesu eignen Worten klar und dürr vorgetragen, während von seiner ursprünglichen Absicht nur noch wenige und dunkle Spuren vorhanden seien.

---

## Viertes Kapitel.

### Lessings Stellung zu den Fragmenten.

Rücksichtslose Freiheit einer nur die Wahrheit im Auge haltenden Kritik, völliger Bruch mit den dogmatischen Vorstellungen von Inspiration und Offenbarung, gänzliche Hingebung an eine reine Vernunftreligion, als deren Trübung und Verunreinigung jede positive Religion erschien, und die vollständige Unabhängigkeit der Vernunftreligion von der biblischen Ueberlieferung — bildeten die Grundsteine des Standpunktes, auf welchem sich der Fragmentist befand; und diesen Standpunkt theilte Lessing durchaus. Auch die formale Tüchtigkeit des Fragmentisten zu seinem großen Werke, seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen wissenschaftlichen und sittlichen Ernst der Wahrheitsforschung ehrte er durch die Anerkennung, daß unter all' den zahlreichen Angreifern der positiven Religion, dieser dem Ideale eines echten Bestreiters derselben am nächsten gekommen, und nur zu wünschen sei, daß er auch bald einen Mann erwecke, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion ebenso nahe komme. [1])

Anders dagegen stellte sich Lessing zu dem Inhalte der Frag-

1) X. 12.

mente selbst und zu den Folgerungen, welche der Fragmentist aus seinen Beweisführungen ziehen zu dürfen meinte. Die Anmerkungen und Zusätze freilich, mit denen er die Fragmente begleitete, und in denen er bald von dem allgemeinen christlichen Bewußtsein aus die Sache des Glaubens zu wahren, bald kritische Ausstellungen und Widerlegungen anzubringen und überhaupt auf mannigfache Weise „dem ersten panischen Schrecken kleinmüthiger Leser zu Hülfe zu kommen suchte", darf man nicht lesen und beurtheilen, ohne sich des Winkes zu erinnern, den er brieflich seinem Bruder gab: er möge bedenken, daß darin gar Vieles nicht als seine wirkliche abgeschlossene Ueberzeugung, sondern oft nur als eine gymnastische Geistesübung gesagt und anzusehen sei. Er will mit seinen Einwürfen nur neue Anregungen geben, zu weiterer Forschung aufstacheln, nicht eigne fest formulirte Ueberzeugungen hinstellen. In diesem Sinne sehen wir ihn scheinbar selbst für die gläubige Orthodoxie Partei nehmen, deren Konsequenz er überhaupt wohl zu schätzen wußte und der verächtlichen Halbheit der sogenannten aufgeklärten Theologie seiner Zeit bei Weitem vorzog. Wenn der Fragmentist die Göttlichkeit des alten Testaments durch die Unvollkommenheit ihres Inhalts erweisen zu können meinte, so stellte Lessing dagegen die Behauptung auf, daß dieser Schluß ein unrichtiger sei, und daß der göttliche Ursprung einer Schrift ebensowenig durch die Vollkommenheit der in ihr niedergelegten Lehren erwiesen, als durch ihre Unvollkommenheit widerlegt werde. Denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte, von ihm zweckmäßig angeordnete sein, weil sie eben als dem Bildungszustande der Menschen entsprechend in den Erziehungsplan Gottes hineingehöre.[1]) Mit dieser Vertheidigung der Offenbarung unterbaute er dieselbe freilich in einer Weise, welche dem orthodoxen Begriffe derselben einen ganz andern, den Begriff einer Erziehung des Menschengeschlechts unterschob. Zu der Kritik

1) Schwarz a. a. O. S. 120. Lessing Werke X. 27—28

ferner, welche der Fragmentist an den einzelnen Punkten der biblischen Ueberlieferung übte, verhielt sich Lessing überwiegend zustimmend. Er setzte das Verfahren desselben hoch über die lächerlichen und unwürdigen Vereinigungsversuche, mit denen die Theologie eine Harmonie der augenfälligsten Widersprüche herzustellen unternahm; aber in der Anwendung jener kritischen Ergebnisse, in dem Schlusse, welchen der Fragmentist aus denselben zog, in der ganzen historischen Auffassung, welche für denselben daraus resultirte, wich Lessing weit von ihm ab. Dem Fragmentisten erschienen die Schriften der Evangelisten als bewußte Verfälschungen der geschichtlichen Wahrheit; für Lessing, der jene Betrugshypothese entschieden verwarf, und den Irrthum und den Begriff des Mythus an ihre Stelle setzte, enthielten sie, trotz aller Widersprüche, die er auf Rechnung einer den Begebenheiten selbst schon ferner stehenden Zeit der schriftlichen Aufzeichnung setzte, dennoch einen echten historischen Wahrheitskern. Für den Fragmentisten endlich fiel der Werth des Christenthums als positive Religion mit jenen Stützen seiner göttlichen Beglaubigung durch Wunder und erfüllte Weissagungen. Für Lessing dagegen folgte aus dem Zusammenbrechen jener Stützen nur, daß solche Stützen nicht die wahren, daß die orthodoxe Beweisführung für die Göttlichkeit des Christenthums nicht die rechte sei, und daß der Christ sich vielmehr an das ewig gegenwärtige Zeugniß der innern Wahrheit halten müsse, welche dem Christenthum inne wohne. Selbst wenn sich auf alle Einwürfe und Schwierigkeiten des Fragmentisten schlechterdings nichts antworten ließe, so möge das vielleicht den gelehrten Theologen in Verwirrung setzen, aber gewiß nicht den Christen. Denn „was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt! Wenn der Paralytische die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von Beiden Recht hat?“ [1])

1) X. 9—10.

„Kurz," fährt Lessing fort: „der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion."

Dieser Satz führt uns in den Kernpunkt des Fragmentenstreits und der gesammten Lessing'schen Theologie. Es ist das Verhältniß zwischen Bibel und Christenthum um das es sich vorzugsweise handelt. Dieses Verhältniß im Sinne jenes Satzes unwiderleglich nachgewiesen und für alle Zeiten festgestellt zu haben, ist Lessings, des Theologen, unsterbliches Verdienst. Er that es in der Schrift „Axiomata", [1]) in welcher er seine Grundgedanken in zehn Sätze formulirt zusammenfaßte und begründete. Wir werden weiterhin auf dieselben zurückkommen. Er war selbst jener „zuversichtliche Sieger", mit dem er den echten Christen vergleicht, der die Festungen liegen läßt und das Land einnimmt, während der Theologe, der furchtsame Soldat, sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekommt. [2]) Das Christenthum, die Religion Christi, ist das Land; die Einwürfe gegen die Bibel und ihre Wunder als vermeintliche Grundlage und Stütze dieser Religion sind die Festungen. Aber das Christenthum ist vielmehr die Grundlage der Bibel, nicht umgekehrt die Bibel die Grundlage des Christenthums. Sie ist ein Volks- und Erziehungsbuch, ein Elementarbuch der Menschheit, eine Schrift für die Zeit, vielleicht für eine sehr lange, aber nicht für die Ewigkeit. Das Christenthum dagegen ist ein reiches, lebensvolles, universales Prinzip, und als solches der schöpferische Grund einer Fülle von Erscheinungen, nicht aber an irgend eine derselben als an seine Grundlage gebunden. [3]) Lessing bestreitet und leugnet daher auch nicht, wie der Fragmentist, die Wundererzählungen des neuen Testaments,

1) X. 133—165.
2) X. 150.
3) Schwarz a. a. O. S. 146. 151.

sondern nur den Werth nnd die Beweiskraft derselben für uns. Er hielt es für unbillig und unklug „auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion zu gründen, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen. „Er nimmt für die Kritik das volle Recht der Anwendung auf die Bibel in Anspruch, weil kein Resultat auch der rücksichtsloseſten Kritik den Kern des Christenthums selbst zu berühren, dem Christenthum selbst Gefahr zu bringen vermag. Denn dieser Kern des Christenthums ist ewiger Natur. [1]) „Das Christenthum," ruft er einmal aus, „geht seinen ewigen allmäligen Schritt, und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phasen desselben, die sich nicht anders erhalten können als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne, Planet und Betrachter auf demselben Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung."

Indem Lessing so die bisherige protestantische Vorstellung von der Bibel als der alleinigen Grundlage des Christenthums unnachsichtlich als eine irrige erwies, weil alles Historische seiner Natur nach unsicher, und dem Zweifel, der Kritik unterworfen sei, und deshalb niemals Grundlage des Glaubens, der Beseligung, Versöhnung und Beruhigung des Innern sein könne, ward er der Befreier des Christenthums von der Geschichte sowohl, wie von der Kritik der geschichtlichen Grundlagen. Und indem er das innerliche Christenthum „die Religion Christi, die Religion, welche jeder mit ihm gemein haben kann", trennte von der „christlichen Religion", d. h. von der Religion, „die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht", [2]) wurde er der Befreier der ersteren von der letzteren, der Neubegründer der ewigen Religion

1) XI. 512.
2) XI. 603.

der Liebe, des ethisch praktischen, allein auf das religiöse Gefühl begründeten Christenthums, das keine Kritik zu schädigen, kein Zweifel zu verkümmern vermag. Dieses Christenthum der Liebe, der Duldung, der Humanität, dessen einziges Evangelium das Testament des Apostels Johannes[1]) in jenem: „Kinder liebt Euch unter einander!“ bildet, war das Christenthum seiner Jugend, zu welchem der gereifte Mann zurückkehrte, „das praktische, einfache, aufopfernde Christenthum des Herzens“, das auszuüben freilich schwerer sei, als die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen. Die Bekenner dieses Christenthums haben mit den Theologen nichts zu schaffen. „Ich habe noch immer“, ruft Lessing aus, „die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten.“ Diese Religion, die wir später als den Grundgedanken seines unsterblichen „Nathan“ finden werden, hält sich an die Früchte, die das Christenthum getragen. „Soll ich mich, ruft er aus, an diesen Früchten nicht sättigen dürfen, weil ich alle die frommen Sagen, über die Art wie der Same ausgestreut, nicht eben leugne, sondern nur an ihren Ort gestellt sein lasse?“ [2]) Die historischen Aeußerlichkeiten sind ihm das Vergängliche, der sittlich-religiöse Gehalt das Bleibende des Christenthums; jene bilden nur das zeitliche Baugerüst für den ewigen Bau selbst. „Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubte!“ Nach einem andern in der herrlichen Parabel von dem Palaste[3]) ausgeführten Bilde ist ihm die Bibel nur einer der alten Grundrisse, dem Vieles in der Ausführung nicht mehr entspricht, während ihn die zankenden Theologen für den Bau selbst nehmen. Diese Parabel, die Lessing selbst zu dem Besten zählte, was er geschrieben,[4])

1) X. 39.
2) X. 38.
3) X. 122—124.
4) X. 132.

war auf nichts Geringeres angelegt, als auf eine bildliche Darstellung der ganzen Geschichte der christlichen Religion, gerichtet gegen die Verkehrtheit der biblischen Orthodoxie, die das Christenthum in der Bibel eingeschlossen und mit ihr abgeschlossen erklärte und mit ihr stehen und fallen ließ, statt in demselben eine lebendig ewig fortschreitende Geistesmacht, ein unendlicher Entwickelung fähiges Prinzip zu erkennen. Der Palast ist das Christenthum; die verschiedenen Grundrisse sind die Kirchen und Sekten. Bei dem geringsten Lichtscheine glauben die Wächter dieser Grundrisse den Palast in Gefahr; aber statt zum Löschen des vermeinten Brandes zu eilen, retten sie nur ihr Kostbarstes, jeder seinen Grundriß; und über dem Zanke wo es eigentlich in dem Palaste brenne, hätte dieser wirklich abbrennen können, wenn nicht — die erschrockenen Wächter ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten hätten.

Wenn Lessing so dem theoretischen das praktische, dem äußerlichen das innerliche Christenthum gegenüber stellte und in dem letzteren die höhere, über alle trennenden Sektenunterschiede und theoretischen Streitigkeiten übergreifende Macht erkannte, so war ihm das Gefühl, auf das er sein Christenthum basirte, eben nur die keiner äußerlichen Wahrheitsbeweise bedürfende unerschütterliche Selbstgewißheit des religiösen Gewissens, der unzertrennliche Begleiter der alles einzelne Thun adelnden Gesinnung, das keinen eignen Inhalt für sich hat, sondern nur dem religiös-sittlichen Inhalte die Form der Sicherheit, Fertigkeit und Unumstößlichkeit verleiht.[1] Lessings Religion, „die Theologie himmlischen Ursprungs", wie er sie nennt, war in den zwei Sätzen enthalten: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der Liebe. Und hier ist es wo wir auf die von Lessing früher angedeutete[2] innere Verwandtschaft der Religion mit dem Schönen, des religiösen mit dem Schönheits-

1) Schwarz a. a. O. S. 160.
2) S. oben S. 28.

gefühl zurückweisen dürfen, die er in dem erhabenen Satze aussprach: „Nur die mißverstandene Religion kann uns vom Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt!“

## Fünftes Kapitel.

### Der Kampf mit Goeze.

Die Absicht, welche Lessing zur Veröffentlichung der Fragmente bewogen hatte, ward erfüllt. Die Wirkung war ungeheuer. Seit den Zeiten der Reformation hatte kein theologischer Streit so allgemeine Theilnahme erregt, wie derjenige, welcher sich jetzt in der durch die Fragmente angeregten Erörterung der Grundfragen des Christenthums entspann und in einer Fluth von Streitschriften aller Art Luft machte. Die Aufregung gegen den Störer des faulen Friedens, in welchem sich die damalige Theologie aller Parteien bisher gewiegt hatte, war maßlos. Wie der große Preußenkönig seiner Zeit stand Lessing in dem Kampfe, der sich wider ihn erhob, allein: ein einziger Mann gegen eine Welt in Waffen, nur mit dem Unterschiede, daß er nie geschlagen, immer Sieger war.

Wenig über ein einziges Jahr währte dieser Kampf; denn fast Alles, was Lessing für die Theologie erkämpft, oder als fruchtbaren Samen für folgende Jahrhunderte ausgestreut hat, liegt innerhalb des einen Jahres 1778. Aber der Ausgang war entscheidend für die Sache der Geistesfreiheit aller späteren Zeiten.

Der Mann aber, welchen er in den Mittelpunkt dieses Kampfes stellte, und dessen Namen er dadurch wie den des Halleschen Klotz unsterblich gemacht hat, war der Hamburger Hauptpastor Johann

Melchior Goeze. Auf ihn entlud er, wie Schwarz sagt, die ganze Gewalt seines Wahrheitseifers, und erhob ihn für alle Zeiten zum Träger und Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft. „Lessing brauchte einen solchen Gegner, in welchem die theogische Verketzerungssucht, mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit, ihrer scheinheiligen Beseelsorgung gleichsam Fleisch und Blut geworden war. Er brauchte ihn, um die moralische Karikatur eines solchen Wesens in voller dramatischer Lebendigkeit zu unvergeßlichem Andenken seiner Nation vorzuführen; und sein Scharfblick griff in der That aus dem Gewühl der Gegner gleich zu Anfang den rechten heraus.“ [1])

Johann Melchior Goeze, geboren zu Halberstadt 1717, seit 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, war in der That ein Prachtexemplar seiner Gattung. Lessing hatte bereits in Hamburg zu einer Zeit wo ihm theologische Streitigkeiten ferner als Alles lagen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht, ja sogar nicht ungern mit ihm verkehrt. Goeze war in seiner Beschränktheit wie in seiner starren Orthodoxie und seinem fanatischen Zelotismus, mit dem er alles verfolgte, was der altlutherischen Dogmatik widersprach, doch ein Mann aus einem Stück und Gusse. Schon darum interessirte er Lessing, dem alle Halbheit zuwider, und dem strenge Konsequenz selbst bei solchen ein Gegenstand der Achtung war, die von seinem eigenen Standpunkt durch eine Welt geschieden waren. Er scheint ihn mit demselben Interesse wie ein Naturforscher ein seltenes Exemplar einer gewissen Gattung studirt zu haben. Die persönliche Bekanntschaft Goeze's war ihm merkwürdig genug, um den Tag derselben in seinem Tagebuche zu vermerken. [2]) Er besuchte ihn am 24. Januar 1769 auf seine wiederholte Einladung und fand an ihm, wie er sich ausdrückt, „einen in seinem Betragen sehr natür-

1) Schwarz S. 127.
2) XI. 302—304.

lichen und in Betracht seiner literarisch bibliographischen Kenntnisse gar nicht unebenen Mann.“ Lessing war von Natur der leichtlebigste der Menschen und im gewöhnlichen Leben ein Virtuose im Verkehr mit Leuten des verschiedensten Schlages. Goeze seinerseits besaß, wo er nicht gereizt wurde, eine gewisse derbe Bonhommie, hatte nicht verächtliche bibliothekarische Spezialkenntnisse, die grade damals Lessing, der so eben den Ruf nach Wolfenbüttel angenommen hatte, sehr interessirten, und führte gute Rheinweine; denen Lessing auch nicht abgeneigt war. Dazu kam, daß der Hamburger Hauptpastor den berühmten Schriftsteller als ein großes Genie und einen seltenen Gelehrten aufrichtig hochschätzte, und an dem Umgange mit dem zu bereitwilligster Mittheilung seiner ausgebreiteten Kenntnisse stets aufgelegten heiter bequemen Manne, der ihn in seinen Ansichten ohne Widerspruch gewähren ließ, großen Gefallen fand. In seiner fanatischen Schrift gegen das Theater und die Sittlichkeit des Schauspiels wider einen Pastor Schlosser, welcher es sich hatte beikommen lassen, Komödien zu schreiben, hatte Goeze (1769) Lessing nicht nur einen geschickten und edeldenkenden Mann genannt, sondern auch seine Dramen von dem allgemeinen Verdammungsurtheile ausdrücklich mit den Worten ausgenommen, daß hier das Werk den Meister lobe. Lessing hielt sich jenem pastoralen Theaterstreite fern. Er hatte das Interesse an der Sache verloren, seit das Hamburger Unternehmen so schmählich Schiffbruch gelitten. Seine Berliner Freunde sagten damals scherzhaft von seinem Verkehr mit dem grimmen Feinde des Theaterwesens: Goeze habe ihn bekehrt, [1]) und Ehren Klotz ließ es sich nicht entgehen, seinen Feind über diese Freundschaft mit dem berüchtigten Hamburger Zeloten zu verlästern. Aber auch jener Streit: ob ein Prediger Komödien oder ein Komödiendichter Predigten machen dürfe, interessirte ihn nicht. Wir wissen, daß er die erste Frage durch ein: „Warum nicht? wenn er kann“, und

1) XIII. 196.

die zweite durch ein: „Warum nicht? wenn er will“ beantwortete, als Goeze zehn Jahre später jenen Theaterstreit wieder aufs Tapet brachte.[1]) Zudem war Goeze auf diesem Gebiete kein Gegner, mit welchem ein Lessing streiten mochte. Er war ihm in seinem fanatischen Zorne gegen das Theater vielmehr eine komische Figur, wie denn in der That Goeze's Feindschaft gegen das Schauspielwesen damals eine sehr komische Scene herbeiführen half. Ein fremder Offizier, welcher der Vorstellung der Lessing'schen Minna von Barnhelm in Hamburg beiwohnte, ward von dem Stücke so ergriffen, daß er den Wunsch aussprach, den Verfasser kennen zu lernen. Ein bekannter Hamburger Witzbold Namens Dreyer, von Loewen der deutsche Rochester genannt, bezeichnete dem Frager den Senior Goeze. Der Auftritt, welcher dadurch herbeigeführt wurde, daß dieser in demselben Augenblicke, wo er im vollen Kampfe gegen das Theaterwesen begriffen war, einen Huldigungsbesuch als Theaterdichter empfing, war ebenso komisch, wie die Auflösung des Ganzen durch den Humor des Anstifters der Verwirrung, der, als er am andern Tage sich plötzlich von dem Offizier mit Stockschlägen angegriffen sah, im Triumpfe über die gelungene Schelmerei blos ausrief: „Ah! Sie sind dagewesen! Sie sind dagewesen! das freut mich!“ —

Bei Lessings Abgange von Hamburg schied das ungleiche Paar als gute Freunde. Lessing täuschte sich indeß nicht über die wahre Natur des Mannes, der fortwährend mit allen freieren Theologen in wüthendem Kampfe lag, und die Semmler, Wettstein, Teller, nicht minder wie die Basedow, Bahrdt und Dreier in zahlreichen Streitschriften seinen eifernden Zorn empfinden ließ. Er schrieb bald darauf über ihn in seinem Tagebuche die Bemerkung nieder: „daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semmler, Basedow

1) X. 175.

und Teller ein Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt." [1]) Diese Ueberzeugung war nur allzu begründet. Bald nach Lessings Abgange hatte Goeze mit seinem Hamburger Amtsbruder Alberti, der das Verbrechen begangen hatte, aus dem Kirchengebete die Verfluchung der Heiden auszulassen, und in seiner Schrift über die Religion den Teufel nicht ausdrücklich anzuerkennen, eine Polemik begonnen, die er in der rohesten Art von der Kanzel herab so lange fortsetzte, bis er den würdigen Alberti ins Grab geärgert hatte. [2]) Ja er scheute sich nicht, an eben dieser Stelle den Pöbel gegen den Ketzer zu hetzen und noch am Begräbnißtage desselben seinem Grimme wider den Verstorbenen Luft zu machen. Nur Lessing erfreute sich fortwährend der Achtung und Zuneigung des gefürchteten Zeloten, der es ihm nicht vergessen hatte, daß Lessing beim Beginne des Streits mit Alberti privatim seine Partei genommen hatte, [3]) wenngleich dies in einem Sinne geschehen war, den ein Goeze weit entfernt war auch nur fassen zu können. Als Lessing über die Entdeckung und Herausgabe des Berengar von allen Theologen „mit ihrem schaalen Lobe" überschüttet wurde, blieb Goeze nicht zurück mit seiner öffentlichen Anerkennung des „berühmten Mannes", der hier „aufs neue bewiesen habe, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles was er vornehme wohl gerathe." Er besuchte ihn sogar um diese Zeit in Wolfenbüttel, doch verfehlten sie sich gegenseitig, da Lessing an dem Tage sich in Braunschweig befand. Bald darauf aber änderte sich dies Verhältniß. Goeze hatte sich mit der Bitte um eine bibliothekarische Gefälligkeit an Lessing gewendet. Sein Brief traf diesen am Sterbebette seiner Gattin und blieb deshalb unbeantwortet. [4]) Goeze ge-

1) Karl Lessing I. S. 219
2) X. 232.
3) Man lese die Erzählung davon von Nicolai in Lessings Werken VIII. 310.
4) Karl Lessing 401—403

rieth über eine solche Vernachlässigung, deren Ursache er in die Ungefälligkeit und den Hochmuth des „Hofraths“ setzen zu müssen glaubte, auf das äußerste in Harnisch; und wenn es gleich gewiß ist, daß er auch ohne dies die Veröffentlichung der Fragmente angegriffen haben würde, so ward doch die Heftigkeit mit welcher er es that, durch jene persönliche Gereiztheit noch um Vieles verstärkt. Schon aus der Art und Weise, wie der Hamburger Hauptpastor den Dichter des Werther angefaßt hatte, den er in den rohesten Ausdrücken als einen Sittenverderber und Jugendverführer denunzirte,[1]) mochte Lessing voraussehen, was seiner wartete. Goeze sah mit dem neuen Geiste, der sich damals in der schönen Literatur, wie in der Wissenschaft zu regen begann, „ein neues Sodom und Gomorrha“ einbrechen, und war in dem Kampfe gegen jede Erscheinung dieses neuen Geistes überall voran. Zwar hatte er die beiden ersten Fragmente ruhig vorübergehen lassen, dafür aber stürzte er sich über die im Jahre 1777 herausgegebenen Bruchstücke mit dem ganzen Fanatismus seines Zionseifers. Aber indem er den nur für die gelehrten Forscher bestimmten Prozeß vor das Forum des Volkes brachte, versetzte er Lessing in die Nothwendigkeit, auch seinerseits aus einer gelehrten Frage eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur zu machen, und zog die Blitze der Lessingschen Polemik über sein Haupt, die ihn und seines Gleichen zerschmetterten, während sie zugleich das alte dogmatische Zion vollends in Flammen versetzten. —

Ehe er sich gegen Goeze wandte, hatte Lessing bereits zwei andere Angreifer des Wolfenbütteler Fragmentisten abgefertigt: zuerst den Hannoverschen Direktor Schumann durch die beiden Schriften: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft“, und „das Testament Johannes“, und unmittelbar darauf den Wolfenbütteler Superintendenten Reß, „seinen Nachbar“, wie er ihn nennt, in einer

1) Johann Heinrich Merck. Ein Denkmal von Ad. Stahr, S. 50.

Gegenschrift, welche er „Duplik“ nannte, weil er sich und die Apostel als den angegriffenen Theil darstellte.[1]) In dieser letzteren Schrift war es, wo er gegenüber dem starren Glaubenszwange und dem Festhalten an überlieferten Wahrheiten, den Werth und das Wesen des denkenden Menschen als das ewige Forschen und Suchen der Wahrheit mit den begeisterten Worten proklamirte: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, welche er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“ —

Lessing war mit dem letztgenannten Gegner etwas hart verfahren. Aber abgesehen davon, daß der alte schwache Mann gleich der überwiegenden Mehrzahl der anderen Angreifer dem Fragmentisten geradezu absichtliches und wissentliches Verkennen der Wahrheit vorgeworfen hatte, — ein Vorwurf, der auf Lessing selbst schwer zurückfiel,[2]) — war auch die Art und Weise wie von einem Reß und den Theologen gleichen Schlages in diesem Streite Vernunft und Schrift gemißhandelt wurden, von der Art, daß Lessing am Schlusse der Duplik gelobte: es sich nie wieder auch nur vorzunehmen, solchem Verfahren gegenüber gleichgültig zu bleiben. Denn wenn in solchem Falle der Mensch nicht warm werden dürfe, so dürfe er es niemals.[3]) Dies Gelöbniß hielt er in dem jetzt folgenden Kampfe,

1) X. 120.
2) X. 60—61.
3) X. 121.

zu dem ihn Goeze herausforderte, und der jene unsterblichen Streitschriften hervorrief, welche die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, verbunden zeigen mit dem Gesinnungsadel, der Schwungkraft und Geistesfülle des edelsten und größten Charakters, den die deutsche Nation hervorgebracht hat, und die eben deshalb dieser Nation ein unvergängliches Besitzthum bleiben werden.

Daß Lessing, der die Anonymität des Fragmentisten gegen alle Zudringlichkeit der Goeze und Consorten streng aufrecht erhielt, [1]) sich genöthigt sah moralisch für ihn einzustehen, war natürlich. In das Geheimniß der Autorschaft, das erst in unseren Tagen vollständig gelüftet worden ist, waren damals nur wenige Wissende, wie Hamann und Herder eingeweiht. Die Masse der Gegner aber dachte nicht von fern daran, daß der berühmte Reimarus der Verfasser sei; ja sie protestirte ausdrücklich gegen den Verdacht, daß ein solcher Mann, von so unbezweifelter Reinheit und Würde des sittlichen Charakters und von einer so unbestrittenen Gelehrsamkeit, als Verfasser eines solchen Werks anzunehmen sein könne; [2]) und insofern hätte sich allerdings Lessing seine Aufgabe durch eine Kundgebung des Namens beträchtlich erleichtern können. Aber da es doch wiederum gerade die große wissenschaftliche und gelehrte Ueberlegenheit des Fragmentisten war, welche die auf solche Angriffe des positiven Christenthums nicht gefaßten, für sie nicht gewaffneten theologischen Zeloten in Verzweiflung setzte, so war es ebenso natürlich, daß sie sich durch Schmähen und Schimpfen zu helfen suchten, wo die Mittel zu wissenschaftlicher Widerlegung nicht ausreichten. Und zwar richtete sich die Wuth ihres Zorns nicht blos gegen den Fragmentisten selbst, sondern ebenso, ja in noch höherem Grade gegen dessen Herausgeber. Es half diesem nichts, daß er von vorn herein

1) X. 219.
2) X. 222.

erklärte, daß er keineswegs die Sache des Fragmentisten in allen Stücken zu der seinigen mache, ja daß er ihn in mehreren Punkten direkt bestritt und widerlegte. Noch weniger vermochten sie anzuerkennen, daß er die Fragmente selbst nur im Interesse der wahren Religion und des echten Christenthums herausgegeben habe. Vielmehr erklärte Goeze geradezu das Gegentheil. „Er habe", sagte er, „Lessings Einwürfe gegen den Fragmentisten mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, so grob und frech lästernden Verfassers." Er forderte ihn auf, „seine Todesstunde zu bedenken", und sich den „Weg zur Buße" nicht zu verschließen, wegen des Giftes und der Aergernisse, die er in die Welt gebracht, kurz er behandelte Lessing wie einen armen Sünder, den ein Seelsorger in die Kur nimmt, um ihm das Gewissen zu rühren, während er schließlich mit der Staatspolizei droht. — Goeze hatte die ersten seiner Angriffe in den berüchtigten Hamburger „Schwarzen Zeitungen" direkt gegen ihn gerichtet. Er hatte dieselben durch jenes Organ nicht nur in allen Dörfern und Schenken verbreitet, sondern sie auch gesammelt in einem eigenen Rundschreiben als eine Art Hirtenbrief [1]) an alle gläubigen Christen ergehen lassen.

Darauf konnte Lessing nicht schweigen. Er nahm den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh auf, und antwortete zunächst mit der schon oben erwähnten „Parabel" und der „Bitte", [2]) in welcher letzteren er seinem Gegner bewies, daß derselbe ihm Unrecht gethan habe, und ihn aufforderte, dies Unrecht durch ein offenes Eingeständniß zurück zu nehmen. Allein während er noch mit dem Drucke dieser beiden Schriftstücke beschäftigt war, die er wohl ihres versöhnlichen Tones halber friedliche Blätter nennen durfte, [3]) erreichten ihn

1) Unter dem Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derselben. 1778.

2) X. 125—128.

3) X. 125.

die letzten Nummern der Goeze'schen Zeitung, in welchen der leidenschaftliche Zelot jeden Gedanken an friedliche Ausgleichung weit von sich weg geworfen hatte. Jetzt erließ Lessing sein „Absagungsschreiben", [1]) in welchem der Geist seines gerechten Zornes zum vernichtenden Sturme anschwoll. Nie, weder vorher noch nachher, hat die deutsche Sprache ein ähnliches Denkmal edelster Leidenschaft hervorgebracht, als diese „ritterliche Absage", in deren Flammenergusse die ganze Gluth seiner Seele dahinströmt. Nicht nur, daß er selbst sich auf den Standpunkt eines wahren Vertheidigers der Lutherischen Kirche stellte: er sprach seinem Gegner, der sich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen Lutherischen Papst gerirte, jeden Funken Lutherischen Geistes, jedes Verständniß des Lutherischen Systems ab. Wahrhaft erhaben ist die Apostrophe, die er bei dieser Gelegenheit an den großen Reformator selber richtet, „den er am liebsten zu seinem Richter haben möchte": „Luther Du! Großer verkannter Mann! Und von Niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest: wie es Christus selbst lehren würde!" — „Bis dahin, so wendet er sich wieder an seine Angreifer, — bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kommt, gewiß! gewiß!" möchte er lieber den ganzen Streit ruhen lassen, wenn das einem solchen Widersacher gegenüber möglich wäre, dessen Bild er in den folgenden zerschmetternden Worten zeichnet: „Nicht daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden wenn Gott will giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralver-

1) X. 129—132.

hetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an ihre freiwilligen Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder wenn ich auch könnte verwehren wollte! So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat." Nur eins will er nicht länger ertragen, den Stolz, welcher den Fragmentisten wie einen unwissenden Schulbuben behandle; „denn Mann gegen Mann — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwiegen vermögend sind."

Lessing war entschlossen, den Kampf, zu dem ihn Goeze provozirt, nicht eher zu beenden, bis er den Gegner für immer zu Boden gebracht habe. „Schreiben Sie Herr Pastor, — so schloß er seinen Absagebrief, — schreiben Sie und lassen Sie schreiben so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch! Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!"

Und er hat Wort gehalten.

Die erste Streitschrift wider den Hamburger Zionswächter waren die dem Fehdebriefe auf dem Fuße folgenden „Axiomata", d. h. wie Lessing es erklärt, Sätze, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln.[1] Diese Sätze, zehn an der Zahl, welche Lessing gegen die Angriffe seines Gegners aufrecht erhielt, sind folgende: 1) Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. — 2) Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. — 3) Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion. — 4) Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.[2] — 5) Auch

1) X. 133.

2) „Der geringste Fingerzeig, dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord." X. 135.

war eine Religion ehe eine Bibel war. — 6) Das Christenthum war ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche ehe der ganze Kanon zu Stande kam. — 7) Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. — 8) War ein Zeitraum, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. — 9) Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. — 10) Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. [1])

Seinen persönlichen theologischen Standpunkt bezeichnet Lessing in dieser Schrift auf eine Weise, welche an seine berühmte Erklärung in Bezug auf seinen Dichterberuf erinnert. „Ich bin Liebhaber der Theologie und nicht Theologe. Ich habe auf kein bestimmtes theologisches System schwören müssen; mich bestimmt nichts, eine andere Sprache als die meinige zu reden, und ich bedaure alle ehrlichen Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Nur, fügt er hinzu, müssen diese ehrlichen Männer andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit dem sie selbst an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als sie verachten." Wahrhaft erhaben wird seine Sprache aber da, wo er bei der Vertheidigung des siebenten Satzes Goeze's zuversichtliche Frage beantwortet: ob wohl

1) X. 136—165.

jemals ohne die neuteſtamentaliſchen Bücher eine Spur von dem was Chriſtus gethan und gelehrt, übrig geblieben ſein würde? „Gott behüte mich, ruft er aus, [1]) jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage gradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorſagte; geſchweige da es mir ein Lutheriſcher Paſtor in den Mund legen will. Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann, und nur Deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die Du nicht aufzuſchreiben, die Du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſein? Sind die Bücher der einzige Weg die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſätzlichen und unvorſätzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt, ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt nicht ebenſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger Deines Wortes ſein will, und ſo keck vorgiebt, daß Du Deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den Du Dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde!“ Mit dem ſchwungvoll erhabenen Ernſte ſolcher Stelle wechſelt dann wieder der heiterſte Humor, wie z. B. wenn er bei dem achten Satze der ſich fortwährend über ihn ver-

1) X. 147.

wundernden Pastoralweisheit mit den Worten begegnet: „So wenigstens denke ich, unbekümmert wie sehr sich der Herr Pastor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert und ich mich nicht!“ [1]) Oder wenn er bei dem neunten Satze, zu höchster dramatischer Lebendigkeit fortschreitend, mit seinem Gegner jenen unübertrefflichen „Kanzeldialog“ hält, dessen Wesen darin besteht, daß er den gegen ihn polemisirenden Kanzelredner unterbricht, dieser sich aber nicht für unterbrochen hält, sondern ohne sich zu bekümmern, ob ihre beiderseitigen Worte zusammen klappen, fortredet, weil er einmal aufgezogen ist und ablaufen muß. [2])

Dieser ohne Frage ihrem Inhalte nach bedeutendsten aller theologischen Streitschriften Lessings folgte die Reihe jener kleinen Flugblätter, „Antigoezen“ genannt, die er wie ebenso viele tödtliche Geschosse auf seinen Gegner schleuderte. Diese Flugblätter, meist nur einen halben Bogen stark, zeigen Lessing auf dem Höhenpunkte seiner polemischen Meisterschaft. Und daß er diese Meisterschaft mit ihrem vernichtenden Witze, mit der stahlscharfen Schneide ihres Verstandes, mit der Erhabenheit ihrer sittlichen Empörung, und der Kraft ihrer Sprache in der gerechtesten Sache, daß er sie gegen einen Goeze verwandte, daß er in diesem Manne die pastorale Anmaßung und Heuchelei, die despotische Bevormundungssucht, den kleinlichen Egoismus, die rohe Beschränktheit mit ihrer fanatischen Verfolgungssucht ein für allemal in der ganzen Nacktheit ihrer wahren Gestalt der Nation vor die Augen stellte: das war es, was unwiderstehlich einschlug in die Herzen des Volks, das seitdem für immer zu wählen haben wird zwischen Goeze und Lessing, zwischen Rohheit und Bildung, Sklaverei und Freiheit, Pfaffenthum und Humanität. Achtzig

1) X. 153—54.
2) X. 155—160.

Jahre sind vergangen, seit diese klingenden Pfeile dem Bogen des unsterblichen Helden entflogen, aber immer noch sind sie neu und glänzend scharf wie am ersten Tage, immer noch sind sie das Entzücken aller derer, die sich zu seiner Fahne bekennen, wie sie der Schrecken sind für die in unsern Tagen so überaus zahlreich emporgewucherten Nachfahrer des Zionswächters von Hamburg.[1] Ja Lessing hat sie gekannt und zu zeichnen verstanden diese pfäffisch eifernden Pastoren, „die uns jede zärtliche Empfindung für ihr einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchten; diese heuchlerischen Egoisten, die ihre kleinliche Selbstsucht hinter der Sorge für das Wohl und Seelenheil des Volkes verstecken", und denen er zuruft:[2] „O ihr Thoren, die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsigen Ufer zerschmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist es euch zu thun, ihr hattet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Glück der Sturmwind sonst in der Natur befördert?

---

1) In neuester Zeit hat es sogar einer derselben, ein Dr. Röpe, unternommen, in einer eignen Schrift unter dem Titel: „Lessing und Goeze im Fragmentenstreit, ein Beitrag zur Rettung Goeze's" (Hamburg 1859), Lessings Verhalten in diesem Streite sittlich und geistig herabzuwürdigen, und Behauptungen aufzustellen wie die, daß Lessing einen unlautern Kampf geführt, daß er hinter christlicher Maske seine unchristliche Gegnerschaft versteckt, daß er nicht um der Wahrheit willen gekämpft habe, sondern aus Streitlust, und theilweise um seinen häuslichen Kummer zu betäuben und seine finanziellen Sorgen zu decken ꝛc.!! Wir erwähnen dieses würdigen Nachfahrers von Goeze nur, um dabei zu bemerken, daß derselbe unter andern von Dr. Jürgen Bona Meyer seine verdiente Abfertigung erfahren hat. (S. Hamb. Wochenblatt 1859 No. 4. 5. 6 u. 7.)

2) X. 182.

Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen mindestens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?“ — Er hat sie für immer gebrandmarkt diese lügnerische Sanftmuth im Verdammen, [1]) diese heuchlerische Milde, welche fromme Thränen des Mitleids vergießt, während sie das Feuer des Scheiterhaufens unter dem Verfolgten schürt. Er ruft diesen Lutherischen Pastoren, die so gern unsere Päpste werden möchten, die warnenden Worte zu: Wenn dies gelinge, so sei er der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertausche, und er hoffe, daß viele ebenso entschlossen denken würden wie er. [2]) Der wahre Lutheraner wolle nicht bei Luthers Schriften sondern bei Luthers Geiste geschützt sein, und Luthers Geist erfordere schlechterdings, daß man keinen Menschen hindern dürfe, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem Gutdünken fortzufahren. Aber man hindere Alle daran, wenn man es auch nur Einem verbiete, seinen Fortschritt in der Erkenntniß andern mitzutheilen; denn ohne diese Mittheilung sei kein Fortschritt im Ganzen möglich. Wer wie Goeze das Prinzip der freien Forschung antaste, der spreche das Verdammungsurtheil über Luther selbst, über die ganze Reformation. [3])

Aber freilich was kümmern solche Betrachtungen den theologischen Reaktionär in seinem Streben nach Herrschaft! Luther hatte deutsch geschrieben. Der Hamburger Hauptpastor dagegen verlangte, daß religiöse Untersuchungen nur lateinisch geschrieben werden sollten, wie in den guten alten Zeiten. „O glückliche Zeiten, ruft Lessing aus, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, für uns dachte und für uns aß! wie gern brächte sie auch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück. Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm ver-

1) X. 178.
2) X. 168.
3) X. 167—168.

einigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen, so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in denen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in dem Beichtstuhle, sind auf dem Parnasse gebildet." [1] Wir erinnern hierbei noch einmal an die brutale Art und Weise, wie Goeze gegen Goethe's Werther aufgetreten war. Der Pöbel ist es, auf den sich vor allem diese frommen Reaktionäre stützen. Mit ihm sprach darum Goeze in seiner Verfolgung Lessings und des Fragmentisten die Sprache des Pöbels. Mögen doch die Einsichtsvollen im Verborgenen glauben was sie wollen, wenn nur der liebe Pöbel fein in dem Gleise bleibt, in welchem allein ihn die Geistlichen zu leiten verstehen. [2] „Aber auch der geringste Pöbel," ruft Lessing ihnen warnend zu, „wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser, anstatt es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht vom Pöbel, aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los!" [3]

Es ist schwer von dieser wundervollen Bilderreihe nicht noch mehr und immer mehr unserer Zeit wieder vor die Augen zu stellen. Doch wollen wir uns mit folgenden einzelnen Zügen begnügen. Wie in der Sache, so ist Lessing auch in der Sprache gegen den Mann schonungslos. Und er hatte das Recht es zu sein wider einen Zeloten, der ihn unmittelbarer feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldigte; der in seiner blinden Wuth nie las was sein Gegner geschrieben, sondern nur immer das, was

1) X. 190.
2) X. 208.
3) X. 196.

er in dessen Worten zu finden wünschte; [1]) der in einem Athem dasjenige bei seinem Parteigenossen lobte, was er bei Lessing und dem Fragmentisten mit dem Anathem belegt hatte; [2]) der die Staats- und Polizeigewalt gegen ihn hetzte, und der endlich, wenn Lessing m gerechten Zorne über die infamirendsten Beschuldigungen und Verläumdungen, sich erlaubte, „ihm den Eimer faulen Wassers, in welchem er ihn zu ersäufen gedachte, tropfenweise auf den entblößten Schädel fallen zu lassen," [3]) über Verletzung des Anstandes und guten Tones sein lautes Zetergeschrei erhob. „Wie!" ruft Lessing ihm zu, „Sie kommen mit dem Dolche von Beschuldigungen, die unmittelbaren Haß und Verfolgung nach sich ziehen, auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? Soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie schreien über den Hund: „er ist toll!" und der arme Hund soll gegen Sie nicht einmal blaffen! blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? — Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters. Firniß seid ihr, und nichts weiter; aber eben so oft Firniß des Lasters als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll." — Auch über Lessings Stil hatte sich Goeze höhnende Bemerkungen erlaubt, und wir verdanken ihm daher die herrlichen Auslassungen des großen Meisters über seinen Stil, der, wenn jemals, bei ihm und im höchsten Grade bei diesem Streite, der Mann selbst ist. „Jeder Mensch," antwortet ihm

1) X. 221.
2) X. 170—171.
3) X. 177.

Lessing heiter,[1] „hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum Besten zu haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Goeze hatte von seinem blendenden Stil gesprochen, der ihm große Ueberlegenheit gewähre. „Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel wie wir denken," entgegnet ihm Lessing. „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem *scharfen* sondern dem *blanken* Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. — Meinen Stil gebe ich aller Welt Preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn vor so manchem andern Stile auszeichnen soll: und alles was zu merklich auszeichnet ist Fehler." Aber grade für diesen einzigen möchte er die Kunstrichter um Schonung anflehen, denn er sei nicht sein Fehler, sondern seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis (Vergleichungspunkte) verwickle. Lessing führt dann aus wie seine dramatischen Arbeiten diesen Fehler verstärkt und die Ausbildung einer ciceronianisch ruhig fortschreitenden Prosa verhindert haben dürften. Wenn ihm aber Goeze

1) X. 173 u. 174.

vorwerfe, daß er durch die Phantasie auf den Verstand seiner Leser zu wirken suche, so gebe er dies zu, und halte es nicht nur für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. „Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle guten Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche Beide hervorbringen." Goeze aber, der sich stets nur mit den Worten und Bildern seines Gegners herum schlage, und immer thue, als ob er den Begriff nicht sähe, gleiche dem Krieger, der den Männern des Landes aus dem Wege gehe, um die Weiber und Kinder desselben ungestraft würgen zu können. [1] —

Es ist schon angedeutet worden, daß Goeze als würdiger Ahnherr seiner heutigen Nachkommen es nicht verabsäumte, den theologischen Streit auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, und wider die freie wissenschaftliche Kritik den Arm der Staatspolizei um Hülfe anzurufen, wie er bereits früher die Poesie (Goethe's Werther) bei derselben pflichtschuldigst denunzirt hatte.

Nur Derjenige, hatte er gleich zu Anfange seiner Schrift gegen Lessing bemerkt, — nur Derjenige könne Unternehmungen wie die Fragmente und ihre Herausgabe als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst, oder gar für einen schädlichen Aberglauben halte; der nicht einsehe oder nicht einsehen wolle: daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz des Verfassers einer Schrift, die er nicht näher bezeichnen wolle, zu dem seinigen mache: „Sobald ein Volk unter sich einig wird Republik sein zu wollen, so darf es"; und der

1) X. 210. 212.

folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwerfe. Lessing hat sich diesen Zug in seinem Nathan nicht entgehen lassen, wo Goeze's Ebenbild, der fromme Patriarch, seine bei Saladin anzubringende Denunziation des weisen Nathan mit den Worten motivirt:

> Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich *selber für den Staat* es ist,
> *Nichts* glauben! Alle bürgerlichen Bande
> Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
> Der Mensch nicht glauben darf. [1])

Aber Goeze hatte sich mit einer solchen allgemeinen Denunziation nicht begnügt. Er hatte auch die obrigkeitlichen Gewalten, die Consistorien, den Reichshofrath wider Lessing und die Fragmente angerufen — wie denn auch bereits die Mitarbeiter an dem Frankfurter Anzeiger, Goethe, Merck, Schlosser u. a., die Goeze's Zelotismus bespöttelt hatten, von dem Frankfurter Magistrate sehr ernst bedroht und zum Stillschweigen in theologischen Dingen verurtheilt worden waren. [2]) Er und die Seinen hatten öffentlich erklärt, daß Lessing „als einer der frechsten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfesten des heiligen römischen Reichs wankend zu machen suche," die Ahndung des Reichshofrathstribunals verdiene, welches verbunden sei, „nicht allein die Urheber, Schreiber und Drucker von Schriften gegen die christliche Religion, sondern auch *die Herausgeber* und Verbreiter derselben nach Beschaffenheit der Umstände an Ehre, Leib, Gut und Blut unnachsichtlich zu bestrafen." Auch damit hatte Goeze sich noch nicht genug gethan. Je unfähiger er selbst sich fühlte, den Kampf gegen einen Lessing zu führen, desto eifriger war er in dem Geschäfte andere gegen ihn aufzuhetzen. Er trieb die Göttingen'sche Theologenfakultät an, sich gegen Lessing zu

1) II. 304.
2) Schwartz 130.

erheben, und wußte selbst einen Semmler dazu zu bewegen, gegen Lessing in einer Weise aufzutreten, die diesen mehr als Alles andre verletzte und empörte. Er versuchte unter der Hand auch in Preußen bei dem Minister von Zedlitz gegen Lessing zu machiniren. Aber dieser treffliche Mann, der als Minister sich privatim Vorlesungen über Metaphysik halten ließ, war freilich nicht danach angethan, auf einen Goeze zu achten. Zuletzt entblödete sich dieser nicht, Lessing sogar direkt bei seinem Landesherrn als einen Menschen zu denunziren, dem derselbe seine Bibliothekarstelle nicht länger ohne Gefahr für sein fürstliches Haus lassen könne, „da ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben so gut Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären!“ [1])

Mit einem Fußtritte der Verachtung schleuderte Lessing die in dieser Denunziation liegende pfiffig giftige Anschuldigung von sich, während er die zugleich in derselben enthaltene Beleidigung seines Fürstenhauses aufdeckte. Aber das Beste war doch, daß den Denunzianten selber bald darauf eine tragikomische Nemesis ereilte und ihn in dieselbe Grube fallen ließ, die er einem Andern gegraben hatte. Denn während der Reichshofrath Lessingen unangefochten ließ, ward umgekehrt Goeze in Folge einer seiner fanatischen Predigten von dem kaiserlichen Residenten wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Hamburger Magistrate verklagt. Zwar erließ man, wie es scheint, dem gedemüthigten Zeloten den öffentlichen Widerruf, wohl aber ward ihm in strenger Verwarnung verboten, sich Aehnliches wieder zu Schulden kommen zu lassen. [2])

---

1) X. 179—180. 231.

2) Thiess' Leben Goeze's S. 44. Vergl. Lessing, Werke XIII. 627. 634. XII. 540.

Lessings Kampf gegen Goeze nahm indeß ein für Freund und Feind gleich unerwartetes Ende.

Goeze hatte erklärt, er sei bereit, sich auf den Hauptpunkt ihres Streites, auf den Satz: ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge oder gar nicht geschrieben worden wäre? sofort gehörig einzulassen, sobald sein Gegner sich darüber bestimmt erklärt haben würde: „was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe?“ — Mit dieser Forderung glaubte er Lessing vollständig aus dem Felde geschlagen zu haben, da dieser sich, wie er triumphirend hinzusetzte, „wohl gehütet haben würde, diesen Streit anzufangen, wenn er hätte voraussehen können, welchen Ausgang derselbe durch diese Wendung nehmen, und wie er gezwungen sein werde, die wahren Gedanken seines Herzens zu offenbaren.“ Aber grade mit dieser unverschämten Herausforderung lief er selbst in die bereit gehaltene Klinge seines Gegners, dem diese Wendung sehr erwünscht kam. Lessing beantwortete diese Frage in zwei neuen Schriften, [1]) deren streng ernst gehaltener Ton sehr abstach gegen den Stil der „Antigoezen“, der selbst in Berlin nicht zensirbar erschien, mit der einfachen Erklärung: er *verstehe* unter der christlichen Religion in jenem von ihm aufgestellten Satze alle diejenigen Glaubenslehren, welche in der Symbolik der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien. Den Inbegriff dieser Glaubensbekenntnisse der ältesten Kirche, und ihr Verhältniß zur Bibel entwickelte er in einer Reihe von Sätzen, die er „aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung aller Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte“ gezogen, und über die er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die schärfste Prüfung einzulassen bereit erklärte. Mit dem vollen Selbstgefühle seiner Sicherheit setzte er hinzu: „der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich; der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich.“ Selbst Goeze

1) Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage. X. 239—252.

begriff, daß er Lessing auf diesem Gebiete nicht entfernt gewachsen, und daß es ihm unmöglich sei, den Streit nach dieser Erklärung weiter zu führen. Er, der bisher nie einem Gegner das letzte Wort gelassen, erstaunte bis zum Verstummen. Mit ihm seine Schildknappen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen „der freiwilligen Beiträge“ und des „Postreuters“ war mit ihm zugleich verstummt.“ [1]) Die Niederlage des orthodoxen Lutherthums wie es Goeze vertrat war vollständig, und Lessing sah sich eines Gegners entledigt, an dem zwar keine Ehre zu erwerben gewesen war, der ihm aber doch durch die Polemik, zu welcher er ihn genöthigt, in seiner damaligen tiefen Trübsal, von der wir später reden werden, eine Erheiterung gewährt hatte, die er nach seinem eignen Geständnisse ungern vermißte. [2]) —

Das Wichtigste aber in diesem Kampfe ist der Umstand, daß Lessing in demselben seine Sache Goeze gegenüber, zur Sache der von seinem Gegner beleidigten katholischen Kirche machte, und schließlich gradezu auf die Nothwendigkeit einer Union zwischen Protestantismus und Katholizismus hinwies.

Goeze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, daß nur der ein Christ sein könne, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der christlichen Religion sei, dem überwiegend größeren Theile der Christen die Berechtigung zu diesem Namen abgesprochen. Sie waren nach Lessings kräftigem Ausdruck „die Stänker, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander *doch endlich einmal ablegen müßten*, nähren und unterhalten, indem sie alles was katholisch ist, als unchristlich verdammen.“ Ihnen gegenüber stellte sich daher Lessing mit seinem großen Prinzipe, dessen Verwirklichung auch dem politischen Geschicke unserer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte.

1) XI. 563.
2) XII. 500. 501. 502. 503. 509. 516.

Dies Prinzip ist das der Union, als deren wesentliches Fundament er den Satz hinstellte: „Wie nur Dasjenige gegen das Christenthum gelten dürfe, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christenthume gehören, was Katholiken und Protestanten gemein sei.“ [1]) Er sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht Beide seit ihrem Bestehen einem höheren Gesetze folgen müßten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhalte. [2]) Seine Vertheidigung des Katholizismus war freilich zugleich eine strategische Wendung, mit der er sich gegen die ihm von Goeze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutschen Reichsbehörde zu sichern suchte. Aber sein Grundgedanke einer Union war darum nicht minder ernstlich gemeint. Je fester er selbst auf dem einzigen Fundamente des Protestantismus der absolut freien Kritik und Forschung stand, um so sicherer vermochte er vom historischen Standpunkte den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der heutige offizielle Protestantismus aber mag sich Lessings Prophezeihung gesagt sein lassen, welche er in dem Fragmente „von den jetzigen Religionsbewegungen“ [3]) ausspricht: „Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen, — ja wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen ist.“

Wir Andern aber wollen uns getrost an jenes erhabene Wort des großen Mannes halten, der es mit edler Resignation der Zeit

1) X. 246.
2) Guhrauer II. 2. 180.
3) XI. 591.

überließ, was seine aufrichtig gesagte Meinung wirken solle und könne. „Vielleicht soll nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können!“

Hier müssen wir für kurze Zeit den Gang unserer Darstellung unterbrechen, und, ehe wir dem großen Freiheitskämpfer weiter auf der glorreichen Siegeslaufbahn seiner letzten Lebensjahre folgen, einen Blick auf seine persönlichen Zustände und auf die bittern Leiden werfen, unter deren Dornendruck er seine letzten und größten Geistesthaten gethan hat.

---

# Dreizehntes Buch.

## Nathan der Weise.

„Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit Bild und die Götter vergehen vor dem alleinigen Gott."

Platen.

# Erstes Kapitel.

## Eva Lessings Tod.

Wer ohne von Lessings Lebensschicksalen Kunde zu haben die im vorigen Kapitel von uns behandelten Streitschriften gegen Goeze, mit ihrer spiegelhellen Klarheit, ihrem sprühenden, bald mit dem Gegner spielenden, bald ihn zerschmetternden Witze, ihrem heiteren Humor und ihrer unverwüstlichen guten Laune in die Hand nähme, der dürfte unwillkürlich zu dem Glauben verleitet werden, daß eine so vollkommene Beherrschung aller geistigen Kräfte und Fähigkeiten einen entsprechenden Zustand äußeren und inneren Behagens, kurz eine Gemüthslage des Verfassers voraussetze, die nur das Resultat befriedigten eigenen Glückes sein könne.

Und dennoch werden wir sehen, daß gerade in der Zeit, ja in demselben Augenblicke, wo Lessing die erste Feder zu jenem Kampfe ansetzte, nach kurzem Glücke das schwerste Unglück seines Lebens über ihn hereingebrochen war, und daß er, den eigenen Tod im Herzen, ein sterbender Fechter, den letzten großen Freiheitskampf seines Lebens geführt hat.

Wir haben Lessing im letzten Kapitel des neunten Buchs am Ziele seiner langgehegten Wünsche und im dankbaren Genusse des ersehnten häuslichen Glückes verlassen. Mit dem 8. Oktober des Jahres 1776 hatte nun für ihn in der That ein neues Dasein begonnen. Zum Erstenmale in seinem Leben sehen wir ihn befriedet und

glücklich, an der Seite einer trefflichen Frau im Kreise ihrer von ihm mit Vaterzärtlichkeit geliebten Kinder. Er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke seiner Schulden, die obgleich kaum tausend Thaler betragend, doch in seiner Lage und bei den Anforderungen, die seine dürftigen Anverwandten an ihn machten, Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten. Eine baldige Verbesserung seiner ganzen Stellung stand in naher Aussicht, und eine jährliche Ehrenpension von hundert Louisd'ors, die ihm der Kurfürst von der Pfalz kurz zuvor von freien Stücken verliehen hatte — die aber freilich wie wir sehen werden nie gezahlt wurde — schien ihn mit einem Male aller materiellen Sorgen, die ihn lebenslang verfolgt hatten, um so mehr zu entheben, als auch seine Frau von dem geretteten Reste ihres Vermögens immer noch eine Jahresrente von einigen hundert Thalern übrig behalten hatte. Alles was er jetzt wünschte, war: für das Glück der geliebten Frau noch einige Jahre zu leben! Kurz vor der Hochzeit hatte er ihr in diesem Sinne geschrieben: „Meine Aussichten sind jetzt so, daß ich ruhig sein kann, wenn ich noch ein Paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freilich in Unruhe und Kosten setzen, die Sie einmal bereuen müßten. Deswegen bin ich auch jetzt um ein Bischen längeres Leben so bekümmert, als ich es noch nie gewesen. Doch etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen." Er ahnte nicht, daß er sein schwer errungenes Glück so bald überleben sollte! — —

In allen während seiner kurzen Ehe geschriebenen Briefen sehen wir seine Zufriedenheit und sein Glück sich kundgeben. Er ist voll heiterer Laune und guten Humors, und von seiner früheren Bitterkeit ist keine Spur zu bemerken. Er bestellt wiederholt bei dem Bruder in Berlin Putzsachen für Frau und Tochter, [1]) rühmt die Ordnung seiner Verhältnisse, und ist sicher „ein ordentlicher Haus-

1) XII. 478. 495.

vater zu werden", was, wie er in einem Briefe an seinen Bruder scherzend hinzusetzt, bei Leuten ihres Schlages doch nur dann möglich sei, wenn sie sich einem Anderen zu Gefallen darauf verlegten.[1]) Er ladet nicht nur den Bruder in Berlin, der sich gleichzeitig mit ihm verheirathet hatte, sondern auch seine anderen Verwandten und Freunde auf das Dringendste ein, ihn in seinem häuslichen Glücke zu besuchen; und selbst der Tod seiner Mutter, den er als liebender Sohn empfand, vermag eben so wenig wie die bald näher zu erzählende schlimme Erfahrung, die er bei Gelegenheit der Mannheimer Berufung machte, seine Stimmung nachhaltig zu verändern; ja vielmehr fühlt man in dem berühmten Briefe, den er an den Pfälzischen Minister von Hompesch und indirekt an dessen fürstlichen Herrn schrieb, die wiedergewonnene Elastizität seines Geistes und das erneuerte Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines Werths. Beides äußerte sich auch in anderer Beziehung. Er fühlte sich wieder produktiv, und fühlte jene Zeit für bessere Arbeiten als seine bibliothekarischen Beiträge gekommen, die er einst ohne Hoffnung ersehnt hatte. Er wollte zunächst seine antiquarischen Briefe vornehmen, sobald er „die ekle, undankbare, zeitversplitternde Arbeit" jener Beiträge abgeschlossen haben würde, denn er fühlte, wie er an Nicolai im September 1777 schrieb, „jetzt noch Kräfte in sich zu besseren Dingen." Dazu rechnete er vor Allem die Ausbeutung seiner italienischen Reiseerinnerungen zur Vervollständigung seiner Kunstforschungen. Ein Aufsatz „über eine Aufgabe im deutschen Merkur" (XI. 461—467. Lachm.), mit welchem er um diese Zeit Wielands unphilosophische Faselei abstrafte, gehört zu dem Anmuthigsten und Heitersten was Lessing jemals geschrieben hat. Auch an persönlichen Anregungen fehlte es nicht. Zu den letzteren gehörte der Besuch eines geistreichen Franzosen Cacault, der einen langen Aufenthalt in Wolfenbüttel machte, um unter Lessings Anleitung deutsche

1) XII. 481.

Literatur zu studiren, und der daselbst sogar Lessings Dramaturgie übersetzte, welche später Mercier herausgab. [1])

Alle seine Freunde nah und fern empfanden die wohlthätige Wirkung seiner neuen Zustände auf seine Stimmung und sein ganzes Wesen. Vor Allen der Freund, der seinem Herzen am nächsten stand, der liebenswürdige M. Mendelssohn, welcher sofort eine Geschäftsreise benutzte, um seinen Lessing wiederzusehen. Er hatte ihm kurz vor diesem Wiedersehen geschrieben: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles was ich von Ihnen höre und sehe bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?“

Wie wir sehen, erscheint hier „die Frau“ an erster Stelle, und sie verdiente es dieselbe einzunehmen. Das Bild ihrer liebenswürdigen, geistreich verständigen, lebensklugen und weltgewandten, und dabei doch so einfachen und schlichten Persönlichkeit, das wir im Verlaufe unserer Darstellung sich haben entwickeln sehen, wird auch noch vervollständigt durch die Schilderung, welche ein Augenzeuge von Lessings Glück in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe von der Begründerin desselben entworfen hat. Es ist dies der später so berühmte Geschichtsforscher Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, der damals als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mehrere

1) XIII. 582. mit Nicolai's Anmerkung.

Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzte, und täglich ein gern gesehener Gast in Lessings Hause war. Die Art, wie Lessing ihn brieflich seinem Bruder und seinen Berliner Freunden empfahl, [1]) zeigt, daß er den trefflichen jungen Mann wahrhaft liebgewonnen hatte. Spittler selbst aber berichtet über seinen Aufenthalt bei Lessing in einem Briefe an Meusel folgendermaaßen: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen." Ein anderes Zeugniß für sie liefern die mehr erwähnten erst jetzt veröffentlichten Briefe von Elise Reimarus, die obschon mit Lessings Vorsatze sich zu verheirathen nicht völlig zufrieden, doch die Verlobte desselben eine liebenswürdige Frau von großem Verstande nennt, „der alles was Herz an Lessing sei, angehöre."

1) XII. 485.

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! — Wir besitzen keine Schilderung ihrer äußerlichen Erscheinung von irgend einem Zeitgenossen. Aber glücklicherweise ist ihr Portrait erhalten in einem Oelbilde, das von einem unbekannten Künstler in Wien gemalt, neun Jahre lang Lessings Arbeitszimmer schmückte und sich jetzt im Besitze ihres Enkels [1]) befindet. Dies Portrait beweist, daß das Aeußere dieser ausgezeichneten Frau im schönsten Einklange mit ihrem innern Wesen stand. Ein längliches überaus fein geschnittenes Gesicht von zartem Kolorit und sehr weißem Teint, mit dem die dunkelblonde Farbe des nach damaliger Mode hoch aufgebauten Haares sehr wohl harmonirt, zeigt in den großen weitgeöffneten dunkelblauen Augen, in dem geistreichgeformten Munde und in dem kräftigen Kinne Klugheit und Scharfblick im Verein mit großer Güte und ruhigem Wohlwollen. Auf den ersten Blick spricht sich die geistige Zusammengehörigkeit mit Lessing aus, an dessen Augen die ihren wunderbar gemahnen. Ihre Gestalt erscheint schlank und wohlgebaut, Arme und Hände von großer Schönheit und die Haltung von jener anmuthvollen Würde, die ihr in ihrem Leben eigen war.

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kur-

---

1) Des Amtsrath E. Henneberg in Wasserleben bei Wernigerode. Es ist das Bild, das sie von Wien aus Lessing zusenden ließ (Lessing Werke XIII. S. 32 Lachm.). Es ist 34 Zoll hoch, 27 Zoll breit, und zeigt etwa ⅔ der sitzenden Figur. Das Portrait Lessings, das derselbe ihr nach der Verlobung schickte, ist gleichfalls erhalten und jetzt im Besitze des Herrn Spangenberg zu Ohsen in Hameln. Es ist von dem ältern Tischbein († 1789, Hofmaler zu Kassel) gemalt. und nach dem Urtheile von Lessings Stieftochter Amalie König „das sprechendste ähnliche Abbild Lessings, wie er in heiter angeregter Stimmung und in geistreicher Gesellschaft aussah". (Briefl. Mittheilung von Eva Königs Enkel.)

fürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schillers Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch, wie erwähnt, in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe. [1]) Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch, war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen, [2]) angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, uud dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und

1) XII. 462—463.
2) Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

Jesuitenintriguen beherrschten Hofes that, bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Aber er selbst sollte die Erfahrung machen, was es heiße, sich mit einem solchen Hofe einzulassen, und der von feilen Schmeichlern seiner Zeit als Mäcen deutscher Kunst und Literatur gepriesene Kurfürst Karl Theodor sollte sich den beiden deutschen Fürsten, die sich an dem großen Manne versündigt haben, als der „Dritte im Bunde" zugesellen. Denn nicht genug, daß man Lessing, der sich zu der Mannheimer Reise nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten bequemt hatte, nach Wolfenbüttel zurückreisen ließ, ohne ihm die Pension auszuzahlen, auf deren Erhebung er sicher gerechnet hatte, [1]) erniedrigte sich der kurfürstliche Minister von Hompesch auch so weit, daß er durch eine von Lessing für immer gebrandmarkte Wendung demselben die ihm freiwillig angetragene und von ihm ausdrücklich angenommene Pension selbst wieder entzog. Die Pension war nur der Köder gewesen, den man ausgeworfen hatte, um den berühmten Mann zu fangen, und den man zurückzuziehen wünschte, da dies mißlungen war. Als nämlich Lessing nach seiner Rückkehr die von ihm verlangten Vorschläge für das Theater, zu denen auch die von ihm zuerst angeregte Einrichtung einer Theaterschule gehörte, [2]) schriftlich einsandte, einen wiederholten Ruf nach Mannheim aber entschieden ablehnte, schämte sich der edle Freiherr, als würdiger Vorgänger Dalbergs in dessen Verhalten gegen Schiller, nicht, dieser Ablehnung die Wendung zu geben, als ob Lessing damit zugleich auch die ihm früher angetragene Pension abgewiesen habe, und beeilte sich, diese Erklärung, an die Lessing nicht von fern gedacht hatte, in einem äußerst freundschaftlichen Briefe [3]) zu „acceptiren".

Aber Lessing war nicht der Mann, der sich ungestraft mißhandeln ließ, und seine Antwort auf den Brief des vornehmen Herrn, „der von Anfang an gegen ihn wie ein kleiner kriechender Minister

1) XII. 479.
2) Devrient, Geschichte des deutschen Theaters II. 324—325.
3) Karl Lessing, I. 375—377.

agirt hatte," [1]) zeigte, wie er mit solchen Leuten umzuspringen wußte. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher souveränen Verachtung der freiheitsstolze Mann die kleinliche Intrigue eines Ministers erwiderte, zu einer Zeit, wo der deutsche Bürger vor allen Vornehmen und Großen noch in tiefster Demuth der Unterwürfigkeit sich beugte. Er wolle sich, schrieb er, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er sich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue wie ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde (fährt er fort), dem man ein gethanes Versprechen nicht halten will, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber nur Ew. Excellenz für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? Ihm Schritt vor Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwans, Ew. Excellenz. und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen lassen was er will? — Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so Manches vom deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte."

1) Lessings Worte in einem Briefe an den Schauspieler Johann Heinr. Friedr. Müller, in der neuen Maltzahn'schen Ausgabe von Lessings Werken XII. 582.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum Alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: „„daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde!"" Ich dränge mich zu Nichts, und mich Leuten, die, ohngeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Dieser Ausbruch gerechtesten Unwillens über die gegen ihn begangene Perfidie änderte freilich in der Sache selber nichts. Der Minister und sein Herr steckten die Ohrfeige der Zurechtweisung ein und behielten ihr Geld in der Tasche. Die versprochene Pension, die ihm doch (wie Schwan ausdrücklich berichtet), „ohne alle Rücksicht auf das Theater, bloß als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, unter dem Siegel der Akademie versichert war", ward nie gezahlt. [1]) Doch gelang es Lessing, wenigstens dem von ihm empfohlenen Schauspieldirektor Seyler, den man durch ein ähnliches Verfahren schwer geschädigt hatte, eine Schadloshaltung von tausend Thalern zu erwirken, die man aus Furcht vor Lessings Feder zahlte. Er selbst erhielt als Gnadengeschenk vom Kurfürsten ein Etui mit dreißig — kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher! [2])

1) Wie gemein und erbärmlich sich die Regierung des Kurfürsten in diesem ganzen Handel gegen Lessing benahm, ist jetzt (1861) auch durch Schwans Autobiographie bekannt geworden, der leider zu „diskret" dachte, um die ganze Wahrheit zu veröffentlichen. Vergleiche Hausblätter von Edm. Höfer 1861. Heft 6. S. 468—469.

2) Karl Lessing, I. 390.

Was nun das damalige Mannheimer Theaterunternehmen selbst anlangt, so faßt Lessing den ganzen Nationaljammer unseres deutschen Partikularismus in die Worte zusammen, welche er bald darauf seinem Bruder schrieb: „daß man in Mannheim mit einem deutschen Nationaltheater nie einen andern Begriff verbunden habe, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten!“ „Wie wohl ist mir, setzt er hinzu, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!“ — Diese „ganz andere Komödie“ war aber eben das Schauspiel, welches er auf dem theologischen Gebiete aufzuführen, wie wir gesehen haben, grade um diese Zeit durch Bekanntmachung der „Fragmente“ im besten Zuge war, und dessen hohe Komik ihm, wie er sich ausdrückte, bald „alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässrig erscheinen ließ“ [1]).

Bei seinen Vorschlägen für die Hebung des deutschen Theaters waren es besonders zwei Punkte gewesen, auf welche Lessing nachdrücklich hingewiesen hatte. Er wollte das Theater als eine wichtige Bildungsanstalt des Volks in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht betrachtet, und deshalb mit der zu Mannheim errichteten deutschen Gesellschaft verbunden wissen. Diese letztere sollte durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die aufzuführenden neuen Stücke ihrer Prüfung unterwerfen, über die Sprache und Aussprache der Schauspieler wachen, und eine dramaturgische Kritik ins Leben rufen, welche Dichter, Schauspieler und Publikum zu fördern geeignet wäre. Der zweite Punkt war die Errichtung einer eigenen Theaterschule, zur gründlichen und vollständigen Ausbildung der Schauspieler in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung. Eine solche „Theaterpflanzschule“ hielt Lessing in jeder Hinsicht für eine Nothwendigkeit, ja für die Grundbedingung der Möglichkeit einer wahrhaften Förderung der deutschen Bühne. Das Theater könne mehr sein und solle mehr sein

1) XII. 501.

als eine bloße Anstalt für das Vergnügen des Volks, und die Schaubühne habe einen höheren und edlern Zweck als diesen, in ihrer sittlichen und ästhetisch bildenden Einwirkung auf die Volkserziehung; — wir wissen in wie engen Verband Lessing das Schöne mit dem Guten, die Schönheit mit Religion und Sittlichkeit setzte. Aber, fügt er hinzu, wäre der Endzweck des Schauspiels auch blos das Vergnügen des Volks, so sei es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen zu gewähren, für welche es, außer den Stunden der Erholung, keine Achtung haben könne. Man sieht, das sind tiefgreifende, im edelsten Sinne demokratische Bildungsgedanken, von deren Realisirung unsere deutschen Theater noch jetzt nach fast achtzig Jahren sehr weit entfernt, ja ungleich weiter entfernt sind als damals.

Ueberhaupt hatte Lessing bei der Poesie und Kunst wesentlich das Volk im Auge. Als Gleim seine „Lieder fürs Volk“ dichtete, in denen er sich zu den Verhältnissen des Volks herabzulassen versuchte, schrieb ihm Lessing über diesen Begriff des Sichherablassens zum Volke einen Brief, in welchem wir den Begriff der wahren Popularität, der echten Volksdichtung, ja des Volkes überhaupt zum Erstenmale in unserer Literatur hingestellt sehen. Man habe geglaubt, dies Sichherablassen heiße gewisse Wahrheiten, und meistens Wahrheiten der Religion, so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Man habe also diese Herablassung lediglich auf den Verstand bezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks bestehe. Und doch sei diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere aus ihr von selbst folge, während umgekehrt jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch sei, dem alle individuelle Applikation fehle. Die Dichter welche wie Gleims Vorgänger in ihrer populären Dichtung, das Volk blos und allein als den schwachdenkendsten Theil der Menschheit genommen, hätten des-

halb für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Lessing aber faßt „das Volk im eigentlichen Sinne“ als „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstande als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle.“ Unter dieses Volk habe sich mit Recht der Dichter der Lieder für's Volk gemengt: nicht um es durch gewinnlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen, besonders jenes einst von den alten Weisen als so wünschenswerth und ehrenvoll gepriesene Bewußtsein und Gefühl der fröhlichen Armuth wieder zu erwecken, das sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheine. [1])

Das klingt freilich sehr wenig romantisch, aber diese Ansichten sind darum nur um so erhabener und inhaltvoller, je tiefer sie in den sittlichen Kernpunkt der echten Volkspoesie und Populardichtung dringen; und diese Auffassung des Volks und seiner Bedürfnisse, diese Aufforderung an den Dichter, sich in die Wahrheit und Realität seines Wesens und Lebens, seines Thuns und Treibens, seiner Leiden und Freuden bis zur Illusion zu vertiefen, könnte manchen unserer Volkspoeten und Dorfnovellisten von heute einen belehrenden Fingerzeig geben und ihnen zeigen, daß ihre wahre Aufgabe darin besteht, die Wirklichkeit abzuklären und zu reinigen, nicht sie aufzuschminken oder zu entstellen. Das Geheimniß der Popularität von Lessings Minna von Barnhelm und ihrer dem Volke angehörigen Figuren beruht eben mit auf der Virtuosität, mit welcher der Dichter es verstanden hat, „sich bis zur Täuschung in ihre mancherlei Umstände zu versetzen“. Auch das echte Volkslied erfreute sich Lessings warmer Theilnahme. Und als der täppische Aufklärer Nicolai es sich beikommen ließ, das neuerwachte Interesse für Volkslieder zu verspotten, verfehlte Lessing nicht, ihm für seine Ver-

1) XII. 351—352.

mengung des Pöbels und des Volks eine derbe Zurechtweisung angedeihen zu lassen. [1])

Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu Lessings häuslichen Zuständen zurück. Das Jahr 1777 verfloß ihm, abgesehen von dem unerfreulichen Ausgange jener Mannheimer Episode, als das glücklichste seines Lebens. Auch das Glück, Vater zu sein, sollte ihm nicht versagt werden, und am 12. Oktober konnte er seinem Bruder Karl die frohe Erwartung dieses Glückes melden. Selbst eine Aussicht zur Erfüllung seines alten Wunsches in Berlin eine Stellung zu erhalten, schien sich zu bieten. Es ging das Gerücht, daß Friedrich der Große, die Geldverlegenheit des Braunschweigschen Hofes benutzend, die Wolfenbütteler Bibliothek zu kaufen und nach Berlin zu versetzen beabsichtige, um seine neue große „Bücherkommode", wie der Berliner Witz schon damals die neu erbaute Bibliothek getauft hatte, würdig zu füllen. Trotz des scherzenden Tones, in welchem Karl Lessing dem Bruder das Projekt und die daran geknüpfte Versetzung Lessings ausmalt, merkt man doch, daß er die Sache ernst nahm. Indessen wurde aus derselben nichts. Der verschuldete Herzog zog es vor, seine Bibliothek zu behalten, und seiner durch üppige Verschwendung herbeigeführten Finanznoth dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er nach dem Vorgange seiner Herren Brüder in Hessen und Würtemberg viertausend Landeskinder an England zu beliebiger Verwendung gegen die aufgestandenen Colonien von Nordamerika verkaufte! —

Lessing selbst ward durch die Vereitelung jener Hoffnungen seines Bruders wenig oder gar nicht berührt. Er fühlte sich zufrieden mit seinem Schicksale, zufrieden in der laeta paupertas, der fröhlichen Armuth seiner Verhältnisse, denen er nichts als Dauer wünschte, um sich alle Verlockungen in die Welt hinaus gleichgültig zu machen. Es waren Tage friedlichsten Glücks, welche der viel-

1) XII. 491.

geprüfte Mann nach langer Odysseischer Lebensirrfahrt in seiner stillen jetzt ihm so erwünschten Wolfenbütteler Einsamkeit verlebte, und er genoß sein Glück um so tiefer und bewußter, je später es ihm zu erreichen gelungen war. —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen."

Und ein solcher Blitz vom heiteren Himmel niederfahrend war es, der das Schifflein seines Glücks im Hafen selbst zerschmettern sollte.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Die Entbindung war schwer und unglücklich gewesen, und schon nach vierundzwanzig Stunden war in Folge desselben das Kind eine Leiche und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung da, und Lessing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein bei ihrer Geistesabwesenheit erkannte, den Todeskampf nicht zu erschweren. Die kurzen Billete Lessings an Eschenburg und an seinen Bruder Karl aus diesen Tagen sind vielleicht das Erschütterndste was jemals eine Menschenhand geschrieben. Ein furchtbares Verhängniß wollte, daß er selbst an seinem Beispiel bewahrheiten sollte, was er einst vor zwanzig Jahren über den Witz des Schmerzes ausgesprochen hatte. [1]) Er schrieb an Eschenburg am 3. Januar des neuen Jahres. „Ich ergreife den Augenblick da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so

1) VI. 215—216.

einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich sage! War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Von diesem Tage an aber besserte sich plötzlich der Zustand der Leidenden. Ein neuer Hoffnungsstrahl schien dem unglücklichen Manne zu leuchten. Zwei Tage später schrieb er seinem Bruder: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens schwer verbittert haben würde; — seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Noch fünf Tage zitterte in solchem Schwanken die Lebensflamme auf und ab, bis sie am 10. Januar erlosch. Das Blatt, auf welchem an diesem Tage Lessing sein Schicksal dem Freunde Eschenburg in Braunschweig meldete, enthält nichts als die Worte:

„Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileides versichert halten darf!

Wolfenb. Der Ihrige

10. Januar 1778. Lessing."

In der Morgenfrühe des 12. Januar sah er sein Glück zu Grabe tragen. An demselben Tage schrieb er seinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem seine Verzweiflung sich in den

Worten zusammenkrampft: „daß er sein Glück unstreitig nicht verdient habe!“ und in welchem er all' seinen Schmerz um den erlittenen Verlust in den einzigen wiederholten Ausruf zusammenfaßt: „Wenn Du sie gekannt hättest!“ — „Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. — Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und zwei Tage später schreibt er an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“

Die letztern Worte erhalten ihre Erklärung durch den Umstand, daß grade um diese Zeit der Sturm der theologischen Streitschriften wider die Fragmente begann. Am Sterbebette seiner Frau erhielt Lessing die ersten Angriffe Goeze's, und von ihrem Sarge sah er sich auf einen Kampfplatz gerufen, auf dem zu erscheinen ihm Pflicht und Ehre geboten! Um sich selbst zu erretten warf er sich in diesen Kampf mit allen Kräften seines Geistes, suchte er in dem „Laudanum“ der theologischen Studien Vergessenheit seines Schmerzes und seines Unglücks, dessen ganze Tiefe nur eine einzige Seele ermaß, Elise Reimarus, die treue Hamburger Freundin, in deren verschwiegenen Busen er allein den ganzen Jammer seines Innern ausschüttete, während er denselben in seinen Briefen an alle andern Freunde still in sich verschloß. Wohl Keiner derselben mochte es ahnen, daß der Mann, an dessen hellleuchtenden polemischen Geistesfeuerwerken in dem Kampfe gegen den Hamburger Zeloten sie sich erfreuten, zu derselben Zeit, wo er oft „die muthwilligsten

Stellen in seinen Schnurren in den trübsten Augenblicken schrieb," [1]) von Lebensüberdruß gefoltert, mehr als einmal dem Gedanken nahe war, ein Dasein von sich zu werfen, das ihm nur noch als eine unerträgliche Last, als eine öde Reihe freud- und hoffnungsloser Tage erschien! Aber Elise Reimarus wußte es, und ein Brief an sie läßt uns erkennen, daß sie es war, deren männlicher Geist ihn aufforderte auszuharren und weiter zu dulden. „Ich bin mir hier (schreibt er ihr aus Wolfenbüttel vom 9. August 1778) ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich nicht einem Verdachte auszusetzen, der mir ganz unerträglich ist." Dies bezieht sich darauf, daß er sich auf's Neue in Schulden setzte, um das volle Vermögen seiner Frau für deren Kinder sicher zu stellen. „Wie oft, fährt er fort, möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! — Sehen Sie meine Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche nur mit den Zähnen und lasse den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will." —

Und er trieb noch drei Jahre, Jahre voll tiefer Leiden und hoffnungsloser Resignation, und dennoch voll der herrlichsten Thaten für die Erleuchtung und Befreiung der Menschheit. Denn obenan

1) XII. 504.

unter diesen Thaten stehen: „Nathan der Weise“ und „die Erziehung des Menschengeschlechts.“

## Zweites Kapitel.

### Entstehungsgeschichte Nathans des Weisen.

Das Zetergeschrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente und die geheimen Machinationen der Goeze und Consorten für ein polizeiliches Einschreiten gegen den Herausgeber derselben hatten endlich die gewünschte Wirkung. Sachsen, Lessings Vaterland, ging voran. Das Dresdener Consistorium verbot bei funfzig Thalern Strafe nicht nur den Verkauf sondern auch das Lesen der Lessing'schen Schriften gegen Goeze. Braunschweig folgte nach. Ein fürstliches Rescript, welches die dortigen Orthodoxen zu erschleichen wußten, [1]) forderte von Lessing die Auslieferung der in seinen Händen befindlichen Handschrift des Fragmentisten, befahl die Konfiskation der Lessing'schen Beiträge, welche die bekannt gemachten Fragmente des Reimarus'schen Werks enthielten, und entzog Lessing die bisher genossene Censurfreiheit, weil er dieselbe, wie es in dem Erlasse hieß, zur Beleidigung der Religion und guten Sitten höchst muthwillig gemißbraucht habe.

Lessing gehorchte der ersten Forderung, indem er das Manuskript ablieferte und die Fortsetzung der Fragmente abbrach. Aber gegen die ihm gemachte Anschuldigung verantwortete er sich in einer Weise und in einem Tone, bei welchem unserer zahmen Zeit im Hinblick auf das Verhältniß eines angestellten Beamten zu seiner vorgesetzten Behörde ein Schauder über die Haut laufen dürfte.

1) XII. 507.

Er erklärte dem hochwürdigen Konsistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—396.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl. 510.

Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen jetzigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen." So schickte er denn auch dem Bruder den Entwurf einer Ankündigung [1]) und Einladung zur Subskription mit der Bitte, denselben ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken und nach Kräften verbreiten zu lassen. Von dem Thema verrieth er den Freunden nur so viel, daß es aus der Erzählung vom Juden Melchisedek in Boccaccio's Decameron entnommen sei, und daß er eine sehr interessante Episode dazu erfunden habe. Alles solle sich sehr gut lesen lassen, und er sei gewiß, den Theologen damit „einen ärgern Possen zu spielen, als mit noch zehn Fragmenten."

Schon drei Jahre früher, bald nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise hatte Lessing das vor langer Zeit angelegte Stück, dessen erste Anfänge in seine früheste Jugendperiode zurückreichen, vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollen. [2]) Jetzt suchte er es wieder vor, einmal weil ihm die Subskription die Geldmittel zur Behauptung seiner Freiheit verschaffen sollte, und weil er mit dieser Dichtung „nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde (wie er sich ausdrückte) auf einer anderen Seite in die Flanke zu fallen gedachte." Da man durchaus verlange, daß er von einer Arbeit feiern sollte, die er ohne Zweifel nicht mit der dazu nöthigen frommen Verschlagenheit betrieben habe, so müsse er versuchen, „ob man ihn, wie er an Elise Reimarus schrieb,

1) Sie steht im Anhange zu Lessings Werken XIII. 653. Lachm.
2) XII. 514.

wenigstens auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungestört predigen lassen wolle." [1]) Sein Bruder ergriff diese Idee mit Lebhaftigkeit und spornte ihn eifrig zur Ausführung dieser „geistlichen Komödie" an. Doch sowohl er als Lessings andere Berliner Freunde hatten keine Ahnung von dem Ernste der Dichtung, unter der sie sich vielmehr eine derbkomische Satire mit allerhand polemischen Angriffen und direkten Beziehungen auf die Gegenwart vorstellen zu müssen glaubten. [2]) Denn Lessing selbst hielt es bald darauf für nothwendig, seinem Bruder zu erklären, daß man sich von seinem Stücke eine ganz falsche Vorstellung mache. „Es wird, schreibt er ihm, nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück als ich nur immer gemacht, und Moses hat ganz recht geurtheilt, das sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte (der „Nöthigen Antwort" ꝛc.) angestimmt habe." Die Theologen aller geoffenbarten Religionen, meint er, würden zwar innerlich auf das Werk schimpfen, aber es wohl bleiben lassen, sich öffentlich dagegen zu erklären. Uebrigens „hatte er ganz und gar keine Luft" seinen theologischen Kampf gegen Goeze und Consorten fallen zu lassen; und dieser „dramatische Absprung" sollte, so hoffte er, seiner eigenen Sache im geringsten nicht schaden, für die er gerade um dieselbe Zeit mit seiner „Neuen Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Schriftsteller betrachtet" [3]) nach den leichten Scharmützeln mit Goeze „das erste Treffen seiner Hauptarmee" in den Kampf zu führen beschäftigt war.

Zunächst aber galt es Subsistenzmittel zu erwerben für den Fall eines Schlages der ihn um sein Bibliothekariat bringen konnte. Deutschland mag wohl erröthen, wenn es liest, daß sein Lessing, der

1) XII. 510. 514.
2) XIII. 612.
3) XI. 495—514. Diese unvollendete Schrift erschien erst nach seinem Tode. Vergl. XII. 501

Begründer einer neuen Aera des deutschen Geistes, den er zuerst wieder auf die eigenen Füße gestellt hatte, daß Lessing am Ende seiner thatenvollen Laufbahn, als er sich niedersetzte um seiner Nation den Nathan zu geben, nicht hatte und nicht wußte, wovon er leben sollte während der vier bis fünf Monate, welche ihm die Vollendung dieses Werks kosten würde! daß er seinen Bruder bitten mußte, mit der Subskriptionsankündigung überall für ihn sein Netz auszustellen! „Ich besorge schon, fügt er hinzu, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert ehe der Hafer reif geworden." — O Deutschland!

Und heute noch, — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? —

Seine Briefe aus dieser Zeit enthalten darüber Aufschlüsse die uns das Herz verwunden. Um das Werk auszuarbeiten brauchte er, wie er seinem Bruder am 7. November 1778 schreibt, dreihundert Thaler; und diese zu erhalten war in dem Lande, welches die Ehre hatte, ihn zu besitzen, keine Aussicht. Auf Vorausbezahlung von Seiten der Subskribenten auf sein noch unvollendetes Werk wollte er sich nicht einlassen. „Denn wenn ich nun plötzlich stürbe, schrieb er dem Bruder, so bliebe ich vielleicht tausend Leuten, jedem einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis Ostern brauche ich freilich; und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte. Aber wenn Du freilich meinst, daß Dein anderer Vorschlag thunlich sei, und sich wohl noch ein Freund finde, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen

Vorschlag tausendmal annehmlicher finden. Ich brauche aber wenigstens dreihundert Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren von Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt geben kann: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte."

Zum Glücke fand sich Jemand, der dem Dichter auf vier Monate die erforderliche Summe vorschoß. Der wackere Mann, dem Deutschland indirekt den Nathan verdankt, und dessen Name daher wohl in einer Biographie Lessings einen Platz verdient, war ein jüdischer Kaufmann Namens Moses Wessely, ein guter Bekannter und Verehrer Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalte zu Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Lessings Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlicht hatte, und für dessen Herzensfeinheit schon allein die Art und Weise spricht, wie er, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig das Darlehn durch dessen Bruder anbieten ließ. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt.[1] „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden!" erwiderte der brave Israelite. Lessing nahm das Anerbieten um so dankbarer an, je „unglaublich übler" er, wie er hinzusetzt, ohne diese Hülfe daran gewesen wäre.[2] Aber auch noch im Verlaufe seiner Arbeit machte ihm diese Geldaffaire die größten Sorgen, und während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht

1) XIII. 616—617.
2) XII. 519.

decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm über den Hals kommenden Wechsel bezahlen solle. „Du glaubst nicht", schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe!" [1])

Es ist wohl gut die Deutschen von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, unter welchen äußeren Bedrängnissen ihre größten Geister die Meisterwerke schufen, denen Deutschland seinen welthistorischen Ruhm in der Kulturgeschichte verdankt, und auf die es zu Zeiten so stolz zu sein versteht. In welcher traurigen Lage sich aber Lessing damals befand, geht wohl, wenn es aus dem so eben Erzählten noch nicht klar genug sein sollte, aus einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an seine ihn wie gewöhnlich mit Vorwürfen und Verlangnissen um Geld bestürmende Schwester hervor. „Wenn Du wüßtest, schrieb er ihr am 28. Dezember 1778, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen!" Dieser Brief war mit fünf Louisd'ors beschwert, die er sich zu einer Zeit abbrach, wo er selbst, um nur leben und arbeiten zu können, fremdes Geld aufborgen mußte!

Uebrigens mag Lessings Beispiel auch zeigen, wie selbst bei den größten Geistern die Produktion von äußerlichen Vortheilen nicht so unabhängig ist, wie es so manche unserer lieben Landsleute sich vorspiegeln, die überall, wo es sich darum handelt, Genie und Talent in Literatur und Kunst mit dem Beutel zu fördern, ganz erstaunliche Idealisten sind, und noch immer die Meinung hegen, daß der Hunger auch hier der beste Koch sei. Bekanntlich wollte Lessing seinem Nathan eine Einleitung voranschicken und ein Nachspiel „Der Derwisch" folgen lassen; „wenn ich anders jetzt sehe, fügt er hinzu, daß es sich der Mühe verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige

1) XII. 524.

Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. Soviel Zeit leider habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird." [1] Aber sowohl jene „ziemlich starke Vorrede", welche unter Anderem auch die Grundsätze seiner neuen Interpunktion für Schauspieler enthalten und einer zweiten Ausgabe des Nathan — wenn er sie erlebte, — vorgesetzt werden sollte, noch jenes dramatische Nachspiel, der Derwisch, mit welchem er „auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks aufnehmen und zu Ende bringen wollte", sind ausgeführt worden. Durch Beides sollte eine zweite Ausgabe des Nathan „noch um die Hälfte stärker werden." „Doch ich weiß nicht", setzt er hinzu, „wie die erste Auflage aufgenommen wird, und denke schon an die zweite!" — Er lebte noch drei Jahre nach dem Erscheinen des Nathan, aber eine zweite Auflage erlebte er nicht!

Lessing kannte die Deutschen, die nach Goethe's bekanntem Worte „Zeit haben müssen um mit Dank zu erkennen." [2] Er stand auf dem Höhenpunkte seiner Meisterschaft, als er ihnen den Nathan gab, sein reichstes und vollendetstes Werk ein Dichterwerk trotz den Nergeleien der Romantiker, die froh waren, an dem stolzbescheidenen Worte des großen Mannes, daß er kein Dichter sei, ein bequemes Stichwort zu haben, und sich beeilten es ihm überall nachzusprechen. Er wußte was er seiner Nation mit diesem Werke gab: das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitschranken hinausreichenden ewigen Werth hat; eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachsen und mit dem eigenen Herzblute des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt und auf den

1) XII. 526.

2) Niemand soll herein rennen
Mit seinen besten Gaben!
Solln's die Deutschen mit Dank erkennen,
So müssen sie Zeit haben.

idealen Boden ewiger Poesie gestellt, von idealen Gestalten getragen, den Inhalt der beschränkten Gegenwart über vergangene und kommende Jahrhunderte und Jahrtausende ausdehnt. Er wußte das Alles, und er wußte auch, daß seine Verse „viel schlechter wären wenn sie viel besser wären", und daß Freund Ramler, dem er sie zur Nachfeile mittheilte, mit seiner Forderung von Anapästen oder antiken Trimetern eben so sehr auf dem Holzwege war, als andere Freunde, welche ungereimt genug für diese Dichtung gereimte Verse, oder andere, die gar Prosa verlangten. [1]) Er wußte das Alles, und dennoch täuschte er sich keineswegs über die nächste Aufnahme, welche sein Werk bei der Nation finden dürfte. „Ich will hoffen", schreibt er an Herder mitten heraus aus seiner Arbeit, „daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Vocaz Melchisedek heißt, und dem ich den Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Indeß kann ich sicher meinen Lesern: Introite et hic Dii sunt! [2]) zurufen." — Aber eben dies Selbstgefühl bewog ihn auch wieder, den Bedenklichkeiten seines Verlegers gegenüber zu erklären, daß das Stück erscheinen solle, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribirt hätten, ja wenn er es für sein eigenes Geld drucken lassen sollte. [3])

Bei seiner Arbeit selbst verlor er die Rücksicht auf die Bühne und die Aufführbarkeit des Stücks keinen Augenblick aus dem Gesichte. Die Selbstverleugnung, welche er hier, seinen tendenziösen Zwecken gegenüber, bewies, ist um so höher anzuschlagen, je weniger er selbst hoffte und hoffen durfte, eine solche Aufführung seines Werks und deren Wirkung auf seine Nation zu erleben. Denn er schrieb zwar seinem Bruder noch vor dem Drucke: „sein Stück habe

1) XII. 513. 515. 517.
2) „Tretet ein, auch hier sind Götter!" — XII. 521.
3) XII. 514.

mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und er wolle ihm den Weg keineswegs selbst verhauen, endlich doch einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre." [1] Allein schon unmittelbar nach der Vollendung des Druckes, als das Werk in seiner Gesammtheit vor ihm lag, schien ihm das überhaupt unmöglich. „Es kann wohl sein, schreibt er dem Bruder (18. April 1779), daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, *welches wohl nie geschehen wird*. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und wenn unter Tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Lessing hatte im Herbste 1778 eine Reise nach Hamburg in Anlegenheiten seiner Stiefkinder unternommen. Ein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in der ihm lieben Stadt, der anregende Verkehr mit den dortigen Freunden, unter denen Elise Reimarus obenan stand, [2] hatten ihm wohl gethan. Er fühlte sich erheitert und gestärkt, und in diesem Gefühl begann er bald nach seiner Rückkehr die Ausarbeitung des Werkes. Um die Mitte des November war dasselbe bereits in dem prosaischen Entwurfe beendet. Am 15. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem noch erhaltenen Manuscripte des ersten Entwurfs [3] besagt, die versifizirte Ausarbeitung und zu Anfang April des folgenden Jahres war das Ganze vollendet.

1) XII. 514.
2) XII. 510.
3) Man findet ihn abgedruckt bei Guhrauer, II. 2. Anhang S. 16—27.

# Drittes Kapitel.

## Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessings früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weihe des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe, [1]) dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei."

Im engsten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion aus-

1) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

schließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntnisse nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erscheinen läßt, steht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht — dieser Wahn, der allein die Quelle alles religiösen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit sei.

Diese Toleranz, welche sich auf das Evangelium der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren dichterische Lösung sich Lessings Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht. Diese Toleranz, dieses in der ganzen Dichtung athmende göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl ist es, was Goethe, Herder und Schiller, was alle Geistesheroen des deutschen Volkes „als ein heiliges und werthes Vermächtniß zu bewahren" unserer Nation ans Herz gelegt haben. [1])

Lessing selbst hat sich in jenem Sinne über die Tendenz seines Werkes ausgesprochen in dem Entwurfe einer Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan begleiten sollte. [2]) „Wenn man sagen wird, heißt es dort, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin

1) Goethe, Werke XLV. 22.
2) XI. 535—536.

gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem sie der christliche Pöbel gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug mich als einen solchen nicht zu verstellen." — Also nicht gegen das Christenthum und gegen die Bekenner desselben ist die Dichtung gerichtet, welche ja überdies den dogmatischen Inhalt dieser wie der beiden andern Religionen völlig bei Seite läßt, und als einzigen Maßstab ihres Werthes nur die werkthätige Seite derselben ins Auge faßt; wohl aber gegen den „christlichen Pöbel" aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Dajah, gegen den Glaubenspöbel, der sich steifend auf den Besitz einer exclusiven göttlichen Offenbarung, des lebendigen praktischen Christenthums, der werkthätigen, das ganze Leben heiligend durchdringenden Liebe, deren Uebung dem Bekenner Christi erst die wahre Weihe verleiht, um so eher entrathen zu können meint, je höher ihm das blos dogmatische Bekenntniß steht. Es ist kaum nöthig, Lessing gegen den bekannten Vorwurf zu vertheidigen, daß er das Christenthum unter die beiden andern Religionen gestellt habe, weil er nur aus den letzteren die idealen Vertreter der allgemeinen Religion der Sittlichkeit entnehme. Er selbst hat es zur Genüge gethan in der Stelle seiner Vorrede, wo er das Zurücktreten der christlichen Charaktere in der Oekonomie des Stücks gegen den Juden und den Mahomedaner aus historischen Gründen erklärt. Schon der Jude Mendelssohn hat vielmehr in dieser Dichtung die Verherrlichung des Christenthums erkannt, die schon allein in dem Umstande liege, daß nur aus einem christlichen Volke ein Mann wie Lessing und ein Werk wie der Nathan hervorgehen, daß nur in einem solchen Volke „sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntniß göttlicher und menschlicher

Dinge ausbilden konnte.“ Und es ist ein tief ins Herz der Dichtung Lessings und seiner Intention eindringender Gedanke, wenn ein von Lessings Geiste erfüllter Theologe unserer Zeit es ausspricht: daß grade der paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde liege: das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit heraus gestalten, und bleibe nur dann hinter Judenthum und Islam zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches sei.[1] Dieser Gedanke: daß das scheinbare Preisgeben des Christenthum im Nathan vielmehr auf einer höheren Werthschätzung desselben beruhe, und daß der Angriff grade deshalb auf den christlichen Religionsfanatismus gerichtet ist, weil ein solcher Fanatismus der Unduldsamkeit im Christenthum am wenigsten statthaben sollte, während er sich beim orthodoxen Juden und Moslem von selbst verstehe,[2] ist durchaus dem Innersten von Lessings Intention entnommen. Denn diese geht eben nur darauf hinaus, zu zeigen, daß unter gewissen gegebenen Bedingungen auch ein Mahomedaner oder Jude der bessere Mensch sein könne, und daß das religiöse Bekenntniß allein nicht über den sittlichen Werth des Bekenners entscheide. Wie die Boccazische Fabel von den drei Ringen der Keim war, aus welchem sich in Lessings Geist der Nathan entwickelt hat,[3] so hat der Dichter auch in diesem Meisterstücke der Erzählung den ganzen Kerngehalt seiner Dichtung zusammengedrängt. Es ist die Idee der Ausschließlichkeit, auf die sich alle geoffenbarten Religionen steifen, welche hier entschieden abgewiesen, es ist die gleiche Unerweisbarkeit der Echtheit, welche hier für alle ausgesprochen wird. Die gleiche Unerweisbarkeit wird aber zugleich zur vollen Gleichberechtigung des Anspruchs aller auf ihre Begründung:

1) Schwarz, Lessing als Theologe. S. 219.
2) Schwarz a. a. O.
3) XI. 535.

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben eht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

Es ist die individuelle Pietät, die fromme Anhänglichkeit an dem individuell Ueberlieferten, die somit an die Stelle des Fanatismus für ein Allgemeines, Allgemeingültiges, Ausschließliches gesetzt wird. Der Streit der Söhne bleibt unentschieden, und muß es bleiben, da der Vater selbst „nicht zur Stelle zu schaffen ist", der doch allein die entscheidende Lösung des Räthsels geben könnte, welche der bescheidene Richter von sich ablehnt. Aber die Entscheidung selbst in Lessings Sinne ist darum nichts weniger als zweifelhaft. Was der Dichter in der poetischen Umhüllung der Fabel nur andeutet, hat er klar und bestimmt in dem Aufsatze „über die Entstehung der geoffenbarten Religion" [1]) ausgesprochen. Diese Entscheidung lautet: „die innere Wahrheit, d. h. die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staat und Volke nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifizirt wird, ist bei einer so groß wie bei der andern, und alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr: insofern es überall nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch: indem nicht so-

1) XI. 607—609.

wohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion ist daher die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt."

Aber unendlich wichtiger als diese philosophische Entscheidung ist jene poetische, welche ihren Spruch im Munde des bescheidenen Richters in die Form des Rathes kleidet. Der rechte Ring soll ja die Wunderkraft besitzen, vor Gott und Menschen beliebt und angenehm zu machen. So lange also, wie hier bei den drei Brüdern, die Ringe nur zurück und nicht nach außen wirken, so lange jeder von den Brüdern „nur sich selbst am meisten liebt", so lange sind sie „alle drei betrogene Betrüger, und ihre Ringe sind alle drei nicht echt!" —

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von Euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend, tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen! —

Und dieser „weisere Mann", — das ist Lessings idealer Glaube — wird sagen: daß die ganze gegenwärtige Streitfrage erledigt sei, wenn die Voraussetzungen und Bedingungen, die der bescheidene Richter den um den Vorzug der Echtheit hadernden drei Brüdern stellte, erfüllt, wenn die Brüder, die Menschen, erkannt haben werden, daß die wahre Religion kein bloßes Geschenk übernatürlicher Offenbarung ist, daß sie vielmehr errungen werden muß durch eigne Kraft werkthätiger Liebe. Diese unendlich tröstliche Ueberzeugung hat Lessing in den Worten seiner Ankündigung des Nathan ausgesprochen: „die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist." Diese Welt der vollendeten, zur Humanität verklärten Toleranz, dieser erhabenste Gedanke, den eines Menschen Geist gedacht, ein Menschenherz erfaßt hat, diese Welt des echten, zu seinem vollen Rechte gelangten Menschenthumes ist das diesseitige Jenseits, auf welches der Dichter des Nathan die Menschheit hingewiesen, zu dessen Verwirklichung er alle edeln Geister angespornt hat und anspornen wird, so lange die Sprache dauern mag, in welcher Nathan der Weise gedichtet ist. Nicht untergehen soll das Besondere, das Individuelle in diesem Kultus des Allgemeinmenschlichen, — wie hätte die energischste aller Individualitäten, wie hätte ein Lessing diese Forderung stellen mögen! — wohl aber soll es sich vereinen mit der Anerkennung der fremden Individualität, nicht zur unübersteiglichen Schranke erstarren im sittlichen Verkehr der Menschen unter einander. Ueberall soll, wie Schwarz es vortrefflich ausdrückt, die Idee der Menschheit, der höchste Gattungsbegriff, auch die bestimmende Gewalt des Handelns sein; alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die socialen, die politischen, wie die religiösen, sollen gleichsam flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, alle nichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und Vorrechte der Stellung zusammenschmelzen in der reinen Gluth dieser Liebesflamme. Und diese Idee bricht nicht blos durch im

Nathan, wie Schwarz meint, der dafür eigends die bekannten Worte Sittahs anführen zu müssen glaubt, mit dem sie ihrem Bruder Saladin zuruft:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
> Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan
> — — — — — — — —
> Seine Tugend nicht, sein Name
> Soll überall verbreitet werden.

Nein, diese Idee ist vielmehr die lebendige Seele des ganzen erhabenen Gedichts. So sehr ist sie es, daß die Personen desselben, wie Nathan, Saladin, Sittah, Recha, der Templer, selbst der Derwisch, der Klosterbruder Bonafides, dieses unsterbliche Musterbild frommer Einfalt, nicht zu vergessen, nichts anders sind als Mitglieder jener idealen Freimaurerei, die nach Lessing „immer war und sein wird." Das ist die nothwendige und unentbehrliche, von welcher Viele der Eingeweihten nichts wissen, und Viele nicht Eingeweihte wissen, „die auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister beruht", und in nichts Anderm besteht, als in der Ausbildung der Humanität, in der Bewahrung jener heiligen Flamme auf dem Altare der Menschheit. Allerdings hat Lessing den Grundgedanken des Humanismus, dieser idealen Freimaurerei, in seinen „Gesprächen über Freimaurerei" bestimmter ausgeführt, und wir können nirgends besser als an dieser Stelle dieser Ausführung gedenken, die wir in die folgenden Sätze übersichtlich zusammendrängen [1]): „Die Unterschiede und Trennungen unter den Menschen bilden sich so leicht und von selbst, aber das Bewußtsein des Einheitsbandes, welches alles umschlingt, des gemeinsamen Geschlechts

1) Schwarz a. a. O. S. 223—225.

der Brüderlichkeit, in welche die Natur Alle gestellt hat, — dies Bewußtsein ist vielfach verdunkelt und verkommen, und muß mit immer neuer Begeisterung angefacht und lebendig erhalten werden. Das will oder vielmehr das soll die Freimaurerei. Ihre Aufgabe ist, die sich im wirklichen Leben überall aufthürmenden Schranken, Vorurtheile und Vorrechte immer wieder niederzureißen; die große einander entfremdete und verfeindete Familie der Menschheit immer wieder mit dem Gefühl ihrer Einheit zu durchdringen. Lessing führt aus, wie vorzugsweise nach drei Seiten hin, nach der politischen, der religiösen und der socialen, sich die Schranken für die höhere Menschlichkeit erheben. Die Staaten, das Mittel die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindliches Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben. Damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch ganz verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich, die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen aufzureißen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehn. Und wie schrecklich, wie unübersteiglich sind oft diese Klüfte und Scheidemauern! Nicht blos die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen. Welche Ungleichheiten! nicht blos in der Theilnahme an der Staatsverwaltung, in Macht, Rang und Einfluß, sondern auch im Vermögen! Und wie ist dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen. Aber, weil der Rauch unver-

meidlich, darf man darum keinen Rauchfang bauen? Weil Unterschiede sein müssen, sollen sie darum unübersteigliche Schranken sein? Also: das ist die Aufgabe, daß die Trennung nicht größer werde, als es unumgänglich nothwendig ist, daß ihre Folgen so unschädlich gemacht werden, wie möglich. Der Staat kann dafür nichts thun, denn er selbst bildet eine Schranke, und seine bürgerlichen Gesetze erstrecken sich nur auf die Grenzen des Staates. Es muß sich eine freie Vereinigung der Weisesten und Besten in jedem Staate bilden. Sie müssen über die Vorurtheile der Völker hinausgehn, genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört. Ebenso über das Vorurtheil der angebornen Religion; nicht glauben, daß Alles nothwendig, wahr und gut sein müsse, was diese dafür ausgiebt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterschiede. — „Sie dürfen sich durch bürgerliche Hoheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekeln lassen. Es ist nicht genug, daß die Weisesten und Besten der Menschheit in diesen Gesinnungen jeder für sich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt dastehen, nicht in unwirksamer und entmuthigender Zerstreuung untergehn. Sie müssen einen Bund schließen, zu gemeinsamem Wirken zusammenstehn. So nur wird es möglich, die Trennungen, welche die Menschen auseinander gerissen, wieder zusammen zu ziehen, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten." — Daß Lessing von diesem erhabenen Humanismus, von diesem idealen Bilde der Freimaurerei, die Wirklichkeit derselben weit entfernt fand, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als ihn nach seiner Aufnahme in den Orden zu Hamburg 1771 ein Mitglied fragte: ob er nun nicht zugeben müsse, daß er in demselben nichts gegen Religion und Staat gefunden? erwiderte Lessing dem Frager sarkastisch genug: „Wollte der Himmel ich hätte etwas dergleichen gefunden!" [1]) Aber

1) So Bode. Etwas anders Lessings Bruder Karl I. S. 295: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!"

dennoch hat die Freimaurerei als Trägerin eines großen Gedankens für Lessing ihren Werth, den er in die Worte zusammenfaßte: daß sich die Loge zur wahren Freimaurerei verhalte wie die Kirche zum Glauben. Der Großmeister aber dieser wahren Freimaurerei des Humanismus, dieser auf die reinste Selbstlosigkeit gegründeten Weltreligion der Liebe, die zugleich das Wesen der Religion Christi ausmacht, — das ist Nathan der Weise, ist Lessing selbst.

Nicht um seinen Freund Mendelssohn zu verherrlichen, nicht um christliche Bigotterie und Intoleranz durch das Gegenbild eines Mitgliedes der verachtetsten Nation zu beschämen, machte Lessing im Nathan einen Juden zum Träger des großen Gedankens, daß das rein Menschliche über alle Vorurtheile religiöser Satzung, über alle Ausschließlichkeit positiver Glaubensbekenntnisse den Sieg davon tragen könne und müsse. Mögen solche Absichten nebenläufig gewesen sein; die Hauptsache, den wesentlichen Grund erschöpfen sie nicht. Rötscher hat diesen Grund in seinem Cyclus dramatischer Charaktere in seinem Sinne entwickelt, und in der Natur des Judenthums selbst aufgezeigt. Der Sieg eines Prinzips ist um so glänzender und vollständiger, wenn es sich aus seinem schärfsten Gegensatze zur Ueberwindung desselben erhebt. In diesem Verhältnisse steht Nathan und das Prinzip, welches er vertritt, zum Judenthum. Das Judenthum ist die exclusivste aller Religionen; es schließt alle übrigen aus, hält ihre Bekenner, sich, dem erwählten Volke Gottes gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung ist darum dieser hochmüthigen Ausschließlichkeit ebenso fremd, wie die Universalität des Christenthums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proselyten gemacht, nicht aus Toleranz, sondern weil sie das Erbe göttlicher Verheißung nicht selbst vermindern wollten. Lessing hat diesen Vorwurf dem Judenthum nicht erspart. Es ist der Tempelherr — dem „die fromme Raserei den bessern Gott zu haben, diesen bessern der ganzen Welt als besten aufzudringen in ihrer schwärzesten Gestalt," in den Kreuzzügen erschienen ist, und

ihm „die Schuppen von den Augen“ genommen hat, — der Tempelherr ist es, welcher dem Duldung und Gleichberechtigung beanspruchenden Juden erwidert (II 5):

Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? —
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Aus diesem Hochmuthe der Exclusivität, aus dieser Starrheit und Beschränktheit der religiösen Unduldsamkeit, die selbst unter Schutt und Trümmern Jerusalems und Judäa's den alten Stolz bewahrte, läßt nun Lessing den Nathan, diese reinste Blüthe edelster Menschlichkeit, gleichsam wie eine Wunderblume aus Schutt und Moder das Haupt zum Himmel heben. Sein Nathan ist ein Jude, denn nur ein Jude — das ist der Sinn — konnte jenes Humanitätsprinzip zur reinsten Höhe des Sieges entfalten, weil nur ein solcher den Gegensatz desselben in seiner mächtigsten Gestalt und zwar in und an sich selbst zu bekämpfen hatte, um dahin zu gelangen. Die Kraft aber mißt man nur durch den Widerstand, die Ehre des Siegers nur an der Stärke des Gegners. Wer so, wie Nathan, den Feind in der eigenen Brust besiegt, so alle nationalen Vorurtheile exclusiven Glaubens überwunden, alle Fesseln des starren Gesetzeszwanges im Leben abgestreift, wer so aus dem beschränktesten aller religiösen Gebiete sich durch eigne Kraft, durch die Macht des Geistes in den reinen Aether der Humanität erhoben hat, — der nur kann auch für Andere ein würdiger Priester seines neuen Glaubens sein. „Darum,“ sagt der vorgenannte Schriftsteller in seiner Charakteristik Nathans, „ist Nathan der bewußte geistesklare Träger des Prinzips, welches aller Glaubenstyrannei und jedem das Menschliche ver-

drängenden religiösen Hochmuthe den Krieg erklärt, und das menschliche Bewußtsein aus solchen Fesseln zu befreien strebt. Darum ist dies Prinzip bei Nathan ein Resultat des Lebens, — darum kennt auch Nathan alle Bemühungen des Gegners, alle Wendungen des Feindes, weil er in alle selbst hat eingehen müssen, um sich aus der Beschränktheit des Volksgeistes, dem er durch Geburt und Erziehung angehört, zu befreien." Darum endlich darf er auch dem Templer auf jene vorwurfsvolle Frage zurufen:

— Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! —

Und ist es denn etwa ein anderer Grund, weshalb grade mitten im Schoße des Judenthums, der abgeschlossensten, exclusivsten Nationalreligion Christus und das Christenthum, die universalste aller Religionen, sie deren Prinzip selbst die Universalität ist, sich erheben mußte? Die „fromme Einfalt" ist es, die es bei Lessing ausspricht, daß am Ende doch „das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut sei"; sie ist es, welche bekennt, daß es ihr Thränen genug gekostet —

„Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
„Daß unser Herr ja selbst ein Jude war!"

Ist nicht in dem großen Drama der Menschheitgeschichte Christus, der Jude, selbst in seiner Stellung durch Nationalität und religiöse Lebensbedingtheit das echte Vorbild zu dem Nathan des Gedichts? Und diesen Nathan hinwiederum, diese göttliche Gestalt eines Propheten des reinen Menschenthums, diese Gestalt voll edelster Milde, reinster Liebe und höchsten Friedens der Seele schuf ein Mann,

gegen den zu derselben Zeit der Fanatismus wüthender Zeloten, der Hochmuth, und die Bosheit der gläubigen Unvernunft alle ihre Giftpfeile richteten, ein Mann, gegen den die Priester und Verkündiger der Lehre dessen, der nur die Liebe gebot, den Bann von ihren Kanzeln schleuderten, dessen Ehre und guten Namen, dessen bürgerliche Existenz sie zu untergraben suchten, der selbst während der wenigen Monate, in denen er dies Werk für seine Nation vollendete, vor den Angriffen der erbitterten Pfaffen keine Ruhe hatte.[1]) Bietet sich nicht auch hier eine Analogie zu dem im Vorhergehenden Gesagten? Tritt nicht auch hier gewissermaßen Lessing selbst in die Stelle seines Nathan, der gleichfalls das edelste Tugendwerk seines gottergebnen Sinnes, jene Liebesthat von Darun, sich inmitten der schwersten Leidensprüfung seines Lebens abgewann, der ein hülflos verlassenes Christenkind in demselben Augenblicke an sein Herz nahm, in welchem ihm der christliche Fanatismus „sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne" jammervoll ermordet hatte?[2]) Und wenn von solchem Sinne überwältigt die fromme Einfalt des Klosterbruders in das Geständniß ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie! —

werden wir da nicht unwillkürlich an Lessings Freunde erinnert, von denen gleichfalls keiner ihn solcher Selbstüberwindung für fähig, keiner es für möglich gehalten hatte, daß die angekündigte religiöse Tendenzdichtung so frei von aller direkten Feindseligkeit und Polemik sein, so ganz nur die Ruhe und den Frieden eines völlig mit sich und der Welt in Einklang lebenden Geistes athmen, daß ein Werk der reinsten Milde, der religiösesten Gesinnung, eine Dichtung des vollendeten Friedens aus der kriegerischen Werkstatt des Geistes

1) XII. 530.
2) Nathan Akt 4, Scene 7. (Werke II. 323—325.)

hervorgehen werde, der ein Leben lang den Kampf der Humanität und Freiheit gegen die Barbarei der Intoleranz und Unfreiheit mit den schärfsten Waffen geführt hatte, und der, ehe er vom Siegen matt das Haupt senkte, in diesem Gedichte seiner Nation und der Menschheit ein ewig theures Vermächtniß hinterließ!

Allerdings kann man von dem Standpunkte der Aesthetik und der Gesetze des Drama's gegen das Werk manche Ausstellung machen. Die Hineinverlegung der Ideen von Toleranz, Aufklärung und Humanität in einen Stoff aus den Kreuzzügen, welche Vischer als einen Widerspruch gegen die Natur der letzteren hervorhebt,[1] enthält einen Vorwurf, den Lessing selbst bereits voraussah, und gegen den er sich mit nicht ganz zureichenden Gründen in der mehrerwähnten Vorrede zu vertheidigen versuchte. Ebenso ist der Mangel an dramatischer Lebendigkeit und fortschreitender Handlung zuzugeben, statt deren die Situationen und das reflektirende Für und Wider der Diskussion vorherrschen. Vor Allem zeigt sich endlich die dramatische Schwäche des Werks in der Katastrophe, in der Lösung am Schlusse des Ganzen. Hier ist die Aesthetik sicher im Rechte, wenn sie geltend macht,[2] daß zwar der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan ganz eben so wie der Charakter der Iphigenie in Goethe's Dichtung ein positives Ende forderte, daß aber dennoch Lessing im Nathan nicht genug beachtete, welchen schweren Conflikt zwischen dem Fanatismus des Christenthums und der reinen Humanität er angelegt habe, und daß ebendeshalb der Schluß, den er der Handlung im Sinne des bürgerlichen Familienschauspiels gab, ein ungenügender war. „Der Patriarch, fährt der Aesthetiker fort, mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden.

---

1) Vischer, Aesthetik, II. S. 367.
2) Vischer a. a. O. III. S. 1429 u. 1430.

Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen."

Man kann, wie gesagt, dies Alles zugestehen, und den Tadlern die „schlechten Verse" obenein in den Kauf geben. Aber trotz alledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der bescheidne Dichter „den Sohn seines Alters" nannte, „den die Polemik entbinden helfen," [1]) in unserer Literatur so einzig in seiner Art dasteht, wie Goethe's Faust, neben welchem ihn mit Recht der Geschichtschreiber unserer poetischen Nationalliteratur, als dem eigenthümlichsten und deutschesten Werke, welches unsere Poesie geschaffen, seinen Ehrenplatz angewiesen hat. Als dramatisch abgeschlossenes Kunstwerk darf man es sogar noch über die Goethe'sche Dichtung setzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der Letzteren zu beeinträchtigen. Was in Lessings Schöpfung das Charakteristische ausmacht: der Friede und die Versöhnung des mit Gott und sich selbst in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, diese Harmonie des Individuums mit Welt und Vorsehung, die sich wie ein Regenbogen über das Universum spannt, — das muß nothwendig an ergreifender pathologischer Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollen Leidenschaft, des unversöhnten Zweifels, der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückstehen. Hier trägt es die Tragödie Faust — denn eine Tragödie ist der Faust, trotz des vom Dichter versuchten positiven Abschlusses — über dem Schauspiel Nathan davon, und die objective Schwäche offenbart sich auch hier als die subjective, die poetische Stärke.

Richtiger aber und fruchtbarer scheint es, beide Werke als eine gegenseitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darstellung des deutschen Geistes in seiner Totalität zu fassen. Von dieser Seite betrachtet, bilden sie eine Erscheinung, die ohne Gleichen dasteht

1) Brief an Jacobi. Lessing, Werke XII. S. 531.

in der Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte an der Erhabenheit der Aufgabe, welche sich das Drama als sittlich erziehendes Bildungsmittel zu stellen vermag der muß ihn schwinden sehen bei der Betrachtung, was Lessings Nathan seit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in diesem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet, und in der Dichtung silberner Schale den Goldgehalt der tiefsten echt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt, und unsern Blick über alle Wirrniß der Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher stets sich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe gestärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugniß auf, die jemals so glücklich gewesen, mit gesammeltem Geiste den Eindruck in sich aufzunehmen, den sie von einer würdigen Darstellung dieses Werkes empfingen, wenn Lessings Genius in diesem größten seiner Werke sein Evangelium des Geistes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der Dunst- und Wetterwolken unserer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unsterbliche Gestalt seines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geschichte seiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebnen Menschenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beseeligende Aussicht auf eine Zukunft voll erhabenen Trostes erschloß.

In der That! dies Werk und diese Gesinnung sind ein Testament geworden, welches Lessing der Menschheit hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein und uns, so Gott will, selber schützen gegen jede Verfinsterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Gesinnung, zu der sich Lessing bekannte, ist das Erbe von Tausenden und Abertausenden geworden, und ewig frisch und jung, ewig neu und neues Leben erzeugend steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menschenalter von uns geschieden, steht es da, ein Aergerniß für die „Goeze" aller Zeiten, und ein Trost und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Lessing'schen Geistes:

Will uns erneuter Wahn entsetzen,
Scheint längst Begrabnes wieder nah:
Getrost! und wimmelt's rings von „Götzen",
Für ewig ist ihr Lessing da!

---

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, hinter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann." Mit diesen stolzbescheidenen Worten erklärte sich der Dichter des Nathan selbst über den dichterischen Werth seines Werkes.[1] Wir brauchen hier die alte Streitfrage nicht zu erneuern, ob und in wie weit Lessing ein Dichter war. Sein Nathan ist ein Dichterwerk voll unvergänglicher Schönheit, ein Drama, dessen Menschen und Charaktere so ausgeprägt vor uns stehen, wie die Schöpfungen der größten Dramatiker aller Zeiten. Die einzige Figur des Nathan würde hinreichen, um ihm neben denselben seinen Platz anzuweisen. Lessing schritt auf seiner dramatischen Dichterlaufbahn in stets aufsteigender Linie der Vollendung zu, und war sein erstes Stück sein

1) XI. 536.

schlechtestes so ist sein letztes sein bestes. Er selbst hat das Vorwiegen der Tendenz in demselben nie geleugnet. Aber er durfte sich sagen, daß er mit seinem Nathan ein Tendenzgedicht geschaffen, wie die Welt bisher keins gesehen hatte, und schwerlich sobald wieder sehen wird. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier seine ganze Seele legt, das Bewußtsein, mit dieser Dichtung dem Geistesdrange kommender Geschlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugten in ihm, als er den Nathan schuf, von selbst jenen Schwung der Begeisterung, den er sonst in seinem dichterischen Schaffen an sich vermißte. Jeder begabte Mensch hat eine Seite seines Wesens, welche ihn zu dichterischer Produktion befähigt, so wie man wohl zu sagen pflegt, daß jeder begabte Mensch zu irgend einer Zeit seines Lebens Dichter sei. Gelingt es nun einem solchen, den gemäßesten Ausdruck und die entsprechendste Form für diesen dichterischen Bestandtheil seiner Natur im günstigsten Momente für den richtigen Stoff zu finden, so entsteht ein Kunstwerk, dem von seinem Werthe durchaus nichts entzogen wird, daß es vielleicht das einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Lessing und seinem Nathan. Minna von Barnhelm und Emilia Galotti sind freilich ebenfalls mit künstlerischer Nothwendigkeit aus dem Geiste des Dichters entsprungen; auch in ihnen spiegelt sich das Leben und Interesse der Zeit des Dichters in gewissen Grundverhältnissen. Aber die Seele des Poeten, der tiefste Gehalt seines Wesens geht in diesen Dichtungen nicht auf, und die Erregtheit der schaffenden Kraft wird nicht zur seherischen Begeisterung. Der künstlerische Verstand wiegt vor das Herz tritt zurück, und der Künstler steht neben und über dem Kunstwerke.

Ganz anders im Nathan. Einsam gegenüber seiner Zeit, die ihn bald verkannte, bald verketzerte, richtet er sich aus dem tiefsten zermalmenden Lebensschmerze über den Verlust eines, so eben erst mühsam erbauten Erdenglückes, in dieser Schöpfung auf an dem Grundgedanken seines Lebens und Wesens, indem er ihn dichterisch

zu gestalten und zu verklären sucht. In der Ferne entlegener Zeiten, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuren Weltbewegung, gewinnt er den Boden für die Gestalten und Träger seiner Idee, und mit klarem Bewußtsein über alle Vortheile, welche ihm sein Schauplatz bietet, weiß er dieselben zu benutzen. Zum Erstenmale verläßt er auch in der äußeren Darstellungsform den Bereich der Prosa, auf dem er doch wie Keiner heimisch war. Das Gewicht des geistigen Gehaltes nicht minder wie der Charakter morgenländischer Erhabenheit führen ihn auf die allein gemäße metrische Form, und während er dieselbe mit diesem ersten Versuche für die ganze Folgezeit des höheren Drama's feststellt, bewältigt er sie dergestalt, daß von dem unübertrefflichen individuellen dramatischen Leben seines prosaischen Dialogs Nichts verloren geht. Die Knappheit in dem Style der Minna, der Lakonismus der Emilia Galotti verschwinden in dem volleren Strome, der aus des Dichters Herzen sich ergießt, und lassen jene heitere Naivetät hervortreten, die Goethe am Nathan so entzückte. Aus dem unscheinbaren Kern einer alten Boccazischen Fabel entfaltet er, wie Shakspeare, die lebendigste Fülle plastisch abgerundeter Charaktere- und eine wie ein Ring sich abschließende, die wunderbarsten Begebenheiten zu schöner Harmonie vereinigende Handlung, gestaltet er ein Kunstwerk, in welchem von der ursprünglichen Intention nichts unausgesprochen bleibt, ein Werk, das wie die Glocke des Dichters sein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Aether der Liebe und Versöhnung der Menschen durch die Welt ertönen lassen wird, so lange Menschenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward.

# Drittes Kapitel.

## Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessings früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weihe des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe, [1]) dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei."

Im engsten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion aus-

1) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

schließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntnisse nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erscheinen läßt, steht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht — dieser Wahn, der allein die Quelle alles religiösen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit sei.

Diese Toleranz, welche sich auf das Evangelium der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren dichterische Lösung sich Lessings Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht. Diese Toleranz, dieses in der ganzen Dichtung athmende göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl ist es, was Goethe, Herder und Schiller, was alle Geisteshoroen des deutschen Volkes „als ein heiliges und werthes Vermächtniß zu bewahren" unserer Nation ans Herz gelegt haben. [1])

Lessing selbst hat sich in jenem Sinne über die Tendenz seines Werkes ausgesprochen in dem Entwurfe einer Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan begleiten sollte. [2]) „Wenn man sagen wird, heißt es dort, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin

1) Goethe, Werke XLV. 22.
2) XI. 535—536.

Er erklärte dem hochwürdigen Consistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—398.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl. 510.

Er erklärte dem hochwürdigen Consistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—398.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl. 510.

Er erklärte dem hochwürdigen Consistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—398.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl. 510.

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! — Wir besitzen keine Schilderung ihrer äußerlichen Erscheinung von irgend einem Zeitgenossen. Aber glücklicherweise ist ihr Portrait erhalten in einem Oelbilde, das von einem unbekannten Künstler in Wien gemalt, neun Jahre lang Lessings Arbeitszimmer schmückte und sich jetzt im Besitze ihres Enkels [1]) befindet. Dies Portrait beweist, daß das Aeußere dieser ausgezeichneten Frau im schönsten Einklange mit ihrem innern Wesen stand. Ein längliches überaus fein geschnittenes Gesicht von zartem Kolorit und sehr weißem Teint, mit dem die dunkelblonde Farbe des nach damaliger Mode hoch aufgebauten Haares sehr wohl harmonirt, zeigt in den großen weitgeöffneten dunkelblauen Augen, in dem geistreichgeformten Munde und in dem kräftigen Kinne Klugheit und Scharfblick im Verein mit großer Güte und ruhigem Wohlwollen. Auf den ersten Blick spricht sich die geistige Zusammengehörigkeit mit Lessing aus, an dessen Augen die ihren wunderbar gemahnen. Ihre Gestalt erscheint schlank und wohlgebaut, Arme und Hände von großer Schönheit und die Haltung von jener anmuthvollen Würde, die ihr in ihrem Leben eigen war.

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kur-

---

1) Des Amtsrath E. Henneberg in Wasserleben bei Wernigerode. Es ist das Bild, das sie von Wien aus Lessing zusenden ließ (Lessing Werke XIII. S. 369. Lachm.). Es ist 34 Zoll hoch, 27 Zoll breit, und zeigt etwa ⅔ der sitzenden Figur. Das Portrait Lessings, das derselbe ihr nach der Verlobung schickte, ist gleichfalls erhalten und jetzt im Besitze des Herrn Spangenberg zu Ohsen bei Hameln. Es ist von dem ältern Tischbein († 1789, Hofmaler zu Kassel) gemalt. und nach dem Urtheile von Lessings Stieftochter Amalie König „das sprechend ähnliche Abbild Lessings, wie er in heiter angeregter Stimmung und in geistreicher Gesellschaft aussah". (Briefl. Mittheilung von Eva Königs Enkel.)

fürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schillers Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch, wie erwähnt, in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe. [1]) Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch, war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen, [2]) angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, uud dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und

1) XII. 462—463.
2) Schlosser, Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

folglich die bibliſchen Ausſprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwerfe. Leſſing hat ſich dieſen Zug in ſeinem Nathan nicht entgehen laſſen, wo Goeze's Ebenbild, der fromme Patriarch, ſeine bei Saladin anzubringende Denunziation des weiſen Nathan mit den Worten motivirt:

> Auch mach ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
> Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
> Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
> Der Menſch nicht glauben darf.[1])

Aber Goeze hatte ſich mit einer ſolchen allgemeinen Denunziation nicht begnügt. Er hatte auch die obrigkeitlichen Gewalten, die Conſiſtorien, den Reichshofrath wider Leſſing und die Fragmente angerufen — wie denn auch bereits die Mitarbeiter an dem Frankfurter Anzeiger, Goethe, Merck, Schloſſer u. a., die Goeze's Zelotismus beſpöttelt hatten, von dem Frankfurter Magiſtrate ſehr ernſt bedroht und zum Stillſchweigen in theologiſchen Dingen verurtheilt worden waren.[2]) Er und die Seinen hatten öffentlich erklärt, daß Leſſing „als einer der frechſten Störer des öffentlichen Friedens, der die Grundfeſten des heiligen römiſchen Reichs wankend zu machen ſuche," die Ahndung des Reichshofrathstribunals verdiene, welches verbunden ſei, „nicht allein die Urheber, Schreiber und Drucker von Schriften gegen die chriſtliche Religion, ſondern auch die Herausgeber und Verbreiter derſelben nach Beſchaffenheit der Umſtände an Ehre, Leib, Gut und Blut unnachſichtlich zu beſtrafen." Auch damit hatte Goeze ſich noch nicht genug gethan. Je unfähiger er ſelbſt ſich fühlte, den Kampf gegen einen Leſſing zu führen, deſto eifriger war er in dem Geſchäfte andere gegen ihn aufzuhetzen. Er trieb die Göttingen'ſche Theologenfakultät an, ſich gegen Leſſing zu

1) II. 304.
2) Schwartz 130.

erheben, und wußte selbst einen Semmler dazu zu bewegen, gegen Lessing in einer Weise aufzutreten, die diesen mehr als Alles andre verletzte und empörte. Er versuchte unter der Hand auch in Preußen bei dem Minister von Zedlitz gegen Lessing zu machiniren. Aber dieser treffliche Mann, der als Minister sich privatim Vorlesungen über Metaphysik halten ließ, war freilich nicht danach angethan, auf einen Goeze zu achten. Zuletzt entblödete sich dieser nicht, Lessing sogar direkt bei seinem Landesherrn als einen Menschen zu denunziren, dem derselbe seine Bibliothekarstelle nicht länger ohne Gefahr für sein fürstliches Haus lassen könne, „da ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben so gut Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären!“ [1])

Mit einem Fußtritte der Verachtung schleuderte Lessing die in dieser Denunziation liegende pfiffig giftige Anschuldigung von sich, während er die zugleich in derselben enthaltene Beleidigung seines Fürstenhauses aufdeckte. Aber das Beste war doch, daß den Denunzianten selber bald darauf eine tragikomische Nemesis ereilte und ihn in dieselbe Grube fallen ließ, die er einem Andern gegraben hatte. Denn während der Reichshofrath Lessingen unangefochten ließ, ward umgekehrt Goeze in Folge einer seiner fanatischen Predigten von dem kaiserlichen Residenten wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Hamburger Magistrate verklagt. Zwar erließ man, wie es scheint, dem gedemüthigten Zeloten den öffentlichen Widerruf, wohl aber ward ihm in strenger Verwarnung verboten, sich Aehnliches wieder zu Schulden kommen zu lassen. [2])

---

1) X. 179—180. 231.

2) Thieß' Leben Goeze's S. 44. Vergl. Lessing, Werke XIII. 627. 634. XII. 540.

Lessings Kampf gegen Goeze nahm indeß ein für Freund und Feind gleich unerwartetes Ende.

Goeze hatte erklärt, er sei bereit, sich auf den Hauptpunkt ihres Streites, auf den Satz: ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren ginge oder gar nicht geschrieben worden wäre? sofort gehörig einzulassen, sobald sein Gegner sich darüber bestimmt erklärt haben würde: „was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe?“ — Mit dieser Forderung glaubte er Lessing vollständig aus dem Felde geschlagen zu haben, da dieser sich, wie er triumphirend hinzusetzte, „wohl gehütet haben würde, diesen Streit anzufangen, wenn er hätte voraussehen können, welchen Ausgang derselbe durch diese Wendung nehmen, und wie er gezwungen sein werde, die wahren Gedanken seines Herzens zu offenbaren.“ Aber grade mit dieser unverschämten Herausforderung lief er selbst in die bereit gehaltene Klinge seines Gegners, dem diese Wendung sehr erwünscht kam. Lessing beantwortete diese Frage in zwei neuen Schriften, [1]) deren streng ernst gehaltener Ton sehr abstach gegen den Stil der „Antigoezen“, der selbst in Berlin nicht zensirbar erschien, mit der einfachen Erklärung: er *verstehe* unter der christlichen Religion in jenem von ihm aufgestellten Satze alle diejenigen Glaubenslehren, welche in der Symbolik der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien. Den Inbegriff dieser Glaubensbekenntnisse der ältesten Kirche, und ihr Verhältniß zur Bibel entwickelte er in einer Reihe von Sätzen, die er „aus eigner sorgfältiger, mehrmaliger Lesung aller Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte“ gezogen, und über die er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die schärfste Prüfung einzulassen bereit erklärte. Mit dem vollen Selbstgefühle seiner Sicherheit setzte er hinzu: „der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen als ich; der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen als ich.“ Selbst Goeze

1) Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage. X. 239—252.

begriff, daß er Lessing auf diesem Gebiete nicht entfernt gewachsen, und daß es ihm unmöglich sei, den Streit nach dieser Erklärung weiter zu führen. Er, der bisher nie einem Gegner das letzte Wort gelassen, erstaunte bis zum Verstummen. Mit ihm seine Schildknappen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen „der freiwilligen Beiträge“ und des „Postreuters“ war mit ihm zugleich verstummt.“ [1]) Die Niederlage des orthodoxen Lutherthums wie es Goeze vertrat war vollständig, und Lessing sah sich eines Gegners entledigt, an dem zwar keine Ehre zu erwerben gewesen war, der ihm aber doch durch die Polemik, zu welcher er ihn genöthigt, in seiner damaligen tiefen Trübsal, von der wir später reden werden, eine Erheiterung gewährt hatte, die er nach seinem eignen Geständnisse ungern vermißte. [2]) —

Das Wichtigste aber in diesem Kampfe ist der Umstand, daß Lessing in demselben seine Sache Goeze gegenüber, zur Sache der von seinem Gegner beleidigten katholischen Kirche machte, und schließlich gradezu auf die Nothwendigkeit einer Union zwischen Protestantismus und Katholizismus hinwies.

Goeze und die Seinen hatten mit ihren Behauptungen, daß nur der ein Christ sein könne, für den die Bibel der alleinige Lehrgrund der christlichen Religion sei, dem überwiegend größeren Theile der Christen die Berechtigung zu diesem Namen abgesprochen. Sie waren nach Lessings kräftigem Ausdruck „die Stänker, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem sie alles was katholisch ist, als unchristlich verdammen.“ Ihnen gegenüber stellte sich daher Lessing mit seinem großen Prinzipe, dessen Verwirklichung auch dem politischen Geschicke unserer Nation eine unberechenbare Wendung zu geben vermöchte.

1) XI. 563.
2) XII. 500. 501. 502. 503. 509. 516.

Dies Prinzip ist das der Union, als deren wesentliches Fundament er den Satz hinstellte: „Wie nur Dasjenige gegen das Christenthum gelten dürfe, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten wisse, so müsse auch nur das zum Christenthume gehören, was Katholiken und Protestanten gemein sei.“ [1] Er sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht Beide seit ihrem Bestehen einem höheren Gesetze folgen müßten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhalte. [2] Seine Vertheidigung des Katholizismus war freilich zugleich eine strategische Wendung, mit der er sich gegen die ihm von Goeze angedrohte Verfolgung von Seiten der deutschen Reichsbehörde zu sichern suchte. Aber sein Grundgedanke einer Union war darum nicht minder ernstlich gemeint. Je fester er selbst auf dem einzigen Fundamente des Protestantismus der absolut freien Kritik und Forschung stand, um so sicherer vermochte er vom historischen Standpunkte den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der heutige offizielle Protestantismus aber mag sich Lessings Prophezeihung gesagt sein lassen, welche er in dem Fragmente „von den jetzigen Religionsbewegungen“ [3] ausspricht: „Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen, — ja wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen ist.“

Wir Andern aber wollen uns getrost an jenes erhabene Wort des großen Mannes halten, der es mit edler Resignation der Zeit

1) X. 246.
2) Guhrauer II. 2. 180.
3) XI. 591.

überließ, was seine aufrichtig gesagte Meinung wirken solle und könne. „Vielleicht soll nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können!“

Hier müssen wir für kurze Zeit den Gang unserer Darstellung unterbrechen, und, ehe wir dem großen Freiheitskämpfer weiter auf der glorreichen Siegeslaufbahn seiner letzten Lebensjahre folgen, einen Blick auf seine persönlichen Zustände und auf die bittern Leiden werfen, unter deren Dornendruck er seine letzten und größten Geistesthaten gethan hat.

# Dreizehntes Buch.

## Nathan der Weise.

„Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit Bild und die Götter vergehen vor dem alleinigen Gott."

Platen.

# Erstes Kapitel.

## Eva Lessings Tod.

Wer ohne von Lessings Lebensschicksalen Kunde zu haben die im vorigen Kapitel von uns behandelten Streitschriften gegen Goeze, mit ihrer spiegelhellen Klarheit, ihrem sprühenden, bald mit dem Gegner spielenden, bald ihn zerschmetternden Witze, ihrem heiteren Humor und ihrer unverwüstlichen guten Laune in die Hand nähme, der dürfte unwillkürlich zu dem Glauben verleitet werden, daß eine so vollkommene Beherrschung aller geistigen Kräfte und Fähigkeiten einen entsprechenden Zustand äußeren und inneren Behagens, kurz eine Gemüthslage des Verfassers voraussetze, die nur das Resultat befriedigten eigenen Glückes sein könne.

Und dennoch werden wir sehen, daß gerade in der Zeit, ja in demselben Augenblicke, wo Lessing die erste Feder zu jenem Kampfe ansetzte, nach kurzem Glücke das schwerste Unglück seines Lebens über ihn hereingebrochen war, und daß er, den eigenen Tod im Herzen, ein sterbender Fechter, den letzten großen Freiheitskampf seines Lebens geführt hat.

Wir haben Lessing im letzten Kapitel des neunten Buchs am Ziele seiner langgehegten Wünsche und im dankbaren Genusse des ersehnten häuslichen Glückes verlassen. Mit dem 8. Oktober des Jahres 1776 hatte nun für ihn in der That ein neues Dasein begonnen. Zum Erstenmale in seinem Leben sehen wir ihn befriedet und

glücklich, an der Seite einer trefflichen Frau im Kreise ihrer von ihm mit Vaterzärtlichkeit geliebten Kinder. Er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke seiner Schulden, die obgleich kaum tausend Thaler betragend, doch in seiner Lage und bei den Anforderungen, die seine dürftigen Anverwandten an ihn machten, Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten. Eine baldige Verbesserung seiner ganzen Stellung stand in naher Aussicht, und eine jährliche Ehrenpension von hundert Louisd'ors, die ihm der Kurfürst von der Pfalz kurz zuvor von freien Stücken verliehen hatte — die aber freilich wie wir sehen werden nie gezahlt wurde — schien ihn mit einem Male aller materiellen Sorgen, die ihn lebenslang verfolgt hatten, um so mehr zu entheben, als auch seine Frau von dem geretteten Reste ihres Vermögens immer noch eine Jahresrente von einigen hundert Thalern übrig behalten hatte. Alles was er jetzt wünschte, war: für das Glück der geliebten Frau noch einige Jahre zu leben! Kurz vor der Hochzeit hatte er ihr in diesem Sinne geschrieben: „Meine Aussichten sind jetzt so, daß ich ruhig sein kann, wenn ich noch ein Paar Jahre lebe. Ohne das würde ich Sie, meine Liebe, jetzt freilich in Unruhe und Kosten setzen, die Sie einmal bereuen müßten. Deswegen bin ich auch jetzt um ein Bischen längeres Leben so bekümmert, als ich es noch nie gewesen. Doch etwas muß man bei allen Unternehmungen in der Welt wagen." Er ahnte nicht, daß er sein schwer errungenes Glück so bald überleben sollte! — —

In allen während seiner kurzen Ehe geschriebenen Briefen sehen wir seine Zufriedenheit und sein Glück sich kundgeben. Er ist voll heiterer Laune und guten Humors, und von seiner früheren Bitterkeit ist keine Spur zu bemerken. Er bestellt wiederholt bei dem Bruder in Berlin Putzsachen für Frau und Tochter, [1]) rühmt die Ordnung seiner Verhältnisse, und ist sicher „ein ordentlicher Haus-

1) XII. 478. 495.

vater zu werden", was, wie er in einem Briefe an seinen Bruder scherzend hinzusetzt, bei Leuten ihres Schlages doch nur dann möglich sei, wenn sie sich einem Anderen zu Gefallen darauf verlegten.[1]) Er ladet nicht nur den Bruder in Berlin, der sich gleichzeitig mit ihm verheirathet hatte, sondern auch seine anderen Verwandten und Freunde auf das Dringendste ein, ihn in seinem häuslichen Glücke zu besuchen; und selbst der Tod seiner Mutter, den er als liebender Sohn empfand, vermag eben so wenig wie die bald näher zu erzählende schlimme Erfahrung, die er bei Gelegenheit der Mannheimer Berufung machte, seine Stimmung nachhaltig zu verändern; ja vielmehr fühlt man in dem berühmten Briefe, den er an den Pfälzischen Minister von Hompesch und indirekt an dessen fürstlichen Herrn schrieb, die wiedergewonnene Elastizität seines Geistes und das erneuerte Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines Werths. Beides äußerte sich auch in anderer Beziehung. Er fühlte sich wieder produktiv, und fühlte jene Zeit für bessere Arbeiten als seine bibliothekarischen Beiträge gekommen, die er einst ohne Hoffnung ersehnt hatte. Er wollte zunächst seine antiquarischen Briefe vornehmen, sobald er „die ekle, undankbare, zeitversplitternde Arbeit" jener Beiträge abgeschlossen haben würde, denn er fühlte, wie er an Nicolai im September 1777 schrieb, „jetzt noch Kräfte in sich zu besseren Dingen." Dazu rechnete er vor Allem die Ausbeutung seiner italienischen Reiseerinnerungen zur Vervollständigung seiner Kunstforschungen. Ein Aufsatz „über eine Aufgabe im deutschen Merkur" (XI. 461—467. Lachm.), mit welchem er um diese Zeit Wielands unphilosophische Faselei abstrafte, gehört zu dem Anmuthigsten und Heitersten was Lessing jemals geschrieben hat. Auch an persönlichen Anregungen fehlte es nicht. Zu den letzteren gehörte der Besuch eines geistreichen Franzosen Cacault, der einen langen Aufenthalt in Wolfenbüttel machte, um unter Lessings Anleitung deutsche

1) XII. 481.

Literatur zu studiren, und der daselbst sogar Lessings Dramaturgie übersetzte, welche später Mercier herausgab. [1])

Alle seine Freunde nah und fern empfanden die wohlthätige Wirkung seiner neuen Zustände auf seine Stimmung und sein ganzes Wesen. Vor Allen der Freund, der seinem Herzen am nächsten stand, der liebenswürdige M. Mendelssohn, welcher sofort eine Geschäftsreise benutzte, um seinen Lessing wiederzusehen. Er hatte ihm kurz vor diesem Wiedersehen geschrieben: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles was ich von Ihnen höre und sehe bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?"

Wie wir sehen, erscheint hier „die Frau" an erster Stelle, und sie verdiente es dieselbe einzunehmen. Das Bild ihrer liebenswürdigen, geistreich verständigen, lebensklugen und weltgewandten, und dabei doch so einfachen und schlichten Persönlichkeit, das wir im Verlaufe unserer Darstellung sich haben entwickeln sehen, wird auch noch vervollständigt durch die Schilderung, welche ein Augenzeuge von Lessings Glück in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe von der Begründerin desselben entworfen hat. Es ist dies der später so berühmte Geschichtsforscher Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, der damals als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren mehrere

1) XIII. 582. mit Nicolai's Anmerkung.

Wochen die Wolfenbüttler Bibliothek benutzte, und täglich ein gern gesehener Gast in Lessings Hause war. Die Art, wie Lessing ihn brieflich seinem Bruder und seinen Berliner Freunden empfahl,[1]) zeigt, daß er den trefflichen jungen Mann wahrhaft liebgewonnen hatte. Spittler selbst aber berichtet über seinen Aufenthalt bei Lessing in einem Briefe an Meusel folgendermaaßen: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus, und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffte ich nimmermehr kennen zu lernen! Diese unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen." Ein anderes Zeugniß für sie liefern die mehr erwähnten erst jetzt veröffentlichten Briefe von Elise Reimarus, die obschon mit Lessings Vorsatze sich zu verheirathen nicht völlig zufrieden, doch die Verlobte desselben eine liebenswürdige Frau von großem Verstande nennt, „der alles was Herz an Lessing sei, angehöre."

1) XII. 485.

Das war die Frau, deren schwererrungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks heben sollte, um ihn nach kaum mehr als einem Jahre solchen Glücks durch ihren Verlust in den Abgrund hoffnungslosesten Leides zu stürzen, aus dessen Tiefen er sich nie mehr völlig emporgehoben hat! — Wir besitzen keine Schilderung ihrer äußerlichen Erscheinung von irgend einem Zeitgenossen. Aber glücklicherweise ist ihr Portrait erhalten in einem Oelbilde, das von einem unbekannten Künstler in Wien gemalt, neun Jahre lang Lessings Arbeitszimmer schmückte und sich jetzt im Besitze ihres Enkels [1]) befindet. Dies Portrait beweist, daß das Aeußere dieser ausgezeichneten Frau im schönsten Einklange mit ihrem innern Wesen stand. Ein längliches überaus fein geschnittenes Gesicht von zartem Kolorit und sehr weißem Teint, mit dem die dunkelblonde Farbe des nach damaliger Mode hoch aufgebauten Haares sehr wohl harmonirt, zeigt in den großen weitgeöffneten dunkelblauen Augen, in dem geistreichgeformten Munde und in dem kräftigen Kinne Klugheit und Scharfblick im Verein mit großer Güte und ruhigem Wohlwollen. Auf den ersten Blick spricht sich die geistige Zusammengehörigkeit mit Lessing aus, an dessen Augen die ihren wunderbar gemahnen. Ihre Gestalt erscheint schlank und wohlgebaut, Arme und Hände von großer Schönheit und die Haltung von jener anmuthvollen Würde, die ihr in ihrem Leben eigen war.

Zu Anfange des Jahres 1777 sah sich Lessing genöthigt, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, um persönlich dem Kur-

---

1) Des Amtsrath E. Henneberg in Wasserleben bei Wernigerode. Es ist das Bild, das sie von Wien aus Lessing zusenden ließ (Lessing Werke XIII. S. 369. Lachm.). Es ist 34 Zoll hoch, 27 Zoll breit, und zeigt etwa ⅔ der sitzenden Figur. Das Portrait Lessings, das derselbe ihr nach der Verlobung schickte, ist gleichfalls erhalten und jetzt im Besitze des Herrn Spangenberg zu Ohsen bei Hameln. Es ist von dem ältern Tischbein († 1789, Hofmaler zu Kassel) gemalt, und nach dem Urtheile von Lessings Stieftochter Amalie König „das sprechend ähnliche Abbild Lessings, wie er in heiter angeregter Stimmung und in geistreicher Gesellschaft aussah". (Briefl. Mittheilung von Eva Königs Enkel.)

fürsten Karl Theodor von der Pfalz seinen Dank abzustatten, der ihm im August des vorhergehenden Jahres das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der neuerrichteten Mannheimer Akademie der Wissenschaften nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von hundert Louisd'ors durch den eigends dazu abgesendeten, aus Schillers Leben bekannten Mannheimer Buchhändler Schwan hatte überreichen lassen. Zum Erstenmale sah sich Lessing von einer Anerkennung aufgesucht, die er um so freudiger annahm, als er sich dadurch, wie erwähnt, in seinen beengten pekuniären Verhältnissen wesentlich erleichtert fand. Die einzige Bedingung, welche man dabei gestellt hatte, war, daß Lessing wenigstens alle zwei Jahre einmal den Sitzungen der Akademie persönlich, gegen Erstattung der Reisekosten, beiwohne und alljährlich eine Abhandlung für die Akademie schreibe. [1]) Das eigentliche Absehen des Kurfürsten, oder vielmehr seines Ministers Hompesch, war aber auf etwas Anderes gerichtet. Man trug sich in Mannheim, bei dem löblichen Bestreben diese Stadt zu einem Mittelpunkte der Kunst und Wissenschaft am Niederrhein zu machen, [2]) angeregt durch die in Hamburg und Wien für die Hebung des deutschen Theaters gemachten Versuche, mit dem Plane, ein deutsches „Nationaltheater" zu gründen, uud dieser Plan war es eigentlich, für den man den berühmten Dramaturgen zu gewinnen trachtete. In der That ließ sich Lessing herbei, für die neue Theaterunternehmung einige Schauspieler zu engagiren, und zeigte sich auch sonst bereit, dem Unternehmen durch seinen Rath förderlich zu werden. Nur direkt und persönlich sich bei demselben zu betheiligen hatte er entschieden abgelehnt. Seine Hamburger Erfahrungen hatten ihm eine solche Thätigkeit für immer verleidet, und der persönliche Einblick, den er bei seiner Anwesenheit zu Mannheim in die Verhältnisse des dortigen von Maitresseneinfluß und

1) XII. 462—463.
2) Schloſſer, Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts, III. 1. 274., III. 2. 249.

Jesuitenintriguen beherrschten Hofes that, bestärkte ihn in seinem Vorsatze. Aber er selbst sollte die Erfahrung machen, was es heiße, sich mit einem solchen Hofe einzulassen, und der von feilen Schmeichlern seiner Zeit als Mäcen deutscher Kunst und Literatur gepriesene Kurfürst Karl Theodor sollte sich den beiden deutschen Fürsten, die sich an dem großen Manne versündigt haben, als der „Dritte im Bunde" zugesellen. Denn nicht genug, daß man Lessing, der sich zu der Mannheimer Reise nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten bequemt hatte, nach Wolfenbüttel zurückreisen ließ, ohne ihm die Pension auszuzahlen, auf deren Erhebung er sicher gerechnet hatte, [1]) erniedrigte sich der kurfürstliche Minister von Hompesch auch so weit, daß er durch eine von Lessing für immer gebrandmarkte Wendung demselben die ihm freiwillig angetragene und von ihm ausdrücklich angenommene Pension selbst wieder entzog. Die Pension war nur der Köder gewesen, den man ausgeworfen hatte, um den berühmten Mann zu fangen, und den man zurückzuziehen wünschte, da dies mißlungen war. Als nämlich Lessing nach seiner Rückkehr die von ihm verlangten Vorschläge für das Theater, zu denen auch die von ihm zuerst angeregte Einrichtung einer Theaterschule gehörte, [2]) schriftlich einsandte, einen wiederholten Ruf nach Mannheim aber entschieden ablehnte, schämte sich der edle Freiherr, als würdiger Vorgänger Dalbergs in dessen Verhalten gegen Schiller, nicht, dieser Ablehnung die Wendung zu geben, als ob Lessing damit zugleich auch die ihm früher angetragene Pension abgewiesen habe, und beeilte sich, diese Erklärung, an die Lessing nicht von fern gedacht hatte, in einem äußerst freundschaftlichen Briefe [3]) zu „acceptiren".

Aber Lessing war nicht der Mann, der sich ungestraft mißhandeln ließ, und seine Antwort auf den Brief des vornehmen Herrn, „der von Anfang an gegen ihn wie ein kleiner kriechender Minister

1) XII. 479.
2) Devrient, Geschichte des deutschen Theaters II. 324—325.
3) Karl Lessing, I. 375—377.

agirt hatte," [1]) zeigte, wie er mit solchen Leuten umzuspringen wußte. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher souveränen Verachtung der freiheitsstolze Mann die kleinliche Intrigue eines Ministers erwiderte, zu einer Zeit, wo der deutsche Bürger vor allen Vornehmen und Großen noch in tiefster Demuth der Unterwürfigkeit sich beugte. Er wolle sich, schrieb er, nicht den Vorwurf zuziehen, daß er sich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue wie ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde (fährt er fort), dem man ein gethanes Versprechen nicht halten will, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber nur Ew. Excellenz für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur Eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? Ihm Schritt vor Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen lassen was er will? — Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so Manches vom deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte."

1) Lessings Worte in einem Briefe an den Schauspieler Johann Heinr. Friedr. Müller, in der neuen Maltzahn'schen Ausgabe von Lessings Werken XII. 582.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum Alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: „„daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde!"" Ich dränge mich zu Nichts, und mich Leuten, die, ohngeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Dieser Ausbruch gerechtesten Unwillens über die gegen ihn begangene Perfidie änderte freilich in der Sache selber nichts. Der Minister und sein Herr steckten die Ohrfeige der Zurechtweisung ein und behielten ihr Geld in der Tasche. Die versprochene Pension, die ihm doch (wie Schwan ausdrücklich berichtet), „ohne alle Rücksicht auf das Theater, bloß als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, unter dem Siegel der Akademie versichert war", ward nie gezahlt. [1]) Doch gelang es Lessing, wenigstens dem von ihm empfohlenen Schauspieldirektor Seyler, den man durch ein ähnliches Verfahren schwer geschädigt hatte, eine Schadloshaltung von tausend Thalern zu erwirken, die man aus Furcht vor Lessings Feder zahlte. Er selbst erhielt als Gnadengeschenk vom Kurfürsten ein Etui mit dreißig — kupfernen Portraitmedaillen der Pfälzischen Herrscher! [2])

1) Wie gemein und erbärmlich sich die Regierung des Kurfürsten in diesem ganzen Handel gegen Lessing benahm, ist jetzt (1861) auch durch Schwans Autobiographie bekannt geworden, der leider zu „diskret" dachte, um die ganze Wahrheit zu veröffentlichen. Vergleiche Hausblätter von Edm. Höfer 1861. Heft 6. S. 468—469.

2) Karl Lessing, I. 390.

Was nun das damalige Mannheimer Theaterunternehmen selbst anlangt, so faßt Lessing den ganzen Nationaljammer unseres deutschen Partikularismus in die Worte zusammen, welche er bald darauf seinem Bruder schrieb: „daß man in Mannheim mit einem deutschen Nationaltheater nie einen andern Begriff verbunden habe, als den, daß es ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten!“ „Wie wohl ist mir, setzt er hinzu, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!“ — Diese „ganz andere Komödie“ war aber eben das Schauspiel, welches er auf dem theologischen Gebiete aufzuführen, wie wir gesehen haben, grade um diese Zeit durch Bekanntmachung der „Fragmente“ im besten Zuge war, und dessen hohe Komik ihm, wie er sich ausdrückte, bald „alle andern theatralischen Arbeiten schaal und wässrig erscheinen ließ“ [1]).

Bei seinen Vorschlägen für die Hebung des deutschen Theaters waren es besonders zwei Punkte gewesen, auf welche Lessing nachdrücklich hingewiesen hatte. Er wollte das Theater als eine wichtige Bildungsanstalt des Volks in sittlicher wie in ästhetischer Hinsicht betrachtet, und deshalb mit der zu Mannheim errichteten deutschen Gesellschaft verbunden wissen. Diese letztere sollte durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die aufzuführenden neuen Stücke ihrer Prüfung unterwerfen, über die Sprache und Aussprache der Schauspieler wachen, und eine dramaturgische Kritik ins Leben rufen, welche Dichter, Schauspieler und Publikum zu fördern geeignet wäre. Der zweite Punkt war die Errichtung einer eigenen Theaterschule, zur gründlichen und vollständigen Ausbildung der Schauspieler in künstlerischer wie in sittlicher Beziehung. Eine solche „Theaterpflanzschule“ hielt Lessing in jeder Hinsicht für eine Nothwendigkeit, ja für die Grundbedingung der Möglichkeit einer wahrhaften Förderung der deutschen Bühne. Das Theater könne mehr sein und solle mehr sein

1) XII. 501.

als eine bloße Anstalt für das Vergnügen des Volks, und die Schaubühne habe einen höheren und edlern Zweck als diesen, in ihrer sittlichen und ästhetisch bildenden Einwirkung auf die Volkserziehung; — wir wissen in wie engen Verband Lessing das Schöne mit dem Guten, die Schönheit mit Religion und Sittlichkeit setzte. Aber, fügt er hinzu, wäre der Endzweck des Schauspiels auch blos das Vergnügen des Volks, so sei es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen zu gewähren, für welche es, außer den Stunden der Erholung, keine Achtung haben könne. Man sieht, das sind tiefgreifende, im edelsten Sinne demokratische Bildungsgedanken, von deren Realisirung unsere deutschen Theater noch jetzt nach fast achtzig Jahren sehr weit entfernt, ja ungleich weiter entfernt sind als damals.

Ueberhaupt hatte Lessing bei der Poesie und Kunst wesentlich das Volk im Auge. Als Gleim seine „Lieder fürs Volk" dichtete, in denen er sich zu den Verhältnissen des Volks herabzulassen versuchte, schrieb ihm Lessing über diesen Begriff des Sichherablassens zum Volke einen Brief, in welchem wir den Begriff der wahren Popularität, der echten Volksdichtung, ja des Volkes überhaupt zum Erstenmale in unserer Literatur hingestellt sehen. Man habe geglaubt, dies Sichherablassen heiße gewisse Wahrheiten, und meistens Wahrheiten der Religion, so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Man habe also diese Herablassung lediglich auf den Verstand bezogen, und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks bestehe. Und doch sei diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere aus ihr von selbst folge, während umgekehrt jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch sei, dem alle individuelle Applikation fehle. Die Dichter welche wie Gleims Vorgänger in ihrer populären Dichtung, das Volk blos und allein als den schwachdenkendsten Theil der Menschheit genommen, hätten des-

halb für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Lessing aber faßt „das Volk im eigentlichen Sinne“ als „den mit seinem Körper thätigen Theil, dem es nicht sowohl an Verstande als an der Gelegenheit ihn zu zeigen fehle.“ Unter dieses Volk habe sich mit Recht der Dichter der Lieder für's Volk gemengt: nicht um es durch gewinnlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen, besonders jenes einst von den alten Weisen als so wünschenswerth und ehrenvoll gepriesene Bewußtsein und Gefühl der fröhlichen Armuth wieder zu erwecken, das sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheine. [1])

Das klingt freilich sehr wenig romantisch, aber diese Ansichten sind darum nur um so erhabener und inhaltvoller, je tiefer sie in den sittlichen Kernpunkt der echten Volkspoesie und Populardichtung dringen; und diese Auffassung des Volks und seiner Bedürfnisse, diese Aufforderung an den Dichter, sich in die Wahrheit und Realität seines Wesens und Lebens, seines Thuns und Treibens, seiner Leiden und Freuden bis zur Illusion zu vertiefen, könnte manchen unserer Volkspoeten und Dorfnovellisten von heute einen belehrenden Fingerzeig geben und ihnen zeigen, daß ihre wahre Aufgabe darin besteht, die Wirklichkeit abzuklären und zu reinigen, nicht sie aufzuschminken oder zu entstellen. Das Geheimniß der Popularität von Lessings Minna von Barnhelm und ihrer dem Volke angehörigen Figuren beruht eben mit auf der Virtuosität, mit welcher der Dichter es verstanden hat, „sich bis zur Täuschung in ihre mancherlei Umstände zu versetzen“. Auch das echte Volkslied erfreute sich Lessings warmer Theilnahme. Und als der täppische Aufklärer Nicolai es sich beikommen ließ, das neuerwachte Interesse für Volkslieder zu verspotten, verfehlte Lessing nicht, ihm für seine Ver-

1) XII. 351—352.

mengung des Pöbels und des Volks eine derbe Zurechtweisung angedeihen zu lassen. [1])

Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu Lessings häuslichen Zuständen zurück. Das Jahr 1777 verfloß ihm, abgesehen von dem unerfreulichen Ausgange jener Mannheimer Episode, als das glücklichste seines Lebens. Auch das Glück, Vater zu sein, sollte ihm nicht versagt werden, und am 12. Oktober konnte er seinem Bruder Karl die frohe Erwartung dieses Glückes melden. Selbst eine Aussicht zur Erfüllung seines alten Wunsches in Berlin eine Stellung zu erhalten, schien sich zu bieten. Es ging das Gerücht, daß Friedrich der Große, die Geldverlegenheit des Braunschweigschen Hofes benutzend, die Wolfenbütteler Bibliothek zu kaufen und nach Berlin zu versetzen beabsichtige, um seine neue große „Bücherkommode", wie der Berliner Witz schon damals die neu erbaute Bibliothek getauft hatte, würdig zu füllen. Trotz des scherzenden Tones, in welchem Karl Lessing dem Bruder das Projekt und die daran geknüpfte Versetzung Lessings ausmalt, merkt man doch, daß er die Sache ernst nahm. Indessen wurde aus derselben nichts. Der verschuldete Herzog zog es vor, seine Bibliothek zu behalten, und seiner durch üppige Verschwendung herbeigeführten Finanznoth dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er nach dem Vorgange seiner Herren Brüder in Hessen und Würtemberg viertausend Landeskinder an England zu beliebiger Verwendung gegen die aufgestandenen Colonien von Nordamerika verkaufte! —

Lessing selbst ward durch die Vereitelung jener Hoffnungen seines Bruders wenig oder gar nicht berührt. Er fühlte sich zufrieden mit seinem Schicksale, zufrieden in der laeta paupertas, der fröhlichen Armuth seiner Verhältnisse, denen er nichts als Dauer wünschte, um sich alle Verlockungen in die Welt hinaus gleichgültig zu machen. Es waren Tage friedlichsten Glücks, welche der viel-

1) XII. 491.

geprüfte Mann nach langer Odysseischer Lebensirrfahrt in seiner stillen jetzt ihm so erwünschten Wolfenbütteler Einsamkeit verlebte, und er genoß sein Glück um so tiefer und bewußter, je später es ihm zu erreichen gelungen war. —

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen."

Und ein solcher Blitz vom heiteren Himmel niederfahrend war es, der das Schifflein seines Glücks im Hafen selbst zerschmettern sollte.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen Sohn. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Die Entbindung war schwer und unglücklich gewesen, und schon nach vierundzwanzig Stunden war in Folge desselben das Kind eine Leiche und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung da, und Lessing, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein bei ihrer Geistesabwesenheit erkannte, den Todeskampf nicht zu erschweren. Die kurzen Billete Lessings an Eschenburg und an seinen Bruder Karl aus diesen Tagen sind vielleicht das Erschütterndste was jemals eine Menschenhand geschrieben. Ein furchtbares Verhängniß wollte, daß er selbst an seinem Beispiel bewahrheiten sollte, was er einst vor zwanzig Jahren über den Witz des Schmerzes ausgesprochen hatte. [1]) Er schrieb an Eschenburg am 3. Januar des neuen Jahres. „Ich ergreife den Augenblick da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so

1) VI. 215—216.

einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß was ich sage! War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Von diesem Tage an aber besserte sich plötzlich der Zustand der Leidenden. Ein neuer Hoffnungsstrahl schien dem unglücklichen Manne zu leuchten. Zwei Tage später schrieb er seinem Bruder: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage verlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens schwer verbittert haben würde; — seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Noch fünf Tage zitterte in solchem Schwanken die Lebensflamme auf und ab, bis sie am 10. Januar erlosch. Das Blatt, auf welchem an diesem Tage Lessing sein Schicksal dem Freunde Eschenburg in Braunschweig meldete, enthält nichts als die Worte:

„Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileides versichert halten darf!

Wolfenb. Der Ihrige

10. Januar 1778. Lessing."

In der Morgenfrühe des 12. Januar sah er sein Glück zu Grabe tragen. An demselben Tage schrieb er seinem Bruder jenen herzzerreißenden Brief, in welchem seine Verzweiflung sich in den

Worten zusammenkrampft: „daß er sein Glück unstreitig nicht verdient habe!“ und in welchem er all' seinen Schmerz um den erlittenen Verlust in den einzigen wiederholten Ausruf zusammenfaßt: „Wenn Du sie gekannt hättest!“ — „Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. — Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. — Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und zwei Tage später schreibt er an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der Einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“

Die letztern Worte erhalten ihre Erklärung durch den Umstand, daß grade um diese Zeit der Sturm der theologischen Streitschriften wider die Fragmente begann. Am Sterbebette seiner Frau erhielt Lessing die ersten Angriffe Goeze's, und von ihrem Sarge sah er sich auf einen Kampfplatz gerufen, auf dem zu erscheinen ihm Pflicht und Ehre geboten! Um sich selbst zu erretten warf er sich in diesen Kampf mit allen Kräften seines Geistes, suchte er in dem „Laudanum“ der theologischen Studien Vergessenheit seines Schmerzes und seines Unglücks, dessen ganze Tiefe nur eine einzige Seele ermaß, Elise Reimarus, die treue Hamburger Freundin, in deren verschwiegenen Busen er allein den ganzen Jammer seines Innern ausschüttete, während er denselben in seinen Briefen an alle andern Freunde still in sich verschloß. Wohl Keiner derselben mochte es ahnen, daß der Mann, an dessen hellleuchtenden polemischen Geistesfeuerwerken in dem Kampfe gegen den Hamburger Zeloten sie sich erfreuten, zu derselben Zeit, wo er oft „die muthwilligsten

Stellen in seinen Schnurren in den trübsten Augenblicken schrieb,“ [1]) von Lebensüberdruß gefoltert, mehr als einmal dem Gedanken nahe war, ein Dasein von sich zu werfen, das ihm nur noch als eine unerträgliche Last, als eine öde Reihe freud- und hoffnungsloser Tage erschien! Aber Elise Reimarus wußte es, und ein Brief an sie läßt uns erkennen, daß sie es war, deren männlicher Geist ihn aufforderte auszuharren und weiter zu dulden. „Ich bin mir hier (schreibt er ihr aus Wolfenbüttel vom 9. August 1778) ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich nicht einem Verdachte auszusetzen, der mir ganz unerträglich ist.“ Dies bezieht sich darauf, daß er sich auf's Neue in Schul den setzte, um das volle Vermögen seiner Frau für deren Kinder sicher zu stellen. „Wie oft, fährt er fort, möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen! — Sehen Sie meine Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche nur mit den Zähnen und lasse den Kahn treiben, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ —

Und er trieb noch drei Jahre, Jahre voll tiefer Leiden und hoffnungsloser Resignation, und dennoch voll der herrlichsten Thaten für die Erleuchtung und Befreiung der Menschheit. Denn obenan

1) XII. 504.

unter diesen Thaten stehen: „Nathan der Weise“ und „die Erziehung des Menschengeschlechts.“

## Zweites Kapitel.

### Entstehungsgeschichte Nathans des Weisen.

Das Zetergeschrei der Theologen über die Bekanntmachung der Fragmente und die geheimen Machinationen der Goeze und Consorten für ein polizeiliches Einschreiten gegen den Herausgeber derselben hatten endlich die gewünschte Wirkung. Sachsen, Lessings Vaterland, ging voran. Das Dresdener Consistorium verbot bei funfzig Thalern Strafe nicht nur den Verkauf sondern auch das Lesen der Lessing'schen Schriften gegen Goeze. Braunschweig folgte nach. Ein fürstliches Rescript, welches die dortigen Orthodoxen zu erschleichen wußten, [1]) forderte von Lessing die Auslieferung der in seinen Händen befindlichen Handschrift des Fragmentisten, befahl die Konfiskation der Lessing'schen Beiträge, welche die bekannt gemachten Fragmente des Reimarus'schen Werks enthielten, und entzog Lessing die bisher genossene Censurfreiheit, weil er dieselbe, wie es in dem Erlasse hieß, zur Beleidigung der Religion und guten Sitten höchst muthwillig gemißbraucht habe.

Lessing gehorchte der ersten Forderung, indem er das Manuskript ablieferte und die Fortsetzung der Fragmente abbrach. Aber gegen die ihm gemachte Anschuldigung verantwortete er sich in einer Weise und in einem Tone, bei welchem unserer zahmen Zeit im Hinblick auf das Verhältniß eines angestellten Beamten zu seiner vorgesetzten Behörde ein Schauder über die Haut laufen dürfte.

1) XII. 507.

Er erklärte dem hochwürdigen Consistorium: daß er sich bewußt sei, durch die Herausgabe der Fragmente weit mehr Gutes als Böses gestiftet zu haben, und daß es ihm gleichgültig sei, ob dies jetzt einige Braunschweiger Theologen begriffen oder nicht. Zugleich aber gab er den Hochwürdigen zu bedenken, daß Er selbst sich außer Schuld erkläre, wenn, wie leicht möglich sei, die unbedachtsam eingeleitete Konfiskation der Fragmente Veranlassung gäbe, daß das in mehreren Handschriften existirende und insgeheim von Hand zu Hand gehende Ganze des so anstößig befundenen Werks jetzt irgendwo vollständig herausgegeben werden sollte. Was die verhängte Konfiskation anlange, so erwarte er, daß man darunter nicht etwa seine „Antigoezischen Blätter" mitbegreifen, sondern ihm gestatten werde, dieselben nach wie vor ohne Censur drucken zu lassen. Denn in diesem Streite sei er der angegriffene Theil, und das Bitterste, was er bisher gegen Goeze vorgebracht, seien Höflichkeiten gegen die Beleidigungen, welche er von Jenem erfahren habe. [1])

Die Antwort des Konsistoriums auf diese Erklärung war eine Verschärfung der früher gegen ihn erlassenen Verfügung durch das Verbot, irgend Etwas in Religionssachen weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Erlaubniß und Genehmigung des fürstlichen Ministeriums drucken zu lassen.

Das Verbot und die Konfiskation machten freilich Lessing wenig Sorge. Sie förderten sogar seine Sache; denn alle Welt riß sich jetzt um die Beiträge, welche die Fragmente enthielten. Dagegen war er fest entschlossen, jenem Ansinnen, seine ganze literarische Thätigkeit unter die Controle der Behörden zu stellen, keine Folge zu geben und seinen Kampf mit Goeze fortzusetzen, selbst wenn es ihm seine Stellung kosten sollte. [2]) Er ließ daher trotz

1) Karl Lessing, I. 393—398.
2) XII. 509. 511.

jenes Verbots seine „Nöthige Antwort“ gegen Goeze in Hamburg drucken, und nur das Verstummen des Letzteren hinderte ihn, seine „Antigoeze“ fortzusetzen. Das Braunschweigische Konsistorium ließ das Erstere in der That ungerügt geschehen. Die geistlichen Herren mochten sich nicht ganz sicher fühlen, denn der an des altersschwachen Herzogs Stelle die Regierung leitende Erbprinz war zwar ein Feind alles theologischen Gezänks und im Stillen wenig zufrieden mit der Aufregung, welche Lessing hervorgerufen hatte; auch war er, für seine Person, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Politik entschieden dem alten Glaubenssysteme zugethan, und hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn die theologischen Händel lateinisch ausgefochten worden wären, um nicht in weiteren Kreisen Aergerniß zu verbreiten. Bei alledem war er jedoch schon als Nacheiferer des großen Friedrich und als Gönner eines Mendelssohn zu sehr um den Ruf eines aufgeklärten und toleranten Fürsten besorgt, als daß er zu religionspolizeilichen Gewaltschritten gegen Lessing seine Zustimmung hätte geben sollen. In der That schämten sich selbst einige Mitglieder des Braunschweiger Konsistoriums des von demselben gegen den berühmten Schriftsteller beobachteten Verfahrens. Namentlich suchte sich der feine Hofmann Jerusalem den Schein zu bewahren, als ob er mit der polizeilichen Maßregelung keineswegs einverstanden sei, worüber denn Lessing einmal im Sinne jenes berühmten Schiller'schen Distichons scherzend an seinen Freund Ebert schrieb: „Einzeln wird es Keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß freilich längst, daß ein halb Dutzend vernünftiger Männer *zusammen* oft nicht mehr als *ein* altes Weib sind.“

Inzwischen hielt es Lessing doch für nöthig, auch die Möglichkeit eines üblen Ausgangs der Sache ins Auge zu fassen, und sich für einen solchen Fall vorzubereiten. „Noch weiß ich nicht, schrieb er um diese Zeit an seinen Bruder, [1]) was für einen Ausgang mein

1) XII. 509., vergl. 510.

Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen jetzigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskription drucken lassen." So schickte er denn auch dem Bruder den Entwurf einer Ankündigung [1]) und Einladung zur Subskription mit der Bitte, denselben ein Paar hundertmal auf einem Oktavblatte abdrucken und nach Kräften verbreiten zu lassen. Von dem Thema verrieth er den Freunden nur so viel, daß es aus der Erzählung vom Juden Melchisedek in Boccaccio's Decameron entnommen sei, und daß er eine sehr interessante Episode dazu erfunden habe. Alles solle sich sehr gut lesen lassen, und er sei gewiß, den Theologen damit „einen ärgern Possen zu spielen, als mit noch zehn Fragmenten."

Schon drei Jahre früher, bald nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise hatte Lessing das vor langer Zeit angelegte Stück, dessen erste Anfänge in seine früheste Jugendperiode zurückreichen, vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollen. [2]) Jetzt suchte er es wieder vor, einmal weil ihm die Subskription die Geldmittel zur Behauptung seiner Freiheit verschaffen sollte, und weil er mit dieser Dichtung „nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde (wie er sich ausdrückte) auf einer anderen Seite in die Flanke zu fallen gedachte." Da man durchaus verlange, daß er von einer Arbeit feiern sollte, die er ohne Zweifel nicht mit der dazu nöthigen frommen Verschlagenheit betrieben habe, so müsse er versuchen, „ob man ihn, wie er an Elise Reimarus schrieb,

1) Sie steht im Anhange zu Lessings Werken XIII. 653. Lachm.
2) XII. 514.

wenigstens auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungestört predigen lassen wolle." [1]) Sein Bruder ergriff diese Idee mit Lebhaftigkeit und spornte ihn eifrig zur Ausführung dieser „geistlichen Komödie" an. Doch sowohl er als Lessings andere Berliner Freunde hatten keine Ahnung von dem Ernste der Dichtung, unter der sie sich vielmehr eine derbkomische Satire mit allerhand polemischen Angriffen und direkten Beziehungen auf die Gegenwart vorstellen zu müssen glaubten. [2]) Denn Lessing selbst hielt es bald darauf für nothwendig, seinem Bruder zu erklären, daß man sich von seinem Stücke eine ganz falsche Vorstellung mache. „Es wird, schreibt er ihm, nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück als ich nur immer gemacht, und Moses hat ganz recht geurtheilt, das sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte (der „Nöthigen Antwort" ꝛc.) angestimmt habe." Die Theologen aller geoffenbarten Religionen, meint er, würden zwar innerlich auf das Werk schimpfen, aber es wohl bleiben lassen, sich öffentlich dagegen zu erklären. Uebrigens „hatte er ganz und gar keine Luft" seinen theologischen Kampf gegen Goeze und Consorten fallen zu lassen; und dieser „dramatische Absprung" sollte, so hoffte er, seiner eigenen Sache im geringsten nicht schaden, für die er gerade um dieselbe Zeit mit seiner „Neuen Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Schriftsteller betrachtet" [3]) nach den leichten Scharmützeln mit Goeze „das erste Treffen seiner Hauptarmee" in den Kampf zu führen beschäftigt war.

Zunächst aber galt es Subsistenzmittel zu erwerben für den Fall eines Schlages der ihn um sein Bibliothekariat bringen konnte. Deutschland mag wohl erröthen, wenn es liest, daß sein Lessing, der

1) XII. 510. 514.
2) XIII. 612.
3) XI. 495—514. Diese unvollendete Schrift erschien erst nach seinem Tode. Vergl. XII. 501

Begründer einer neuen Aera des deutschen Geistes, den er zuerst wieder auf die eigenen Füße gestellt hatte, daß Lessing am Ende seiner thatenvollen Laufbahn, als er sich niedersetzte um seiner Nation den Nathan zu geben, nicht hatte und nicht wußte, wovon er leben sollte während der vier bis fünf Monate, welche ihm die Vollendung dieses Werks kosten würde! daß er seinen Bruder bitten mußte, mit der Subskriptionsankündigung überall für ihn sein Netz auszustellen! „Ich besorge schon, fügt er hinzu, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert ehe der Hafer reif geworden." — O Deutschland!

Und heute noch, — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte? —

Seine Briefe aus dieser Zeit enthalten darüber Aufschlüsse die uns das Herz verwunden. Um das Werk auszuarbeiten brauchte er, wie er seinem Bruder am 7. November 1778 schreibt, dreihundert Thaler; und diese zu erhalten war in dem Lande, welches die Ehre hatte, ihn zu besitzen, keine Aussicht. Auf Vorausbezahlung von Seiten der Subskribenten auf sein noch unvollendetes Werk wollte er sich nicht einlassen. „Denn wenn ich nun plötzlich stürbe, schrieb er dem Bruder, so bliebe ich vielleicht tausend Leuten, jedem einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis Ostern brauche ich freilich; und die Sorge es anzuschaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte. Aber wenn Du freilich meinst, daß Dein anderer Vorschlag thunlich sei, und sich wohl noch ein Freund finde, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinsen vorschösse, so würde ich diesen

Vorschlag tausendmal annehmlicher finden. Ich brauche aber wenigstens dreihundert Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren von Zerstreuung so merklich werden. Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt geben kann: meinen Wechsel; und wenn ich plötzlich stürbe, würde doch wohl auch noch so viel übrig sein, daß dieser Wechsel bezahlt werden könnte."

Zum Glücke fand sich Jemand, der dem Dichter auf vier Monate die erforderliche Summe vorschoß. Der wackere Mann, dem Deutschland indirekt den Nathan verdankt, und dessen Name daher wohl in einer Biographie Lessings einen Platz verdient, war ein jüdischer Kaufmann Namens Moses Wessely, ein guter Bekannter und Verehrer Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalte zu Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der sogar über Lessings Emilia Galotti anonyme Briefe veröffentlicht hatte, und für dessen Herzensfeinheit schon allein die Art und Weise spricht, wie er, obschon selbst nicht reich, dem Dichter freiwillig das Darlehn durch dessen Bruder anbieten ließ. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt. [1]) „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden!" erwiderte der brave Israelite. Lessing nahm das Anerbieten um so dankbarer an, je „unglaublich übler" er, wie er hinzusetzt, ohne diese Hülfe daran gewesen wäre. [2]) Aber auch noch im Verlaufe seiner Arbeit machte ihm diese Geldaffaire die größten Sorgen, und während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde, wenn die Subskriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht

1) XIII. 616—617.
2) XII. 519.

decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm über den Hals kommenden Wechsel bezahlen solle. „Du glaubst nicht", schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe!" [1])

Es ist wohl gut die Deutschen von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, unter welchen äußeren Bedrängnissen ihre größten Geister die Meisterwerke schufen, denen Deutschland seinen welthistorischen Ruhm in der Kulturgeschichte verdankt, und auf die es zu Zeiten so stolz zu sein versteht. In welcher traurigen Lage sich aber Lessing damals befand, geht wohl, wenn es aus dem so eben Erzählten noch nicht klar genug sein sollte, aus einem gleichzeitigen Briefe des Dichters an seine ihn wie gewöhnlich mit Vorwürfen und Verlangnissen um Geld bestürmende Schwester hervor. „Wenn Du wüßtest, schrieb er ihr am 28. Dezember 1778, in welchen Sorgen ich seit dem Tode meiner Frau gelebt, und wie kümmerlich ich habe leben müssen, so würdest Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürfe machen!" Dieser Brief war mit fünf Louisd'ors beschwert, die er sich zu einer Zeit abbrach, wo er selbst, um nur leben und arbeiten zu können, fremdes Geld aufborgen mußte!

Uebrigens mag Lessings Beispiel auch zeigen, wie selbst bei den größten Geistern die Produktion von äußerlichen Vortheilen nicht so unabhängig ist, wie es so manche unserer lieben Landsleute sich vorspiegeln, die überall, wo es sich darum handelt, Genie und Talent in Literatur und Kunst mit dem Beutel zu fördern, ganz erstaunliche Idealisten sind, und noch immer die Meinung hegen, daß der Hunger auch hier der beste Koch sei. Bekanntlich wollte Lessing seinem Nathan eine Einleitung voranschicken und ein Nachspiel „Der Derwisch" folgen lassen; „wenn ich anders jetzt sehe, fügt er hinzu, daß es sich der Mühe verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige

1) XII. 524.

Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. Soviel Zeit leider habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird." [1] Aber sowohl jene „ziemlich starke Vorrede", welche unter Anderem auch die Grundsätze seiner neuen Interpunktion für Schauspieler enthalten und einer zweiten Ausgabe des Nathan — wenn er sie erlebte, — vorgesetzt werden sollte, noch jenes dramatische Nachspiel, der Derwisch, mit welchem er „auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks aufnehmen und zu Ende bringen wollte", sind ausgeführt worden. Durch Beides sollte eine zweite Ausgabe des Nathan „noch um die Hälfte stärker werden." „Doch ich weiß nicht", setzt er hinzu, „wie die erste Auflage aufgenommen wird, und denke schon an die zweite!" — Er lebte noch drei Jahre nach dem Erscheinen des Nathan, aber eine zweite Auflage erlebte er nicht!

Lessing kannte die Deutschen, die nach Goethe's bekanntem Worte „Zeit haben müssen um mit Dank zu erkennen." [2] Er stand auf dem Höhenpunkte seiner Meisterschaft, als er ihnen den Nathan gab, sein reichstes und vollendetstes Werk ein Dichterwerk trotz den Nergeleien der Romantiker, die froh waren, an dem stolzbescheidenen Worte des großen Mannes, daß er kein Dichter sei, ein bequemes Stichwort zu haben, und sich beeilten es ihm überall nachzusprechen. Er wußte was er seiner Nation mit diesem Werke gab: das unerreichte Vorbild einer Tendenzdichtung, die zugleich volles inneres Leben und einen über alle Zeitschranken hinausreichenden ewigen Werth hat; eine Dichtung, die, wie nur eine, aus den Kämpfen ihrer Zeit erwachsen und mit dem eigenen Herzblute des Dichters genährt, dennoch zugleich allen zeitlichen Trübungen entrückt und auf den

1) XII. 526.

2) Niemand soll herein rennen
Mit seinen besten Gaben!
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So müssen sie Zeit haben.

idealen Boden ewiger Poesie gestellt, von idealen Gestalten getragen, den Inhalt der beschränkten Gegenwart über vergangene und kommende Jahrhunderte und Jahrtausende ausdehnt. Er wußte das Alles, und er wußte auch, daß seine Verse „viel schlechter wären wenn sie viel besser wären", und daß Freund Ramler, dem er sie zur Nachfeile mittheilte, mit seiner Forderung von Anapästen oder antiken Trimetern eben so sehr auf dem Holzwege war, als andere Freunde, welche ungereimt genug für diese Dichtung gereimte Verse, oder andere, die gar Prosa verlangten. [1]) Er wußte das Alles, und dennoch täuschte er sich keinesweges über die nächste Aufnahme, welche sein Werk bei der Nation finden dürfte. „Ich will hoffen", schreibt er an Herder mitten heraus aus seiner Arbeit, „daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es ist ein Nathan, der beim Bocaz Melchisedek heißt, und dem ich den Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl, wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. Indeß kann ich sicher meinen Lesern: Introite et hic Dii sunt! [2]) zurufen." — Aber eben dies Selbstgefühl bewog ihn auch wieder, den Bedenklichkeiten seines Verlegers gegenüber zu erklären, daß das Stück erscheinen solle, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribirt hätten, ja wenn er es für sein eigenes Geld drucken lassen sollte. [3])

Bei seiner Arbeit selbst verlor er die Rücksicht auf die Bühne und die Aufführbarkeit des Stücks keinen Augenblick aus dem Gesichte. Die Selbstverleugnung, welche er hier, seinen tendenziösen Zwecken gegenüber, bewies, ist um so höher anzuschlagen, je weniger er selbst hoffte und hoffen durfte, eine solche Aufführung seines Werks und deren Wirkung auf seine Nation zu erleben. Denn er schrieb zwar seinem Bruder noch vor dem Drucke: „sein Stück habe

1) XII. 513. 515. 517.
2) „Tretet ein, auch hier sind Götter!" — XII. 521.
3) XII. 514.

mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und er wolle ihm den Weg keineswegs selbst verhauen, endlich doch einmal auf das Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre." [1]) Allein schon unmittelbar nach der Vollendung des Druckes, als das Werk in seiner Gesammtheit vor ihm lag, schien ihm das überhaupt unmöglich. „Es kann wohl sein, schreibt er dem Bruder (18. April 1779), daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und wenn unter Tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und der Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Lessing hatte im Herbste 1778 eine Reise nach Hamburg in Anlegenheiten seiner Stiefkinder unternommen. Ein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in der ihm lieben Stadt, der anregende Verkehr mit den dortigen Freunden, unter denen Elise Reimarus obenan stand, [2]) hatten ihm wohl gethan. Er fühlte sich erheitert und gestärkt, und in diesem Gefühl begann er bald nach seiner Rückkehr die Ausarbeitung des Werkes. Um die Mitte des November war dasselbe bereits in dem prosaischen Entwurfe beendet. Am 15. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem noch erhaltenen Manuscripte des ersten Entwurfs [3]) besagt, die versifizirte Ausarbeitung und zu Anfang April des folgenden Jahres war das Ganze vollendet.

1) XII. 514.
2) XII. 510.
3) Man findet ihn abgedruckt bei Guhrauer, II. 2. Anhang S. 16—27.

# Drittes Kapitel.

## Nathan der Weise.

Wir haben gesehen, daß die Idee und der Plan des Nathan dem Grundmotive nach in Lessings früheste Jugend, in die Zeit seines ersten schriftstellerischen Auftretens fällt. So folgerecht war die Entwickelung dieses herrlichen Geistes, daß sein größtes Dichterwerk am Schlusse seines Lebens nur die vollgereifte Frucht aufzeigt von der Blüthenknospe seiner Jugend! Was der Jüngling in der Selbstvertheidigung gegen seine Eltern ausgesprochen: daß das wahre Kennzeichen des Christen in seinem Verhältnisse zu dem höchsten Gebote der christlichen Religion, zu dem Gebote jener werkthätigen Liebe beruhe, die sich selbst zur Erhabenheit der Feindesliebe emporschwingt; was er in seinen Jugenddramen, in den „Juden" und im „Freigeist" auszuführen versucht: daß diese höchste Tugend der werkthätigen Liebe unabhängig sei von dem positiven Religionsbekenntnisse; die Erkenntniß endlich, daß die Religion allein in der höheren Weihe des thätigen Lebens bestehe, weil der Mensch wesentlich zum Thun, nicht zum Vernünfteln geschaffen, und nur die Religion die wahre sein könne, welche dem Menschen diese seine wesentliche Bestimmung erreichen helfe, [1]) dies Alles ist auch das Thema seiner vollendetsten und reifsten Dichtung. Nathan ist ganz Lessing, und der Dichter selbst hat es mit klaren Worten ausgesprochen: „daß Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen von jeher die seinige gewesen sei."

Im engsten Zusammenhange mit diesem Grundgedanken der Dichtung, der jedes Privilegium einer geoffenbarten Religion aus-

1) XI. 23. Der Aufsatz: „Gedanken über die Herrnhuter" (XI. 22—30), welcher diesen Gedanken entwickelt, ist aus dem Jahre 1750.

schließt und alle einzelnen Religionen und Bekenntnisse nur als Formen einer allgemeinen und natürlichen Religion erscheinen läßt, steht nun die Idee jener ächten Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks; jene Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, weil sie auf der Ueberzeugung beruht: daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit, daß die absolute Wahrheit als Besitz irgend eines Menschen gedacht — dieser Wahn, der allein die Quelle alles religiösen Fanatismus bildet — eine Unmöglichkeit sei.

Diese Toleranz, welche sich auf das Evangelium der Liebe gründet, diese Duldung, zu welcher die ächte werkthätige Religiosität hinführt, in ihrem Gegensatze zu zeigen zu der Intoleranz des auf seinen Alleinbesitz der Wahrheit pochenden religiösen Fanatismus, das ist die Aufgabe, deren dichterische Lösung sich Lessings Nathan stellt, das ist das Thema, welches dieser Dichtung ihren welthistorischen Charakter verleiht. Diese Toleranz, dieses in der ganzen Dichtung athmende göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl ist es, was Goethe, Herder und Schiller, was alle Geistesheroen des deutschen Volkes „als ein heiliges und werthes Vermächtniß zu bewahren" unserer Nation ans Herz gelegt haben. [1])

Lessing selbst hat sich in jenem Sinne über die Tendenz seines Werkes ausgesprochen in dem Entwurfe einer Vorrede, welche eine zweite Ausgabe des Nathan begleiten sollte. [2]) „Wenn man sagen wird, heißt es dort, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion weggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin

1) Goethe, Werke XLV. 22.
2) XI. 535—536.

gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem sie der christliche Pöbel gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben, denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen bin ich nicht verschlagen genug; doch dreist genug mich als einen solchen nicht zu verstellen." — Also nicht gegen das Christenthum und gegen die Bekenner desselben ist die Dichtung gerichtet, welche ja überdies den dogmatischen Inhalt dieser wie der beiden andern Religionen völlig bei Seite läßt, und als einzigen Maßstab ihres Werthes nur die werkthätige Seite derselben ins Auge faßt; wohl aber gegen den „christlichen Pöbel" aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Dajah, gegen den Glaubenspöbel, der sich steifend auf den Besitz einer exclusiven göttlichen Offenbarung, des lebendigen praktischen Christenthums, der werkthätigen, das ganze Leben heiligend durchdringenden Liebe, deren Uebung dem Bekenner Christi erst die wahre Weihe verleiht, um so eher entrathen zu können meint, je höher ihm das blos dogmatische Bekenntniß steht. Es ist kaum nöthig, Lessing gegen den bekannten Vorwurf zu vertheidigen, daß er das Christenthum unter die beiden andern Religionen gestellt habe, weil er nur aus den letzteren die idealen Vertreter der allgemeinen Religion der Sittlichkeit entnehme. Er selbst hat es zur Genüge gethan in der Stelle seiner Vorrede, wo er das Zurücktreten der christlichen Charaktere in der Oekonomie des Stücks gegen den Juden und den Mahomedaner aus historischen Gründen erklärt. Schon der Jude Mendelssohn hat vielmehr in dieser Dichtung die Verherrlichung des Christenthums erkannt, die schon allein in dem Umstande liege, daß nur aus einem christlichen Volke ein Mann wie Lessing und ein Werk wie der Nathan hervorgehen, daß nur in einem solchen Volke „sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntniß göttlicher und menschlicher

Dinge ausbilden konnte." Und es ist ein tief ins Herz der Dichtung Lessings und seiner Intention eindringender Gedanke, wenn ein von Lessings Geiste erfüllter Theologe unserer Zeit es ausspricht: daß grade der paradoxen Gegenüberstellung von Christ und Jude oder Christ und Muselmann die stillschweigende Voraussetzung zum Grunde liege: das Christenthum als solches müsse auch eine reinere Sittlichkeit heraus gestalten, und bleibe nur dann hinter Judenthum und Islam zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches sei. [1]) Dieser Gedanke: daß das scheinbare Preisgeben des Christenthum im Nathan vielmehr auf einer höheren Werthschätzung desselben beruhe, und daß der Angriff grade deshalb auf den christlichen Religionsfanatismus gerichtet ist, weil ein solcher Fanatismus der Unduldsamkeit im Christenthum am wenigsten statthaben sollte, während er sich beim orthodoxen Juden und Moslem von selbst verstehe, [2]) ist durchaus dem Innersten von Lessings Intention entnommen. Denn diese geht eben nur darauf hinaus, zu zeigen, daß unter gewissen gegebenen Bedingungen auch ein Mahomedaner oder Jude der bessere Mensch sein könne, und daß das religiöse Bekenntniß allein nicht über den sittlichen Werth des Bekenners entscheide. Wie die Boccazische Fabel von den drei Ringen der Keim war, aus welchem sich in Lessings Geist der Nathan entwickelt hat, [3]) so hat der Dichter auch in diesem Meisterstücke der Erzählung den ganzen Kerngehalt seiner Dichtung zusammengedrängt. Es ist die Idee der Ausschließlichkeit, auf die sich alle geoffenbarten Religionen steifen, welche hier entschieden abgewiesen, es ist die gleiche Unerweisbarkeit der Echtheit, welche hier für alle ausgesprochen wird. Die gleiche Unerweisbarkeit wird aber zugleich zur vollen Gleichberechtigung des Anspruchs aller auf ihre Begründung:

1) Schwarz, Lessing als Theologe. S. 219.
2) Schwarz a. a. O.
3) XI. 535.

Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben eht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als Du den Deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von Dir verlangen, daß Du Deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

Es ist die individuelle Pietät, die fromme Anhänglichkeit an dem individuell Ueberlieferten, die somit an die Stelle des Fanatismus für ein Allgemeines, Allgemeingültiges, Ausschließliches gesetzt wird. Der Streit der Söhne bleibt unentschieden, und muß es bleiben, da der Vater selbst „nicht zur Stelle zu schaffen ist", der doch allein die entscheidende Lösung des Räthsels geben könnte, welche der bescheidene Richter von sich ablehnt. Aber die Entscheidung selbst in Lessings Sinne ist darum nichts weniger als zweifelhaft. Was der Dichter in der poetischen Umhüllung der Fabel nur andeutet, hat er klar und bestimmt in dem Aufsatze „über die Entstehung der geoffenbarten Religion" [1]) ausgesprochen. Diese Entscheidung lautet: „die innere Wahrheit, d. h. die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staat und Volke nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifizirt wird, ist bei einer so groß wie bei der andern, und alle positiven Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch. Gleich wahr: insofern es überall nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch: indem nicht so-

1) XI. 607—609.

wohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion ist daher die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt."

Aber unendlich wichtiger als diese philosophische Entscheidung ist jene poetische, welche ihren Spruch im Munde des bescheidenen Richters in die Form des Rathes kleidet. Der rechte Ring soll ja die Wunderkraft besitzen, vor Gott und Menschen beliebt und angenehm zu machen. So lange also, wie hier bei den drei Brüdern, die Ringe nur zurück und nicht nach außen wirken, so lange jeder von den Brüdern „nur sich selbst am meisten liebt", so lange sind sie „alle drei betrogene Betrüger, und ihre Ringe sind alle drei nicht echt!" —

Und also, fuhr der Richter fort, wenn Ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er Euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von Euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend, tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen! —

Und dieser „weisere Mann", — das ist Lessings idealer Glaube — wird sagen: daß die ganze gegenwärtige Streitfrage erledigt sei, wenn die Voraussetzungen und Bedingungen, die der bescheidene Richter den um den Vorzug der Echtheit hadernden drei Brüdern stellte, erfüllt, wenn die Brüder, die Menschen, erkannt haben werden, daß die wahre Religion kein bloßes Geschenk übernatürlicher Offenbarung ist, daß sie vielmehr errungen werden muß durch eigne Kraft werkthätiger Liebe. Diese unendlich tröstliche Ueberzeugung hat Lessing in den Worten seiner Ankündigung des Nathan ausgesprochen: „die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist." Diese Welt der vollendeten, zur Humanität verklärten Toleranz, dieser erhabenste Gedanke, den eines Menschen Geist gedacht, ein Menschenherz erfaßt hat, diese Welt des echten, zu seinem vollen Rechte gelangten Menschenthumes ist das diesseitige Jenseits, auf welches der Dichter des Nathan die Menschheit hingewiesen, zu dessen Verwirklichung er alle edeln Geister angespornt hat und anspornen wird, so lange die Sprache dauern mag, in welcher Nathan der Weise gedichtet ist. Nicht untergehen soll das Besondere, das Individuelle in diesem Kultus des Allgemeinmenschlichen, — wie hätte die energischste aller Individualitäten, wie hätte ein Lessing diese Forderung stellen mögen! — wohl aber soll es sich vereinen mit der Anerkennung der fremden Individualität, nicht zur unübersteiglichen Schranke erstarren im sittlichen Verkehr der Menschen unter einander. Ueberall soll, wie Schwarz es vortrefflich ausdrückt, die Idee der Menschheit, der höchste Gattungsbegriff, auch die bestimmende Gewalt des Handelns sein; alle Unterschiede des wirklichen Lebens, die socialen, die politischen, wie die religiösen, sollen gleichsam flüssig gemacht werden in dem heiligen Feuer der Menschenliebe, alle nichtigen Vorurtheile, alle angeblichen Vorzüge und Vorrechte der Stellung zusammenschmelzen in der reinen Gluth dieser Liebesflamme. Und diese Idee bricht nicht blos durch im

Nathan, wie Schwarz meint, der dafür eigends die bekannten Worte Sittahs anführen zu müssen glaubt, mit dem sie ihrem Bruder Saladin zuruft:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen!
> Ihr Stolz ist: Christen sein; nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan
> — — — — — — — —
> Seine Tugend nicht, sein Name
> Soll überall verbreitet werden.

Nein, diese Idee ist vielmehr die lebendige Seele des ganzen erhabenen Gedichts. So sehr ist sie es, daß die Personen desselben, wie Nathan, Saladin, Sittah, Recha, der Templer, selbst der Derwisch, der Klosterbruder Bonafides, dieses unsterbliche Musterbild frommer Einfalt, nicht zu vergessen, nichts anders sind als Mitglieder jener idealen Freimaurerei, die nach Lessing „immer war und sein wird." Das ist die nothwendige und unentbehrliche, von welcher Viele der Eingeweihten nicht wissen, und Viele nicht Eingeweihte wissen, „die auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister beruht", und in nichts Anderm besteht, als in der Ausbildung der Humanität, in der Bewahrung jener heiligen Flamme auf dem Altare der Menschheit. Allerdings hat Lessing den Grundgedanken des Humanismus, dieser idealen Freimaurerei, in seinen „Gesprächen über Freimaurerei" bestimmter ausgeführt, und wir können nirgends besser als an dieser Stelle dieser Ausführung gedenken, die wir in die folgenden Sätze übersichtlich zusammendrängen [1]): „Die Unterschiede und Trennungen unter den Menschen bilden sich so leicht und von selbst, aber das Bewußtsein des Einheitsbandes, welches alles umschlingt, des gemeinsamen Geschlechts

1) Schwarz a. a. O. S. 223—225.

der Brüderlichkeit, in welche die Natur Alle gestellt hat, — dies Bewußtsein ist vielfach verdunkelt und verkommen, und muß mit immer neuer Begeisterung angefacht und lebendig erhalten werden. Das will oder vielmehr das soll die Freimaurerei. Ihre Aufgabe ist, die sich im wirklichen Leben überall aufthürmenden Schranken, Vorurtheile und Vorrechte immer wieder niederzureißen; die große einander entfremdete und verfeindete Familie der Menschheit immer wieder mit dem Gefühl ihrer Einheit zu durchdringen. Lessing führt aus, wie vorzugsweise nach drei Seiten hin, nach der politischen, der religiösen und der socialen, sich die Schranken für die höhere Menschlichkeit erheben. Die Staaten, das Mittel die Menschen zu vereinen, trennen sie zugleich, bringen sie in ein fremdes, oft feindliches Verhältniß zu einander. Mit den besonderen Staaten ist auch ein besonderes Klima, sind besondere Bedürfnisse, verschiedene Gewohnheiten und Sitten gegeben. Damit ganz verschiedene Sittenlehren und folglich auch ganz verschiedene Religionen. Die Anhänger dieser verschiedenen positiven Religionen verhalten sich nicht als bloße Menschen gegen Menschen, sondern als Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten. Endlich, die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen aufzureißen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehn. Und wie schrecklich, wie unübersteiglich sind oft diese Klüfte und Scheidemauern! Nicht blos die zwischen den Völkern und den Religionen, auch die zwischen den verschiedenen Ständen. Welche Ungleichheiten! nicht blos in der Theilnahme an der Staatsverwaltung, in Macht, Rang und Einfluß, sondern auch im Vermögen! Und wie ist dem abzuhelfen? Soll die Trennung, sollen die Unterschiede überhaupt aufgehoben werden? Nimmermehr! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen. Und wer das Feuer genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen. Aber, weil der Rauch unver-

meidlich, darf man darum keinen Rauchfang bauen? Weil Unterschiede sein müssen, sollen sie darum unübersteigliche Schranken sein? Also: das ist die Aufgabe, daß die Trennung nicht größer werde, als es unumgänglich nothwendig ist, daß ihre Folgen so unschädlich gemacht werden, wie möglich. Der Staat kann dafür nichts thun, denn er selbst bildet eine Schranke, und seine bürgerlichen Gesetze erstrecken sich nur auf die Grenzen des Staates. Es muß sich eine freie Vereinigung der Weisesten und Besten in jedem Staate bilden. Sie müssen über die Vorurtheile der Völker hinausgehn, genau wissen, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört. Ebenso über das Vorurtheil der angebornen Religion; nicht glauben, daß Alles nothwendig, wahr und gut sein müsse, was diese dafür ausgiebt. Endlich über die Vorurtheile der bürgerlichen Unterschiede. — „Sie dürfen sich durch bürgerliche Hoheit nicht blenden, durch bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekeln lassen. Es ist nicht genug, daß die Weisesten und Besten der Menschheit in diesen Gesinnungen jeder für sich wirken. Sie dürfen nicht vereinzelt dastehen, nicht in unwirksamer und entmuthigender Zerstreuung untergehn. Sie müssen einen Bund schließen, zu gemeinsamem Wirken zusammenstehn. So nur wird es möglich, die Trennungen, welche die Menschen auseinander gerissen, wieder zusammen zu ziehen, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegenzuarbeiten.“ — Daß Lessing von diesem erhabenen Humanismus, von diesem idealen Bilde der Freimaurerei, die Wirklichkeit derselben weit entfernt fand, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als ihn nach seiner Aufnahme in den Orden zu Hamburg 1771 ein Mitglied fragte: ob er nun nicht zugeben müsse, daß er in demselben nichts gegen Religion und Staat gefunden? erwiderte Lessing dem Frager sarkastisch genug: „Wollte der Himmel ich hätte etwas dergleichen gefunden!“ [1]) Aber

1) So Bode. Etwas anders Lessings Bruder Karl I. S. 295: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas!“

dennoch hat die Freimaurerei als Trägerin eines großen Gedankens für Lessing ihren Werth, den er in die Worte zusammenfaßte: daß sich die Loge zur wahren Freimaurerei verhalte wie die Kirche zum Glauben. Der Großmeister aber dieser wahren Freimaurerei des Humanismus, dieser auf die reinste Selbstlosigkeit gegründeten Weltreligion der Liebe, die zugleich das Wesen der Religion Christi ausmacht, — das ist Nathan der Weise, ist Lessing selbst.

Nicht um seinen Freund Mendelssohn zu verherrlichen, nicht um christliche Bigotterie und Intoleranz durch das Gegenbild eines Mitgliedes der verachtetsten Nation zu beschämen, machte Lessing im Nathan einen Juden zum Träger des großen Gedankens, daß das rein Menschliche über alle Vorurtheile religiöser Satzung, über alle Ausschließlichkeit positiver Glaubensbekenntnisse den Sieg davon tragen könne und müsse. Mögen solche Absichten nebenläufig gewesen sein; die Hauptsache, den wesentlichen Grund erschöpfen sie nicht. Rötscher hat diesen Grund in seinem Cyclus dramatischer Charaktere in seinem Sinne entwickelt, und in der Natur des Judenthums selbst aufgezeigt. Der Sieg eines Prinzips ist um so glänzender und vollständiger, wenn es sich aus seinem schärfsten Gegensatze zur Ueberwindung desselben erhebt. In diesem Verhältnisse steht Nathan und das Prinzip, welches er vertritt, zum Judenthum. Das Judenthum ist die exclusivste aller Religionen; es schließt alle übrigen aus, hält ihre Bekenner, sich, dem *erwählten Volke Gottes* gegenüber, für unrein. Der Fanatismus der Bekehrung ist darum dieser hochmüthigen Ausschließlichkeit ebenso fremd, wie die Universalität des Christenthums. Die Juden haben nie bekehrt, haben nie Proselyten gemacht, nicht aus Toleranz, sondern weil sie das Erbe göttlicher Verheißung nicht selbst vermindern wollten. Lessing hat diesen Vorwurf dem Judenthum nicht erspart. Es ist der Tempelherr — dem „die fromme Raserei den bessern Gott zu haben, diesen bessern der ganzen Welt als besten aufzudringen in ihrer schwärzesten Gestalt," in den Kreuzzügen erschienen ist, und

ihm „die Schuppen von den Augen“ genommen hat, — der Tempelherr ist es, welcher dem Duldung und Gleichberechtigung beanspruchenden Juden erwidert (II 5):

Sehr wohl gesagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst getrieben?
Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? —
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes
Den es auf Christ und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Aus diesem Hochmuthe der Exclusivität, aus dieser Starrheit und Beschränktheit der religiösen Unduldsamkeit, die selbst unter Schutt und Trümmern Jerusalems und Judäa's den alten Stolz bewahrte, läßt nun Lessing den Nathan, diese reinste Blüthe edelster Menschlichkeit, gleichsam wie eine Wunderblume aus Schutt und Moder das Haupt zum Himmel heben. Sein Nathan ist ein Jude, denn nur ein Jude — das ist der Sinn — konnte jenes Humanitätsprinzip zur reinsten Höhe des Sieges entfalten, weil nur ein solcher den Gegensatz desselben in seiner mächtigsten Gestalt und zwar in und an sich selbst zu bekämpfen hatte, um dahin zu gelangen. Die Kraft aber mißt man nur durch den Widerstand, die Ehre des Siegers nur an der Stärke des Gegners. Wer so, wie Nathan, den Feind in der eigenen Brust besiegt, so alle nationalen Vorurtheile exclusiven Glaubens überwunden, alle Fesseln des starren Gesetzeszwanges im Leben abgestreift, wer so aus dem beschränktesten aller religiösen Gebiete sich durch eigne Kraft, durch die Macht des Geistes in den reinen Aether der Humanität erhoben hat, — der nur kann auch für Andere ein würdiger Priester seines neuen Glaubens sein. „Darum,“ sagt der vorgenannte Schriftsteller in seiner Charakteristik Nathans, „ist Nathan der bewußte geistesklare Träger des Prinzips, welches aller Glaubenstyrannei und jedem das Menschliche ver-

drängenden religiösen Hochmuthe den Krieg erklärt, und das menschliche Bewußtsein aus solchen Fesseln zu befreien strebt. Darum ist dies Prinzip bei Nathan ein Resultat des Lebens, — darum kennt auch Nathan alle Bemühungen des Gegners, alle Wendungen des Feindes, weil er in alle selbst hat eingehen müssen, um sich aus der Beschränktheit des Volksgeistes, dem er durch Geburt und Erziehung angehört, zu befreien." Darum endlich darf er auch dem Templer auf jene vorwurfsvolle Frage zurufen:

— Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben Beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch? Ah! wenn ich Einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen! —

Und ist es denn etwa ein anderer Grund, weshalb grade mitten im Schoße des Judenthums, der abgeschlossensten, exclusivsten Nationalreligion Christus und das Christenthum, die universalste aller Religionen, sie deren Prinzip selbst die Universalität ist, sich erheben mußte? Die „fromme Einfalt" ist es, die es bei Lessing ausspricht, daß am Ende doch „das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut sei"; sie ist es, welche bekennt, daß es ihr Thränen genug gekostet —

„Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
„Daß unser Herr ja selbst ein Jude war!"

Ist nicht in dem großen Drama der Menschheitgeschichte Christus, der Jude, selbst in seiner Stellung durch Nationalität und religiöse Lebensbedingtheit das echte Vorbild zu dem Nathan des Gedichts? Und diesen Nathan hinwiederum, diese göttliche Gestalt eines Propheten des reinen Menschenthums, diese Gestalt voll edelster Milde, reinster Liebe und höchsten Friedens der Seele schuf ein Mann,

gegen den zu derselben Zeit der Fanatismus wüthender Zeloten, der Hochmuth und die Bosheit der gläubigen Unvernunft alle ihre Giftpfeile richteten, ein Mann, gegen den die Priester und Verkündiger der Lehre dessen, der nur die Liebe gebot, den Bann von ihren Kanzeln schleuderten, dessen Ehre und guten Namen, dessen bürgerliche Existenz sie zu untergraben suchten, der selbst während der wenigen Monate, in denen er dies Werk für seine Nation vollendete, vor den Angriffen der erbitterten Pfaffen keine Ruhe hatte. [1]) Bietet sich nicht auch hier eine Analogie zu dem im Vorhergehenden Gesagten? Tritt nicht auch hier gewissermaßen Lessing selbst in die Stelle seines Nathan, der gleichfalls das edelste Tugendwerk seines gottergebnen Sinnes, jene Liebesthat von Darun, sich inmitten der schwersten Leidensprüfung seines Lebens abgewann, der ein hülflos verlassenes Christenkind in demselben Augenblicke an sein Herz nahm, in welchem ihm der christliche Fanatismus „sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne" jammervoll ermordet hatte? [2]) Und wenn von solchem Sinne überwältigt die fromme Einfalt des Klosterbruders in das Geständniß ausbricht:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bessrer Christ war nie! —

werden wir da nicht unwillkürlich an Lessings Freunde erinnert, von denen gleichfalls keiner ihn solcher Selbstüberwindung für fähig, keiner es für möglich gehalten hatte, daß die angekündigte religiöse Tendenzdichtung so frei von aller direkten Feindseligkeit und Polemik sein, so ganz nur die Ruhe und den Frieden eines völlig mit sich und der Welt in Einklang lebenden Geistes athmen, daß ein Werk der reinsten Milde, der religiösesten Gesinnung, eine Dichtung des vollendeten Friedens aus der kriegerischen Werkstatt des Geistes

1) XII. 530.
2) Nathan Akt 4, Scene 7. (Werke II. 323—325.)

hervorgehen werde, der ein Leben lang den Kampf der Humanität und Freiheit gegen die Barbarei der Intoleranz und Unfreiheit mit den schärfsten Waffen geführt hatte, und der, ehe er vom Siegen matt das Haupt senkte, in diesem Gedichte seiner Nation und der Menschheit ein ewig theures Vermächtniß hinterließ!

Allerdings kann man von dem Standpunkte der Aesthetik und der Gesetze des Drama's gegen das Werk manche Ausstellung machen. Die Hineinverlegung der Ideen von Toleranz, Aufklärung und Humanität in einen Stoff aus den Kreuzzügen, welche Vischer als einen Widerspruch gegen die Natur der letzteren hervorhebt, [1]) enthält einen Vorwurf, den Lessing selbst bereits voraussah, und gegen den er sich mit nicht ganz zureichenden Gründen in der mehrerwähnten Vorrede zu vertheidigen versuchte. Ebenso ist der Mangel an dramatischer Lebendigkeit und fortschreitender Handlung zuzugeben, statt deren die Situationen und das reflektirende Für und Wider der Diskussion vorherrschen. Vor Allem zeigt sich endlich die dramatische Schwäche des Werks in der Katastrophe, in der Lösung am Schlusse des Ganzen. Hier ist die Aesthetik sicher im Rechte, wenn sie geltend macht, [2]) daß zwar der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan ganz eben so wie der Charakter der Iphigenie in Goethe's Dichtung ein positives Ende forderte, daß aber dennoch Lessing im Nathan nicht genug beachtete, welchen schweren Conflikt zwischen dem Fanatismus des Christenthums und der reinen Humanität er angelegt habe, und daß ebendeshalb der Schluß, den er der Handlung im Sinne des bürgerlichen Familienschauspiels gab, ein ungenügender war. „Der Patriarch, fährt der Aesthetiker fort, mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden.

---

1) Vischer, Aesthetik, II. S. 367.
2) Vischer a. a. O. III. S. 1429 u. 1430.

Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen."

Man kann, wie gesagt, dies Alles zugestehen, und den Tadlern die „schlechten Verse" obenein in den Kauf geben. Aber trotz alledem bleibt es nicht minder wahr, daß dies Werk, das der bescheidne Dichter „den Sohn seines Alters" nannte, „den die Polemik entbinden helfen," [1]) in unserer Literatur so einzig in seiner Art dasteht, wie Goethe's Faust, neben welchem ihn mit Recht der Geschichtschreiber unserer poetischen Nationalliteratur, als dem eigenthümlichsten und deutschesten Werke, welches unsere Poesie geschaffen, seinen Ehrenplatz angewiesen hat. Als dramatisch abgeschlossenes Kunstwerk darf man es sogar noch über die Goethe'sche Dichtung setzen, ohne dadurch die Tiefe und Gewalt der Letzteren zu beeinträchtigen. Was in Lessings Schöpfung das Charakteristische ausmacht: der Friede und die Versöhnung des mit Gott und sich selbst in Einklang befindlichen Denkens und Fühlens, diese Harmonie des Individuums mit Welt und Vorsehung, die sich wie ein Regenbogen über das Universum spannt, — das muß nothwendig an ergreifender pathologischer Kraft hinter dem Gemälde der leidenvollen Leidenschaft, des unversöhnten Zweifels, der gänzlichen inneren Zerfallenheit des Subjekts zurückstehen. Hier trägt es die Tragödie Faust — denn eine Tragödie ist der Faust, trotz des vom Dichter versuchten positiven Abschlusses — über dem Schauspiel Nathan davon, und die objective Schwäche offenbart sich auch hier als die subjective, die poetische Stärke.

Richtiger aber und fruchtbarer scheint es, beide Werke als eine gegenseitige Ergänzung, als eine Ergänzung zur Darstellung des deutschen Geistes in seiner Totalität zu fassen. Von dieser Seite betrachtet, bilden sie eine Erscheinung, die ohne Gleichen dasteht

1) Brief an Jacobi. Lessing, Werke XII. S. 531.

in der Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker. Wer noch einen Zweifel hegen könnte an der Erhabenheit der Aufgabe, welche sich das Drama als sittlich erziehendes Bildungsmittel zu stellen vermag der muß ihn schwinden sehen bei der Betrachtung, was Lessings Nathan seit mehr als einem halben Jahrhundert gewirkt hat, und fortwährend wirkt. Wenn wie in diesem Werke der Genius einer Nation von der Bühne herab Ewigkeitsworte redet, und in der Dichtung silberner Schale den Goldgehalt der tiefsten echt menschlichen Wahrheiten den versammelten Hörern darbeut, dann weiht er die unscheinbaren Bretter zum heiligen Altare, das Haus des spielenden Genusses zum Tempel der ernsten Andacht des fühlenden und denkenden Geistes. Und wenn des Dichters Schöpfung prophetisch über die Kluft der Vergangenheit mitten in die Gegenwart und ihre Kämpfe sich hineinstellt, und unsern Blick über alle Wirrniß der Leidenschaft, über alle Wüstheit stürmischen Kampfes fest und sicher zu dem unwandelbaren Polarsterne göttlich-menschlicher Vernunft und Liebe leitet, dann fühlen wir in befreiter Brust aufs Neue mit unendlichem Entzücken die Ewigkeit wahrhaft göttlicher stets sich erneuernder Offenbarung, fühlen wir die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf den Sieg des Geistes, den Sieg des Lichts, den Sieg der Wahrheit und der Liebe gestärkt und gekräftigt. Ich rufe alle die zum Zeugniß auf, die jemals so glücklich gewesen, mit gesammeltem Geiste den Eindruck in sich aufzunehmen, den sie von einer würdigen Darstellung dieses Werkes empfingen, wenn Lessings Genius in diesem größten seiner Werke sein Evangelium des Geistes der Liebe wie Lerchenjubel hoch über der schwülen Schwärze der Dunst- und Wetterwolken unserer Tage zu uns herniederklingen ließ; wenn die unsterbliche Gestalt seines Nathan, von einem Seydelmann oder Theodor Döring verleiblicht, in der Geschichte seiner Prüfung uns die Tiefe eines gottergebnen Menschenherzens oder in der Erzählung von den Ringen die beseeligende Aussicht auf eine Zukunft voll erhabenen Trostes erschloß.

In der That! dies Werk und diese Gesinnung sind ein Testament geworden, welches Lessing der Menschheit hinterlassen, und bei diesem Erbe wollen wir geschützt sein und uns, so Gott will, selber schützen gegen jede Verfinsterungs- und Glaubenstyrannei. Nathans Gesinnung, zu der sich Lessing bekannte, ist das Erbe von Tausenden und Abertausenden geworden, und ewig frisch und jung, ewig neu und neues Leben erzeugend steht auch das Werk, das aus ihr hervorgegangen, vor uns da, als wäre es nicht durch mehr als zwei Menschenalter von uns geschieden, steht es da, ein Aergerniß für die „Goeze" aller Zeiten, und ein Trost und eine freudige Verheißung für alle Jünger des Lessing'schen Geistes:

Will uns erneuter Wahn entsetzen,
Scheint längst Begrabnes wieder nah:
Getrost! und wimmelt's rings von „Götzen",
Für ewig ist ihr Lessing da!

---

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigener Tendenz nicht reich genug an eigener Schönheit sei, so werde ich schweigen, aber mich nicht schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, hinter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann." Mit diesen stolzbescheidenen Worten erklärte sich der Dichter des Nathan selbst über den dichterischen Werth seines Werkes.[1] Wir brauchen hier die alte Streitfrage nicht zu erneuern, ob und in wie weit Lessing ein Dichter war. Sein Nathan ist ein Dichterwerk voll unvergänglicher Schönheit, ein Drama, dessen Menschen und Charaktere so ausgeprägt vor uns stehen, wie die Schöpfungen der größten Dramatiker aller Zeiten. Die einzige Figur des Nathan würde hinreichen, um ihm neben denselben seinen Platz anzuweisen. Lessing schritt auf seiner dramatischen Dichterlaufbahn in stets aufsteigender Linie der Vollendung zu, und war sein erstes Stück sein

1) XI. 536.

schlechtestes so ist sein letztes sein bestes. Er selbst hat das Vorwiegen der Tendenz in demselben nie geleugnet. Aber er durfte sich sagen, daß er mit seinem Nathan ein Tendenzgedicht geschaffen, wie die Welt bisher keins gesehen hatte, und schwerlich sobald wieder sehen wird. Die Tiefe des Gehalts, in den er hier seine ganze Seele legt, das Bewußtsein, mit dieser Dichtung dem Geistesdrange kommender Geschlechter im Voraus den Ausdruck zu verleihen, erzeugten in ihm, als er den Nathan schuf, von selbst jenen Schwung der Begeisterung, den er sonst in seinem dichterischen Schaffen an sich vermißte. Jeder begabte Mensch hat eine Seite seines Wesens, welche ihn zu dichterischer Produktion befähigt, so wie man wohl zu sagen pflegt, daß jeder begabte Mensch zu irgend einer Zeit seines Lebens Dichter sei. Gelingt es nun einem solchen, den gemäßesten Ausdruck und die entsprechendste Form für diesen dichterischen Bestandtheil seiner Natur im günstigsten Momente für den richtigen Stoff zu finden, so entsteht ein Kunstwerk, dem von seinem Werthe durchaus nichts entzogen wird, daß es vielleicht das einzige des dichtenden Individuums bleibt. So war es mit Lessing und seinem Nathan. Minna von Barnhelm und Emilia Galotti sind freilich ebenfalls mit künstlerischer Nothwendigkeit aus dem Geiste des Dichters entsprungen; auch in ihnen spiegelt sich das Leben und Interesse der Zeit des Dichters in gewissen Grundverhältnissen. Aber die Seele des Poeten, der tiefste Gehalt seines Wesens geht in diesen Dichtungen nicht auf, und die Erregtheit der schaffenden Kraft wird nicht zur seherischen Begeisterung. Der künstlerische Verstand wiegt vor das Herz tritt zurück, und der Künstler steht neben und über dem Kunstwerke.

Ganz anders im Nathan. Einsam gegenüber seiner Zeit, die ihn bald verkannte, bald verketzerte, richtet er sich aus dem tiefsten zermalmenden Lebensschmerze über den Verlust eines, so eben erst mühsam erbauten Erdenglückes, in dieser Schöpfung auf an dem Grundgedanken seines Lebens und Wesens, indem er ihn dichterisch

zu gestalten und zu verklären sucht. In der Ferne entlegener Zeiten, in dem bedeutungsvollen Hintergrunde einer ungeheuren Weltbewegung, gewinnt er den Boden für die Gestalten und Träger seiner Idee, und mit klarem Bewußtsein über alle Vortheile, welche ihm sein Schauplatz bietet, weiß er dieselben zu benutzen. Zum Erstenmale verläßt er auch in der äußeren Darstellungsform den Bereich der Prosa, auf dem er doch wie Keiner heimisch war. Das Gewicht des geistigen Gehaltes nicht minder wie der Charakter morgenländischer Erhabenheit führen ihn auf die allein gemäße metrische Form, und während er dieselbe mit diesem ersten Versuche für die ganze Folgezeit des höheren Drama's feststellt, bewältigt er sie dergestalt, daß von dem unübertrefflichen individuellen dramatischen Leben seines prosaischen Dialogs Nichts verloren geht. Die Knappheit in dem Style der Minna, der Lakonismus der Emilia Galotti verschwinden in dem volleren Strome, der aus des Dichters Herzen sich ergießt, und lassen jene heitere Naivetät hervortreten, die Goethe am Nathan so entzückte. Aus dem unscheinbaren Kern einer alten Boccazischen Fabel entfaltet er, wie Shakspeare, die lebendigste Fülle plastisch abgerundeter Charaktere- und eine wie ein Ring sich abschließende, die wunderbarsten Begebenheiten zu schöner Harmonie vereinigende Handlung, gestaltet er ein Kunstwerk, in welchem von der ursprünglichen Intention nichts unausgesprochen bleibt, ein Werk, das wie die Glocke des Dichters sein feierlich erhebendes Friedensgeläute hoch oben herab aus dem reinen Aether der Liebe und Versöhnung der Menschen durch die Welt ertönen lassen wird, so lange Menschenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward.

## Viertes Kapitel.

Lessing hatte seine Vorrede zum Nathan mit den bedeutungsvollen Worten geschlossen: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo das Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!“

Noch sind die „hundert Jahre“ lange nicht verflossen, nach welchen der große Mann im glücklichsten Falle die Möglichkeit einer solchen Aufführung seines Werks annehmen zu dürfen glaubte, und schon lange ist wohl kaum eine deutsche Bühne, die sich nicht immer und immer wieder mit diesem Juwel schmückte, giebt es keinen großen Mimen unseres Jahrhunderts, der nicht durch die Darstellung Nathans einen der schönsten Zweige zu dem Kranze seines Ruhmes zu fügen versucht hätte! Auch hier zeigt sich uns das Erhebende, welches in der Auffassung der geistigen Bewegung im Großen und Ganzen für den historischen Betrachter liegt. Denn nur durch eine solche können wir den Trost schöpfen, den uns die unerfreuliche Detailanschauung des Tagestreibens der Welt so oft rauben möchte, den Trost: daß Welt und Menschheit auch auf ihren vielgewundenen Wegen unaufhaltsam vorwärtsschreiten.

Lessing erlebte es allerdings nicht, sein Werk auf der Schaubühne zu sehen. Selbst sein begeisterter Verehrer, der große Schröder, konnte sich trotz der ergreifenden Wirkung, die eine von ihm veranstaltete Probevorlesung hervorbrachte, nicht zu dem Wagniß entschließen, das von ihm höchlich bewunderte Werk einem zweifelhaften Bühnenerfolge vor einem Publikum preiszugeben, das ihm, zumal in Hamburg, wo ein Goeze noch immer starken Anhang besaß, für den Gehalt desselben noch lange nicht reif erschien. [1]) So geschah es, daß die Ehre des

1) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, II. 381.

ersten Versuchs, das Kunstwerk dem Publikum auf der Bühne vorzuführen, einem Manne anheimfiel, der wohl Dreistigkeit und guten Willen, aber keineswegs die den Erfolg sichernde künstlerische Kraft der Ausführung besaß. Der bekannte Schauspieldirektor Döbbelin war es, der die letzten Lebensjahre des großen Friedrich benutzte, um der Hauptstadt Preußens jenen Segen Lessings zuzuwenden. Am 14. April 1783, zwei Jahre nach Lessings Tode, erschien Nathan der Weise dort zuerst auf der Bühne. Aber das Werk des Dichters sollte in Berlin eben so wenig Glück haben, als der Dichter selbst bei seinem Leben dort gehabt hatte. Döbbelin, der die Hauptrolle übernommen hatte, war einer solchen Aufgabe nicht von fern gewachsen, und ebensowenig reichten die übrigen Kräfte seiner Truppe zu, deren Mitglieder, wie die damaligen deutschen Schauspieler überhaupt, sich zwar in heftigen Leidenschaften oder im Starkkomischen noch so leidlich zu gebahren wußten, aber überall wo es wie hier „auf feines Räsonnement und gemäßigte Charaktere ankam, die vom ersten bis zum letzten Worte mit aller Feinheit ausgearbeitet waren," wie Lessings Bruder, der den schlechten Erfolg schon Jahre lang voraussah, sich ausdrückt, sich als „ganz erbärmliche Helden" erwiesen.[1]) Eine Anekdote charakterisirt dies Verhältniß sehr schlagend: „Wer spielt den Nathan?" fragte Engel, als ihm Döbbelin verkündete, daß er entschlossen sei, das Stück nächstens aufzuführen. „Den Nathan? Nun, ich, ich selbst!" rief der selbstbewußte Schauspieldirektor. „Gut, aber wer spielt den Weisen?" entgegnete ihm sarkastisch der Verfasser des „Philosophen für die Welt", indem er damit zugleich das Schicksal der Aufführung vorhersagte. Das Stück mußte, nachdem es dreimal hinter einander gegeben worden war, bei Seite gelegt werden, und erst zwanzig Jahre später wurde es in Berlin durch Iffland dauernd eingebürgert, nachdem Goethe und

1) XIII, 624. Ueber Döbbelins Spielweise, die ihn völlig unfähig machte, eine Rolle wie den Nathan zu spielen, und über seine maßlose Selbstverblendung lese man die Schilderung Nicolai's in der Anmerkung, XIII, 456—457.

Schiller in Weimar (28. Novbr. 1801) mit der von Schiller bearbeiten Aufführung vorangegangen waren.[1]) Dieselbe hat lange Zeit für die erste Darstellung des Stücks gegolten, obschon außer Döbbelin auch der Schauspieldirektor Seipp schon im Jahre 1785 den Nathan, und zwar, was historisch interessant ist, zu Presburg in den österreichischen Erblanden auf die Bühne gebracht hatte. Es ist dies, wie Guhrauer bemerkt, derselbe Theaterdirektor, der im Vertrauen auf das liberale Regiment Josephs II. auch den Molière'schen Tartüffe in Oesterreich zuerst aufzuführen gewagt hatte.[2])

In unsern Tagen hat sich das Unglaubliche begeben, daß Lessings Nathan in griechischer Uebersetzung unter dem Titel „der weise Judengreis" von griechischen Schauspielern sogar in Konstantinopel auf die Bühne gebracht worden ist. Am 26. März 1842 ward das Stück in der Uebersetzung eines Neugriechen Kallourchos, der in Deutschland seine Studien gemacht hatte, dort wiederholt aufgeführt. „Bei der ersten Darstellung, so lautet der Bericht,[3]) waren nur wenige Türken, meist Polizeibeamte zugegen. Bei der Wiederholung des Stücks am folgenden Tage war hingegen das türkische Publikum das überwiegende. Ihre Aufmerksamkeit und Spannung war außerordentlich. Manchmal schienen sie zwar geneigt, den Freimuth Nathans vor dem Throne Saladins weniger großmüthig aufzunehmen, als dieser Sultan selbst; aber die Erzählung von den drei Ringen erregte einen beispiellosen Enthusiasmus, und am Schlusse derselben brach ein Jubel aus, in den auch die schweigsamsten Moslemin begeistert einstimmten."

Von einer Aufführung des Nathan auf den Bühnen außerdeutscher christlicher Nationen ist dagegen, trotz mehrfacher Uebersetzungen des Stücks in Frankreich und England, nichts bekannt geworden. Wohl aber empfing man dasselbe sofort nach dem Er-

1) Goethe, Werke 45. 8, 31. 119.
2) Guhrauer, II. 2. 212.
3) Rodnagel, Lessings Dramen ꝛc. S. 295.

ſcheinen in Oeſterreich mit einem Verbote. Auch Sachſen, Leſſings Vaterland, verdammte den Nathan zur Landesverweiſung, und der alte Gleim, welcher ſeinem Freunde dies meldete, fügt hinzu, daß auch anderorten ſich „Urtheile der Dummheit und Bosheit“ gehörig breit machten. [1])

In Goethe's Nachlaſſe fanden ſich die Reime:

„So mancher Mißwillige ſchnüffelt und wittert
Um das von der Muſe verlieh'ne Gedicht.
Sie haben Leſſing das Ende verbittert,
Mir ſollen ſie's nicht!“

Dieſe Verſe ſprechen die Wahrheit aus in Bezug auf das Schickſal, welches die Herausgabe des Nathan dem Dichter bereitete. Oeffentlich zwar ſchwiegen die Theologen, wie Leſſing vorausgeſagt hatte. Deſto eifriger aber wußten ſie ſich heimlich zu rühren, um ihn, wie Mendelsſohn ſich ausdrückt, im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der chriſtlichen Religion dem allgemeinen Haſſe preiszugeben. Wir dürfen es dem Zeitgenoſſen und nächſten Freunde Leſſings ſchon glauben, wenn er berichtet, daß die Art und Weiſe, wie die Pfaffenzunft, „die alles breit ins Schlechte führende,“ den Nathan auszubeuten wußte, dem großen Manne ſein Ende ſchwer verbittern half. Man braucht nur den Brief zu leſen, mit welchem ſich einer von Leſſings wärmſten Verehrern, Campe in Braunſchweig, darüber entſchuldigte, daß er es aus Furcht mit dem Dichter in gleiche Verdammniß zu gerathen, nicht gewagt habe, ſeine Begeiſterung für den Nathan öffentlich auszuſprechen, um Mendelsſohns Schilderung der allgemeinen Stimmung gegen Leſſing richtig zu finden. Die Recenſion der Dichtung, welche Campe drucken zu laſſen ſich ſcheute, beſtand nur in einer Verweiſung auf die Worte des Buches der Weisheit 7, 22—23, welche im bibliſchen Texte alſo lauten:

1) XIII. 627.

„Denn es ist in ihr der Geist der verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behend, beredt, rein, klar, sanft, freundlich, ernst, frei, wohlthätig, leutselig, fest, gewiß, sicher; vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter, scharf sie sind.“ —

So anerkennend äußerten sich privatim nur noch wenige andre Freunde, wie Mendelssohn und Gleim. Im Ganzen aber enthalten die Briefe aus den Jahren 1779—1781 nur sehr spärliche Andeutungen dieser Art, und ich habe nicht finden können, daß zu Lessings Lebzeiten irgend eine Stimme des Beifalls sich öffentlich hervorgewagt hätte. Selbst ein Herder hielt es gerathen, seine Bewunderung nur in Privatbriefen an vertraute Freunde zu äußern. Daß Lessing keine zweite Ausgabe seines Nathan erlebte, ist schon gemeldet; wohl aber erschienen von dem gegen den Nathan gerichteten Schauspiele des Hofpredigers Pfranger zu Meiningen [1]) in vier Jahren (1782—86) drei Auflagen, und ein alter schwachsinniger Mann, wie der Gottschedianer Tralles, ein seiner Zeit vielgenannter Arzt in Breslau, durfte ungeahndet in einem zweibändigen Buche sich auf die albernste Art an der Dichtung des großen Mannes versündigen, da dieser selbst es ihm seines Alters wegen hingehen ließ, daß er den Verfasser des Nathan für einen Mann erklärte, der weder ein Christ sei, noch richtig deutsch zu schreiben verstehe!

Und wie begierig und dankbar schlürfte er doch jene Tropfen Beifalls, welche die wenigen ausharrenden Freunde, die kleinen „Gemeinden“ seiner Getreuen in Braunschweig und Hamburg seiner „jetzt der Aufmunterung so sehr bedürfenden Seele spendeten!“ Auf einen Brief von wenigen Zeilen, in welchem sich Moses Mendelssohn für die vielen und zum Theil (!) so herrlichen Lebenszeichen bedankte, mit denen Lessing seine Freunde beschenke, schrieb er nach Verlauf

1) Ueber ihn und über die Wirkung, welche in den ersten achtziger Jahren Lessings Nathan auf die strebsamen Männer unter den Geistlichen in Franken und Thüringen ausübte, vergl. man E. Palleske, Leben und Werke Schillers. I. 267.

fast eines Jahres: „Ich kaue und sauge noch an dem Briefchen, das mir Dr. Fließ von Ihnen mitbrachte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwas bei dieser oder jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! — Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen." [1]) — Er hat ihn nicht mehr gesprochen. Acht Wochen später hatte das gebrochene Herz des großen Dulders zu schlagen aufgehört.

Noch sind wir indessen bei diesem befreienden Abschlusse in unserer Darstellung nicht angelangt. Wir haben ihn vielmehr noch durch zwei Jahre seines bis zum Ende thatenvollen Lebens zu begleiten.

Zu den Erdichtungen, welche die geschäftigen Feinde Lessings gegen ihn in Umlauf setzten, gehörte auch die in öffentlichen Blättern verbreitete Nachricht, daß die Amsterdamer Judenschaft ihm für die Herausgabe der Fragmente ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht habe. Dem Goeze'schen Kreise, von dem sehr wahrscheinlich diese Nachricht ausging, war es darum zu thun, ihn mit derselben als einen zweiten Judas Ischarioth darzustellen, und Lessing fand sich veranlaßt, eine Zurückweisung dieses Märchens durch seinen in Wien lebenden Stiefsohn zu veröffentlichen. [2]) Aber auch sonst hatte

1) XII. 550.
2) X. 280—286.

er von der Beschränktheit des zelotischen Lutherthums Beweise zu erfahren, die ihn in seinem letzten Briefe an Jacobi zu dem Ausrufe bewegten: „Gott! der Nichtswürdigen! Sie sind es werth, daß sie vom Papstthum wieder unterdrückt und Sklaven einer grausamen Inquisition werden.“ Die Angriffe wegen der Fragmente dauerten fort. Noch während er am Schlusse seines Nathan arbeitete, traf ihn ein solcher von einem Manne, auf dessen Beistimmung er um so sicherer gerechnet hatte, als grade dieser Mann derjenige unter den protestantischen Theologen jener Zeit war, der in seinen Schriften bisher ganz im Geiste des Fragmentisten gewirkt und die historisch kritische Methode auf die Schriftauslegung und Dogmatik im Sinne der freien Forschung angewendet hatte. Es war dies der Halle'sche Professor der Theologie Johann Salomo Semmler, der jetzt, erschreckt durch die Macht einer Bewegung, welche er selbst hervorgerufen hatte, nicht nur mit einem ausführlichen Werke gegen den Fragmentisten selbst hervortrat, sondern sogar sich nicht entblödete, in einem eigends dazu verfaßten satyrischen Anhange den Herausgeber der Fragmente als einen Menschen darzustellen, der eigentlich in das Tollhaus gehöre. Lessing war über die Gemeinheit dieses Angriffs so erbittert, daß er sich mehrere Tage lang zu aller geistigen Thätigkeit unfähig fühlte, und Gefahr lief, wie er an seine Freundin Elise Reimarus schrieb, „den ganzen Nathan darüber zu vergessen.“ [1]) Zum Glück überwand er seinen gerechten Zorn, und entschloß sich erst nach Vollendung des Nathan der „impertinenten Professorengans“ die verdiente Züchtigung durch einen aus Bedlam datirten Brief angedeihen zu lassen, von dem uns leider nur der Anfang unter den Lessing'schen Fragmenten erhalten ist, der an Hamlets „die Welt ist ein Gefängniß“ erinnert. „Ich bin, heißt es in demselben, mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders befremden sollte, wenn die Toll-

1) XII. 530., vergl. XII. 528.

häusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhaus sperren möchten.“ [1]) Die Nemesis blieb nicht aus, denn Semmler überlebte Lessing lange genug, um unter dem berüchtigten Wöllner'schen Regimente durch eigene Verketzerung zu büßen, was er gegen den großen Mann gesündigt hatte. Was den weiteren Verlauf der von den Zionswächtern gegen Lessing gerichteten Verfolgungen betrifft, die zuletzt sogar Kaiser und Reich wider ihn in Bewegung zu setzen versuchten, so darf zur Ehre des Braunschweigischen Herzogs nicht unerwähnt bleiben, daß er Lessing zu sich kommen ließ, und ihn für einen solchen Fall seines Schutzes versicherte. Hier aber zeigte sich der Mannesmuth und Mannesstolz Lessings in seiner ganzen Größe. Er erwiderte jene Versicherung fürstlichen Gnadenschutzes durch die freimüthige Erklärung: daß er nur auf der Gerechtigkeit seiner Sache stehen wolle, und daß er den Herzog bitten müsse, ohne die geringste Rücksicht auf ihn lediglich nach seiner Pflicht als deutscher Reichsstand zu handeln! Und um dieselbe Zeit war es, wo er das feierliche Gelöbniß niederschrieb: „Ich muß es nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berufenen Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe.“

1) XI. 536.

# Vierzehntes Buch.

## Die Erziehung des Menschengeschlechts

### Ernst und Falk.

# Erstes Kapitel.

## Lessings Stellung zu den Aufklärern.

Immer einsamer wurde es in den letzten Jahren um ihn her, und so allein und vereinsamt er sich persönlich in seiner Wolfenbütteler Abgeschiedenheit fühlte, so allein und vereinsamt stand er zuletzt seiner ganzen Zeit gegenüber, mit deren sämmtlichen Hauptrichtungen er allmälig in Widerspruch gerathen war.

Von den Philosophen seiner Zeit trennte ihn sein Verhältniß zu Spinoza — ein Verhältniß, das selbst seinen nächsten Freunden ein unverstandenes Geheimniß blieb, und dessen tiefster Gehalt ihnen wohl gar als Grille und Laune erschien. War er doch der erste, der in einer Zeit, wo die Philosophie jenes tiefsinnigen Denkers allen frommen Seelen ein Gräuel des Aergerniſſes und selbst den Philosophen von Fach so gut wie unbekannt war, [1]) durch die Anerkennung derselben den großen Umschwung vorbereiten half, welcher sich wenige Dezennien später in der neueren deutschen Philosophie vollziehen sollte. Mit Spinoza verband er das Studium der Leibnitz'schen Philosophie, die er sogar in einem eigenen Werke darzustellen unternahm, [2]) ein Plan, der, wie so viele andere, durch die theologischen Händel zurückgedrängt wurde.

---

1) Hegel, Gesch. der Philos. 3, 532.
2) XI. 43—47.

Noch wunderbarer aber war das Verhältniß, in welches der große Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, der Mann, welcher die ganze humane und freie Bildung seiner Zeit in einem Brennpunkte versammelt zeigt, zu denjenigen gerieth, welche, weil sie sich als die Aufklärer von Profession ansahen, Lessing zu den ihrigen zählen zu dürfen geglaubt hatten. Aber sie hatten gar bald zu gewahren, daß Lessing in dem großen Kampfe, welchen die Fragmente herbeiführten, statt sie zu seinen Bundesgenossen zu machen, sich vielmehr gegen sie richtete, und die von ihnen angegriffene Orthodoxie wiederholt in seinen Schutz nahm. Sie erstaunten nicht wenig, als sie hören mußten, daß er, statt wie sie selbst, in dem alten Glaubenssysteme ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen zu erblicken, den Spieß umkehrte, und diese Bezeichnung vielmehr auf dasjenige Religionssystem anwandte, welches die modernen Aufklärer und die neumodischen Theologen an die Stelle der alten Orthodoxie setzen zu wollen sich anmaßten. [1]) Seine alten Berliner Freunde waren wie vom Donner gerührt, als sie diese Verachtung ihrer neumodischen Vernunfttheologie und ihres Vernunftchristenthums, „bei dem man, wie Lessing spöttisch bemerkt, nicht absehen könne, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum eigentlich sitze," [2]) aus dem Munde desselben Mannes vernahmen, der soeben sich anschickte, mit ihren Gegnern, den Orthodoxen, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Lessing selbst hat sich über seine Stellung zu den beiden entgegengesetzten Parteien wiederholt mit solcher Klarheit ausgesprochen, daß es fast unbegreiflich ist, wie man über sein wahres Verhältniß zu beiden noch bis auf die neueste Zeit hier und da Zweifel und Ungewißheit hegen mochte. Schon 1774 hatte er an seinen Bruder, der an seinem Verhalten irre zu werden begann, jenen berühmten

1) XII. 409 ff.
2) IX. 421.

Brief geschrieben, der so oft angeführt und so oft falsch verstanden, doch den wahren Grund seiner Abneigung, ja Verachtung gegen die Halbheit der theologischen Aufklärerei deutlich ausspricht. „Ich sollte es, schreibt er, der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen." Nur seine eigene Art, wie er dieses thun zu müssen glaube, solle man ihm lassen, da sie so einfach sei. Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, wolle er beibehalten, er wolle es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man absehe, woher reineres zu nehmen. „Mit der Orthodoxie war man, Gottlob, so ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie (hier hat Lessing Leibnitz im Sinne) eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt die Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. — Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen." Das unreine unbrauchbare Wasser, das den Einsturz drohende Haus, dessen einzige Restauration nur durch Abtragen möglich ist, sind Bilder, die für sich selbst sprechen. Aber dennoch zieht Lessing diese alte Orthodoxie der neueren vor, weil, „wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen," und weil die alte Orthodoxie wenigstens ein ehrlicher Feind der Vernunft sei, indem sie „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte —";

endlich weil er es vorziehe, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können.“ In der That hatte er es an dem Verhalten der Hauptsäulen des aufgeklärten Vernunftchristenthums, an einem Semmler und Jerusalem, ebenso wie an seinem alten Freunde Nicolai zu erfahren, was der Spruch „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen“, zu bedeuten habe. Diese Halbheitshelden, „welche die Vernunft erhoben, während sie sie einschläferten, diese aufgeklärten Theologen, die die Gegner der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschrieen,“ sie verachtete Lessing weit mehr noch als die altorthodoxen Theologen, bei denen ihm wenigstens die Consequenz Achtung einflößte, [1]) und denen er deshalb eine ungeheuchelte Anerkennung zollte. Denn „nicht die Orthodoxie, sondern eine gewisse hinkende, schielende, sich selbst ungleiche Orthodoxie sei ihm so ekel, so widerstrebend“, daß er ihrer Halbheit gegenüber sich noch eher mit den Goeze'n befreunden mochte. Die Philosophie, die sich in den Dienst der dogmatischen Theologie begab, verglich er einmal mit dem Bilde des Herkules am Spinnrocken der Omphale. [2])

Die Orthodoxie freilich täuschte sich nicht über den Werth dieser Anerkennung. Ihr Instinkt leitete sie richtiger, als die Aufklärer ihre gepriesene Klugheit. Sie sah ganz richtig, daß Lessing nur deshalb ihr System so unparteiisch gelten ließ, weil er mit demselben innerlich längst fertig war. Mochte er immerhin nachweisen, daß die Wolf'sche Philosophie in einem Irrthume befangen sei, wenn sie den christlichen Glauben beweisen zu können und beweisen zu müssen vermeinte; mochte er immerhin ihre Sache zu führen sich den Anschein geben, wenn er die Unabhängigkeit der Religion von der Philosophie, des Glaubens von der Vernunft aufzeigte, und nachwies,

1) X. 25.
2) XI. 748.

daß „aus menschlichen Gründen glauben eigentlich nicht glauben heiße“; mochte er endlich, wie Leibnitz, zu ihren Gunsten den Beweis führen, daß Dogmen, wie das von der Dreieinigkeit oder von der Ewigkeit der Höllenstrafen unantastbar und unwiderleglich gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könnten, wenn sie sich nur in den Schranken eines Geheimnisses hielten; — die Orthodoxen ließen sich durch solche Künste nicht wie die Aufklärer irre machen. Sie trauten ihrem Freunde nicht, selbst wenn er scheinbar in ihrem Sinne den göttlichen Ursprung der Schrift gegen den Einwand der Unvollkommenheit derselben mit der Bemerkung vertrat: dieser Einwand beweise nichts, denn grade diese Unvollkommenheit könne ja eine von Gott gewollte zweckmäßig beabsichtigt sein, und in seinen Erziehungsplan der Menschheit hineingehören. Sie waren klug genug zu merken, daß sie mit der Annahme einer solchen Vertheidigung in eine Falle gingen, indem sie sich von Lessing seinen Begriff der Erziehung des Menschengeschlechts und die Auffassung der Offenbarung als eines Planes und Mittels zu solcher Erziehung unterschieben ließen. Sie waren zu argwöhnisch um nicht zu wittern, daß Lessing den alleinigen Grund und das alleinige Fundament ihrer Existenz, die orthodoxe Offenbarungstheorie, grade durch dasjenige vernichtete, womit er sie zu unterbauen schien, dadurch daß er eine stetig fortschreitende Offenbarung des göttlichen Geistes, d. h. eine unendlich fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit an ihre Stelle setzte. Sie brauchten, um das eigentliche Verhältniß Lessings zu ihrem dogmatischen System zu erkennen, nicht erst das berühmte Geständniß gelesen zu haben, welches Lessing seinem vertrautesten Freunde über diesen Punkt gethan hatte, als er an Mendelssohn, den Lavater in seinem zudringlichen Bekehrungseifer aufgefordert hatte, Christ zu werden, oder die Gründe auszusprechen, weshalb er es nicht möge, die denkwürdigen Worte schrieb: [1] „Ich bitte Sie

1) XII. 282.

wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

Es iſt uns kein Geheimniß mehr, wer die „anderen ehrlichen Leute" waren, deren Schickſal Leſſing hier gegenüber der freien Stellung ſeines jüdiſchen Freundes beklagte. Dieſe Worte werfen ein ſcharfes Schlaglicht auf den innerſten Kern und die letzte Intention von Leſſings ganzer theologiſcher Thätigkeit. Sie zeigen, wie ſehr ſeine alten Freunde, die Berliner Aufklärer, im Irrthum waren, wie ſehr dieſelben ihn mißverſtanden, wenn ſie ihn des orthodoxen Conſervatismus bezüchtigten, und ihm vorwarfen, daß er mit ſeiner Schrift über die Leibnitz'ſche Ewigkeit der Höllenſtrafen den Orthodoxen habe „den Hof machen wollen". [1]) Auch Spätere, wie Gervinus, haben hier einſeitig nur den Conſervatismus Leſſings betont, wenn ſie vorzugsweiſe ſeine Erklärung hervorhoben: „daß er das unreine Waſſer nicht eher weggießen wolle, als bis er wiſſe, woher reineres nehmen." Sie überſahen, daß er in derſelben Erklärung dieſes alte unreine Waſſer als ein „längſt nicht mehr brauchbares" bezeichnete. Sie überſahen, daß er die einzig wahrhafte Reſtauration des alten „den Einſturz drohenden Hauſes" nicht im „Stützen und Unterbauen" deſſelben, ſondern im gänzlichen Abtragen fand, und daß er ſich zwar ſehr gern an dem letztern, aber nicht an dem erſteren Werke betheiligen zu wollen erklärte. Sie überſahen mit einem Worte den gründlichen Radikalismus des Mannes, mit welchem er den theologiſchen Aufklärern ſeiner und aller folgenden Zeit ſo unendlich überlegen war, dieſen Radikalismus, der das Recht

1) XII. 395.

der freien Prüfung durch Nichts, aber auch durch gar Nichts beschränkt, keine Autorität irgend welcher Art als absolut anerkannt wissen wollte, und der eben dadurch für alle Zeiten dasteht als der wahrhafte Heros der Aufklärung seines Jahrhunderts.

Das Große aber an diesem Radikalismus Lessings war die bewundernswürdige Mäßigung seiner Praxis. Dadurch steht dieser große Reformer so einzig da in der ganzen Kulturgeschichte der modernen Zeit, daß er sich selbst nie zur Ueberstürzung hinreißen ließ, daß er seiner eigenen Mahnung: „Hüte Dich Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatte des Elementarbuches der Offenbarung stampfest und glühest, Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du zu sehn beginnst," — selbst stets treu eingedenk verblieb; daß er niemals sich auf das bloße Wegräumen beschränkte, sondern immer zugleich ein Positives an die Stelle des Aufgehobenen setzte, daß er, maßvoll in der Form, sich akkommodirend an die vorhandenen Begriffe, sie auflöste, indem er sie zu unterbauen schien, und daß er „die Theologie himmlischen Ursprungs", die eigene Religion, auf die zwei einfachen Grundwahrheiten zurückführte: die Religion liegt im Gefühl und offenbart sich in der thätigen Liebe.

Die Vermittelung aber zwischen Offenbarung und Vernunft fand er in einer schon den alten Kirchenvätern nicht fremden Idee, in der Idee von der Verwirklichung der Offenbarungswahrheiten durch ihre allmälige Verwandlung in Wahrheiten der Vernunft auf dem Wege einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

## Zweites Kapitel.

### Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Die Schrift, welche diesen Titel führt, ist als das letzte Wort anzusehen, welches Lessing in der großen durch die Herausgabe der Reimarus'schen Fragmente angeregten Angelegenheit gesprochen hat. Mit ihr trat Lessing, wie er selbst ausspricht, dem Systeme des rationalen Deismus und seiner Anwendung auf die Kritik der christlichen Offenbarung direkt entgegen, indem er das letzte Ziel des Fragmentisten gänzlich verrückte. [1])

Man hat in neuerer Zeit, gestützt auf den Umstand, daß Lessing sich blos als Herausgeber derselben nannte, so wie auf eine mißverstandene Aeußerung in einem Briefe an seinen Bruder, [2]) die gerade das Gegentheil außer Zweifel setzt, diese Schrift Lessing absprechen zu müssen geglaubt. Wir brauchen uns aber bei dieser Streitfrage um so weniger aufzuhalten, als dieselbe durch Guhrauer und Schwarz vollständig entschieden, und Lessings Autorschaft bis zur unumstößlichen Evidenz erwiesen worden ist. [3])

Der Kerngehalt dieser Schrift, die man wohl das religiöse Testament des großen Mannes genannt hat, finden wir gleich in der Vorrede ausgesprochen, welche dasjenige, was in der Abhandlung selbst nur auf die geschichtliche Entwicklung des Judenthums und des Christenthums und ihre Offenbarungen beschränkt ist, über das ganze Menschengeschlecht mit den Worten ausdehnt: „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes

1) XII. 504.
2) XII. 539.
3) Guhrauer, II. 2. Anhang S. 29—33. Schwarz a. a. O. Seite 190—196.

Orts einzig und allein entwickeln könne und entwickeln solle, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unseren Hohn, diesen unseren Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unseren Irrthümern nicht?"

Das ist der „Fingerzeig", den Lessing von seiner einsamen Höhe und ihrer „unermeßlichen Aussicht auf eine Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte", seiner Zeit und der Menschheit mitbrachte, „ohne zu verlangen, daß die Aussicht die ihn entzückte auch jedes andere Auge entzücken müsse," ja ohne auch nur „irgend einen eilfertigen Wanderer der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade ab- und zu sich hinaufrufen zu wollen! [1])

Die Veranlassung zu dieser Schrift nahm Lessing aus dem Reimarus'schen Werke, an dessen viertes Fragment er anknüpft. In demselben hatte Reimarus den Satz ausgeführt: das alte Testament könne schon darum nicht für göttliche Offenbarung gelten, weil ihm die Lehre von der Unsterblichkeit mangle. Lessing giebt die als Grund angeführte Thatsache zu, aber er leugnet ihre Beweiskraft, indem er zeigt, daß die theologische Auffassung der Offenbarung, welche auch der Fragmentist noch theilte, eine unrichtige sei. Nach dieser Auffassung war und ist die Offenbarung etwas Festes, für alle Zeiten und Verhältnisse Abgeschlossenes und Vollendetes, dem nichts ab- und nichts zuzuthun ist. Lessing zeigt, daß sie vielmehr ein Flüssiges, ewig Werdendes, eine unendliche Entwicklung, daß sie mit einem Worte nichts anders sei, als die Erziehungsmethode der Menschheit. „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen, das ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. Erziehung ist Offenbarung die dem Einzelmenschen geschieht: Offenbarung ist Erziehung die dem Menschengeschlechte geschehen ist

1) X. 308.

und noch geschieht." Die hundert Paragraphen der Lessing'schen Schrift, an deren Spitze diese beiden Sätze stehen, sind nichts als die Ausführung und Anwendung dieses Gedankens auf die beiden geoffenbarten Religionen, deren Beglaubigungsschriften, das alte wie das neue Testament, als Elementarbücher dieser allmäligen Erziehung und Bildung gefaßt werden. Indem sich Lessing auf die Seite der vom Fragmentisten angegriffenen Offenbarung des Judenthums und des alten Testaments stellt, vollzieht er gerade durch die Art und Weise, wie er dieselbe zu unterbauen sucht, den Vernichtungsprozeß des orthodoxen Offenbarungsbegriffs so vollständig, wie es nie bisher geschehen war.

Der Gedankengang dieser kaum zwanzig Seiten füllenden und doch so grandiosen Philosophie der Religion und Weltgeschichte ist folgender. Wie die Erziehung dem Einzelmenschen nichts giebt, was er nicht aus sich selbst haben könnte, sondern ihm dies nur geschwinder und leichter giebt: also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch gekommen wäre, sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher. Dies wird zunächst an der Geschichte des jüdischen Volks nachgewiesen (§ 9—52.). Es wird gezeigt, wie roh und unvollkommen bei diesem von Gott auserwählten Volke anfangs selbst der Begriff des einigen Gottes, und wie nothwendig es war, für die Erziehung desselben in seiner Kindheit die allein diesem Alter entsprechenden Erziehungsmittel der unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen anzuwenden, und das Elementarbuch seines Unterrichts so einzurichten, daß es alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs für ein kindisches Volk in sich vereinigte. Dazu gehört vornehmlich, daß es keine Lehre enthalte, welche die Fassungskraft des Kindes übersteigt. Eine solche würde aber die Lehre von der Unsterblichkeit für das jüdische Volk auf seinem damaligen Standpunkte der Kindheit gewesen sein. Aber das Kind wird Knabe, wird Jüngling, das

Elementarbuch wird erschöpft, und „es wird schädlich, das demselben entwachsene Kind länger als die Meinung gewesen dabei zu verweilen. Denn um dieses auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen als darin liegt, mehr hineintragen als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viele suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen das Faßliche und Leichte; — die nehmliche Weise wie die Rabbiner ihre heiligen Bücher behandelten! der nehmliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volkes dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog mußte kommen und das erschöpfte Lehrbuch dem Kinde aus den Händen reißen. — Christus kam."

Wieder ist es die Lehre von der Unsterblichkeit, welche Lessing hier bei der Entwickelung der Bedeutung dieser zweiten auf die Weitererziehung der Menschheit in ihrem Knaben- und Jünglingsalter gerichteten Offenbarung in den Vordergrund stellt. Christus ward der erste zuverlässige und praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Er lehrte die Menschen zuerst, nicht nur ihre äußeren Handlungen nach diesem Glauben einrichten, sondern auch die innere Reinigkeit des Herzens auf diese Aussicht eines andern Lebens beziehen. Wenn die Jünger Christi, die Fortpflanzer dieser einen großen Lehre, später dieselbe in dem von ihnen der Menschheit gegebenen zweiten besseren Elementarbuche noch mit anderen Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, so haben sie dadurch der Sache der Menschheiterziehung nicht nur nicht geschadet, sondern derselben vielmehr wesentlich genützt, indem sie der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Hier folgt sodann die begeisterte Hervorhebung dieser Wirksamkeit des neuen Elementarbuches für die Förderung der Menschheitsbildung (§§ 64—67.). Die Anerkennung

der Nothwendigkeit, daß dies neue Elementarbuch „wenigstens eine Zeit lang von jedem Volke für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse angesehen werden mußte, und die warnende Mahnung (§ 68.) an die Gegenwart und an diejenigen ihrer „fähigeren Individuen", die an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfen und glühen: nicht vorzeitig die schwächeren Mitschüler an demselben irre zu machen, sondern, abwartend bis sie nach sind, lieber noch einmal selbst zu demselben zurückzukehren, und zu untersuchen, ob nicht vielleicht in so manchen seiner scheinbaren Vernunftwidrigkeiten ein tieferer Gehalt verborgen liege?"

Wir übergehen die Erörterungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Genugthuung des Sohnes, welche Lessing (§§ 72 — 75.) beispielsweise in diesem Sinne betrachtet und in ihrem spekulativen Gehalte aufzeigt, um bei dem Satze wieder anzuknüpfen, den Lessing selbst aus dieser Erörterung gewinnt, bei dem Satze: „daß die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll." „Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulationen: dem Unsinn, der Tyrannei diesen Spekulationen zu steuern, Menschen die ihre eigenen Gedanken hatten nicht diese eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen. Vielmehr sind dergleichen Spekulationen, — mögen sie doch im Einzelnen ausfallen wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt, höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen

Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns fähig macht die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben." —

Höre es, du Zeitalter des materiellen Nutzens, das nur diejenigen Spekulationen preiset und anerkennt, welche auf körperliche Bedürfnisse gerichtet sind! Höre es, du Zeitalter dem man zu sagen gewagt hat, [1]) daß alle die großen Denker der Menschheit, welche den Verstand an rein geistigen Dingen übten, und üben lehrten, tief unter diejenigen zu stellen seien, deren ganze Philosophie vor allem die Vermehrung des menschlichen „Comforts" bezweckte! —

Aber weiter! „Soll, so fragt Lessing, soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? Laß mich diese Lästerung nie denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei. Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen?" Lessing nennt einen solchen Zweifel Lästerung. „Nein!" ruft er aus, — und hier erreicht sein Ausdruck die Erhabenheit seherischer Begeisterung, deren Blick von den Resultaten der vergangenen auf die Erfolge kommender Jahrtausende sich hinüber wendet — „nein! sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je über-

1) Macaulay: über Bacon.

zeugter sein Verstand einer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinem Handeln zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." —

Bleiben wir hier kurz vor dem Schlusse der Lessing'schen Schrift einen Augenblick stehen, und sehen wir zu, welches eigentlich der Grundgedanke war, den Lessing in derselben auszusprechen beabsichtigte. Es ist schwer begreiflich, wie man darüber einen Augenblick im Zweifel sein, wie man sich streiten mochte: ob er unter seinem neuen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstanden habe, durch welche die christliche eben so antiquirt werden müsse, wie das alte Testament durch das neue; oder ob er sich darunter nur eine höhere innere Entwicklung des Christenthums gedacht habe? Die, welche so fragten, haben den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing den Inhalt des neuen ewigen Evangeliums in den zuletzt von uns angeführten Worten [1]) mit voller Klarheit ausgesprochen hat. Sie haben nicht gesehen, daß Lessing, dem das Handeln als höchste Aufgabe des Menschen erschien, und dem die ganze Religion in dem Testamente Johannis, in der Ausübung der selbstlosen werkthätigen Liebe aufging, Lessing, der selbst einem Goeze gegenüber seine sichere Zuversicht auf „ein Christenthum, wie Christus selbst es jetzt lehren würde," [2]) nicht zurückhielt: den Kern dieses neuen Evangeliums einzig und allein in jene letzte ethische Steigerung und Reinigung

1) § 85. X. 327.
2) X. 131.

in jene höchste sittliche „Aufklärung der Menschheit“ gesetzt hat, welche ihm als die Vollendungsstufe dessen erschien, was er die Erziehung des Menschengeschlechts nannte. Alle Erziehung hat ihr Ziel, und dies Ziel der Menschheiterziehung ist für Lessing die Freiheit, die Ausbildung und Verwandlung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten, „die schlechterdings nothwendig ist, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll“; die Freiheit, die den Menschen ganz und gar auf sich selbst, auf seine Vernunft stellt, und die in der von allen äußern Geboten und Satzungen wie von allen selbstischen Rücksichten losgelösten Nothwendigkeit besteht: das Gute allein um des Guten willen zu thun. Dies ist das neue Evangelium, das, wie Lessing sagt, manche Schwärmer früherer Zeit geahnet, die nur darin gefehlt, daß sie die Erfüllung desselben nicht erwarten konnten und in der kurzen Zeitspanne des eignen Lebens bewerkstelligen zu können glaubten, „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt.“ „Die Natur“, sagt Lessing; aber unmittelbar darauf setzt er, getreu seiner Methode, immer nur mit allgemein geltenden Begriffen zu operiren, statt der Natur der Dinge „die ewige Vorsehung“, in der herrlichen Apostrophe, die er aus der Tiefe seines frommen Herzens an dieselbe richtet: „Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist. Du hast auf Deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!“ —

Nicht ohne Absicht hat Lessing die Unsterblichkeitslehre zum Ausgangspunkte dieser Schrift genommen. Freilich war es ein Irrthum, wenn Guhrauer in der Idee der Seelenwanderung, die Lessing am Schlusse derselben hinwirft, den spekulativen Schlüssel des Ganzen gefunden zu haben glaubte. Vielmehr muß es ausgesprochen werden, daß Lessing nicht nur selbst über die ganze Un-

sterblichkeitsfrage völlig hinaus war, sondern daß ihm die christliche Unsterblichkeitslehre, mit ihrem durch Lohn und Strafe mit dem Diesseits in engster Verbindung stehenden Jenseits, als eine Lehre galt, welcher er nur auf einer gewissen Stufe der Menschheitsentwicklung eine pädagogische Berechtigung einräumte, und die er nur einer noch niedrigern Stufe gegenüber als etwas Höheres ansah, während er für einen weiter fortgeschrittenen Bildungszustand dieselbe vielmehr als ein Hemmniß auf der Bahn zum Ziele der Vollendung völlig beseitigt wissen wollte. Gegenüber der Rohheit, welche nur noch allein durch gegenwärtige Belohnung oder Bestrafung seines Thuns bestimmt werden kann, — das ist der Sinn von Lessings Meinung, — ist selbst diejenige Bildungsstufe, auf welcher die Motive des Handelns in ein zukünftiges Jenseits verlegt erscheinen, und das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben, ein großer und wichtiger Fortschritt. Das ist in Bezug auf die Unsterblichkeitslehre das Verhältniß des Judenthums zum Christenthume, des alten zum neuen Testamente. Aber dieser Fortschritt ist nicht der letzte. Der neugewonnene Standpunkt muß vielmehr aufgegeben und verlassen werden, denn er ist immer noch ein Standpunkt des Egoismus, „der Eigennützigkeit des menschlichen Herzens.“ Die diesem Eigennutze schmeichelnde Vorstellung einer persönlichen, bewußten ewigen Fortdauer in einem Auferstehungsjenseits mit Lohn und Strafe muß aufgehoben werden, wenn der Mensch das Ziel der Erziehung: die absolut selbstlose Tugendliebe und Tugendübung erreichen soll, deren alleinige Seligkeit in dem Bewußtsein der Einheit des Menschen mit dem absoluten Urgrunde seines Wesens besteht. Daß dies geschehen, daß die Menschheit dies erhabne Ziel ihrer Entwicklung erreichen werde, das ist der beseligende Glaube Lessings und aller Derer, die sich die Seinen nennen. Für sich selbst hatte er den großen Befreiungsprozeß bereits vollständig vollzogen. Wie Goethe erschien ihm das Sichbekümmern um ein künftiges

Leben als eine Thorheit. „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige," sagt er in dem berühmten Bruchstücke jenes Aufsatzes, in welchem er das Thema behandelt: „daß man die Menschen eben so von der Begierde ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen abhalten sollte, als man ihnen abräth nach ihrem zukünftigen Schicksal in diesem Leben zu forschen. Ja, die Lehre und sichere Verheißung der Unsterblichkeit mit der sich die geoffenbarte Religion am meisten wisse, war, wie er in einem zweiten Fragmente erklärt, grade das, was ihm diese geoffenbarte Religion am verdächtigsten mache.[1]) Ihm erschien dieselbe in dieser Beziehung durchaus auf derselben Stufe mit der Astrologie. „Warum kann man," fragt er, „ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten als einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Ich denke dies ist deutlich. Wenn aber Lessing über die erkannte Wahrheit einen Schleier warf, hinreichend das unvorbereitete Auge vor ihrem blendenden Lichte zu schützen, während dem vorbereiteten durch solche Umhüllung nichts verdeckt ward, so befolgte er damit nur jenes Verfahren eines weisen Maaßhaltens, das wir ihn hier wie überall bei seinem kühnsten Vorschreiten anwenden sehen. Immer von dem Gegebenen und dem Bekannten ausgehend, die vorhandenen Vorstellungen und Begriffe benutzend, um an sie neue Entwicklungen anzuknüpfen, ist er stets eben so konservativ in der Form und im Ausdruck, als radikal in den letzten Zielen und Resultaten. Indem er der Unsterblichkeitslehre ihre historische

1) XI. 611.

Stellung und Berechtigung anweist, führt er uns über sie hinaus, wie er uns hinausführt über den orthodoxen Offenbarungsbegriff, den er aufhebt, indem er die ewige Gültigkeit der Offenbarung in eine zeitliche historische verwandelt. Und wenn er von der Unsterblichkeitslehre und der mit ihr zusammenhängenden Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben sich zu Anfange seiner Schrift nur die Möglichkeit der Annahme erlaubt, daß Beide nicht wahr seien; wenn er den Satz von der ewigen Fortdauer der Gattung neben dem Untergange jedes Einzelmenschen nur mit einem „vielleicht" einzuführen sich erlaubt:[1] so zeigt er dafür durch die Wendung, welche er am Schlusse nimmt, sein eignes Verhältniß zu jener Annahme und zu diesem „vielleicht" im klarsten Lichte, indem er für die orthodoxe Unsterblichkeitslehre seinerseits die Idee einer Seelenwanderung substituirt.

Wir müssen bei dieser wunderbaren Hypothese einen Augenblick verweilen. Der Schlüssel zu derselben liegt in dem Lessing'schen Fragmente, welches unter dem Titel „das Christenthum der Vernunft" die Grundzüge seiner Philosophie der Theologie enthält.[2] Das Resultat derselben ist die Auffassung der Welt als einer Schöpfung Gottes „deren Wesen eine unendliche Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles Dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und dazu noch etwas mehr, welches etwas mehr aber nie die letzte Grenze erreicht. In diesem Sinne ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich." Eben so unwidersprechlich ist demgemäß auch die Unendlichkeit der Entwicklung für das Einzelwesen. „Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als Folge seiner Schöpfung. Da jedes von diesen einfachen Wesen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kann, was die andern nicht haben, so muß unter diesen

1) X. 313. § 22.
2) X. 604—607.

einfachen Wesen eine Harmonie sein, aus welcher Harmonie Alles zu erklären ist, was unter ihnen überhaupt, d. h. in der Welt vorgeht." Hier ist es nun wo wir Lessing, wie Guhrauer richtig bemerkt, das große Prinzip der neueren Naturbetrachtung in seiner Universalität mit ahnendem Geiste vorwegnehmen und ihn mit kühner Hand die erhabene Idee von einer durch die ganze Natur gehenden Entwicklung aussprechen sehen, deren Bestätigung durch die Naturforschung er als unzweifelbar vorhersagt. „Bis hierher," ruft er aus, „wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken, doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen!" [1])

Dies Gesetz der Harmonie und der unendlichen Entwicklung in der Natur, begründet auf dem Verhältnisse Gottes zur Welt, des Schöpfers zur Schöpfung, auf der nach dem Gesetze der Continuität geordneten unendlichen Reihe, führt Lessing nun weiter aus in einem andern Fragmente, das mit jenem ersten in engem Zusammenhange steht. [2]) „Die Seele," heißt es dort, „ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist. Aber sie ist zugleich ein endliches Wesen; sie erlangt folglich diese unendlichen Vorstellungen nur nach und nach in einer unendlichen Folge der Zeit. Das Maß und die Ordnung, in welcher sie ihre Vorstellungen allmälig erlangt, sind die Sinne. Aber diese gegenwärtigen fünf Sinne der menschlichen Seele sind nicht das Maaß mit welchem dieselbe zuerst Vorstellungen zu haben angefangen hat, sind nicht das Erste. Denn die Natur thut nie und nirgends einen Sprung, und darum wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. — Die Sinne sind Materie, denn sie bestimmen die Gren-

1) X. 606. § 21.
2) „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." X. 458—461.

zen der Vorstellungen. Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfing, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden, aber noch nicht sofort mit einem organischen Körper; denn ein solcher ist die Verbindung mehrerer Sinne. Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen; das ist: die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt." [1]) Auf der Stufenleiter der Entwicklung von den ersten Urstoffen zu organischen Wesen, als deren vollendetes gegenwärtig der Mensch erscheint, gelangt nun Lessing ganz folgerichtig zu dem Resultate, daß mit dem gegenwärtigen menschlichen Organismus die Kombination der möglichen Sinne, obschon dieselbe keine unendliche ist, [2]) nicht erschöpft sein kann, daß die menschliche Seele also auf dem Wege, den sie in ihrer bisherigen Entwicklung zurücklegen müssen, noch nicht an das Ziel dieser Entwicklung angelangt ist, und so kommt er schließlich zu der Annahme, „daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele schon alle einzeln, schon alle nach ihren einfachen Verbindungen (d. h. jede zwei, jede drei, jede vier zusammen) gehabt hat, ehe sie zu dieser jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt ist. Wie z. B. dem Lichte der Sinn des Gesichts entspricht, so können und werden gewiß z. B. der elektrischen oder magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektrizität oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können; und es wird auf einmal uns eine neue Welt, voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt eben so wenig einen Begriff machen können, als frühere Optiker sich von Licht und Farben machen konnten.

---

1) Dies erinnert an Heraklit mit dessen *πάντα ψυχῶν εἶναι πλήρη*. Vergl. Lassalle Heraklit I. 275 ff. — Ueber die Lehre von der Wiederkehr. Lassalle II. 186. ff.

2) X. 460. N. 19 u. 20.

Dies ist der Gang seines systematischen Denkens, auf welchem Lessing, wie er selbst bekennt, sich zurückgeleitet sah zu jenem Systeme der Uranfänge philosophischer Spekulation, wie wir demselben in der Lehre von der Präexistenz der Seele und von der Metempsychose, d. h. von dem Dasein der Seele vor ihrer Geburt und vor ihrer weiteren Wanderung durch immer neue Erscheinungsformen bis zur allmäligen höchsten Reinigung und Vollendung, nicht nur bei Pythagoras und Plato, sondern schon bei den Aegyptern, Caldäern und Persern begegnen. Und schon dieser Umstand, setzt Lessing hinzu, müsse als ein gutes Vorurtheil für sein System gelten, denn die erste und älteste Meinung sei in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel. [1])

Aber nicht diese philosophische Begründung dessen, was er in der Erziehung des Menschengeschlechts nur noch als eine Hypothese bezeichnete, ist für uns das Wichtigste. Ungleich wichtiger ist vielmehr das Verhältniß, in welchem Lessing durch die Annahme dieser Hypothese zu jener dogmatischen Fundamentallehre des Christenthums erscheint. Dies Verhältniß ist ein durchaus radikales. So sehr ist Lessing über jener Fundamentallehre der zweiten Stufe der Menschheitsentwicklung, wie sie das Christenthum bildet, hinaus, daß er nur um den formalen Begriff der Unsterblichkeit zu retten, mit einer Hypothese schließt, welche den Inhalt derselben thatsächlich aufhebt, weil der Vertreter dieser Hypothese, die für ihn die einzig denkbar mögliche war, mit erhabner Resignation selbst den Gedanken einer persönlich bewußten Wiedergeburt ablehnt. Hören wir sein Bekenntniß darüber am Schlusse der Erziehung des Menschengeschlechts, das in der That sein „letztes Wort", aber auch zugleich in ganz besonderem Sinne sein letztes Wort heißen muß. Denn von Sich Selbst spricht er im eigentlichsten Sinne des Worts, wenn er in jenen Schlußsätzen ausruft:

1) X. 461. Vgl. Erziehung des Menschengeschlechts § 95 und XI. 454—455.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Bestrafungen und Belohnungen der Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?“

Niemand hat gesehen, daß mit diesen Worten Lessing sowohl die sittliche Basis des Judenthums als die des Christenthums bereits hinter sich zu haben erklärt, ja daß er die Ueberwindung beider Erziehungsstufen sogar in sein eignes früheres Dasein verlegt, und damit seinem frei gebornen Geiste ein Zeugniß ausstellt, das Keiner anfechten wird, der unserer Darstellung mit Verständniß gefolgt ist. Die Kühnheit dieses Selbstbewußtseins ist groß; aber sie ist nicht größer, als der Geist des Mannes selbst, der es in sich hegte. Er, der große Befreier — er durfte sich mit erhabenem Stolze einen Menschen der Zukunft, einen Bürger der Zeiten nennen, die da kommen werden, weil er sie selbst herbeiführen geholfen, und helfen wird, so lange die Menschheit dieser Hülfe bedürfen mag. Er selbst ist es, von dem das Wort seines Nathan gilt: „Der Mann steht seinem Ruhm, sein Ruhm ist blos sein Schatten.“

Die Art und Weise, wie Lessing die große Frage zu lösen versuchte, war also, wie wir sahen, kein bloßer Einfall, keine willkürliche Hypothese, sondern die Konsequenz eines durchdachten Systems. Die logische Nothwendigkeit dieser Konsequenz vernichtete in seinem erhabenen Geiste jede Schreckniß, welche für Andere das Aufgeben der individuellen bewußten Persönlichkeit in einer solchen Weise der Fortdauer mit sich bringt. „Sollte ich,“ ruft er aus, „darum nicht wiederkommen wollen, weil ich es vergessen, daß ich schon da gewesen? Wohl mir daß ich das vergessen! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil

zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Das ist dieselbe Freudigkeit erhabenster Resignation, mit welcher auf einem andern Gedankengebiete der Freiste der Freien, der seinem Nathan das „Kein Mensch muß müssen!" in den Mund legte, und der es ausdrücklich ausgesprochen hat, daß aller Fortschritt der Menschheit wesentlich mit vom Subjecte und seiner Freiheit ausgehe, — dennoch kein Bedenken trug, einer abstrakten Freiheitslehre und ihrer Zufälligkeit, ihrem Indifferentismus gegenüber es auszusprechen: „daß ihm, wenn er die Wahl haben sollte zwischen Zwang und Nothwendigkeit auf der einen, und einer kahlen Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders zu handeln auf der andern Seite, die erste unendlich willkommner sei als die zweite." Darauf bezieht sich das große vielfach mißverstandene Wort: „Ich danke dem Schöpfer daß ich muß, das Beste muß," [1]) das einen Jacobi schwindeln machte, weil er die bedingende Voraussetzung übersah, an welche Lessing seine Erklärung knüpfte, und weil er, erschreckt von diesem Entweder — Oder, sich eben so wenig zu jener großartigen Resignation Lessings, als zu der Erkenntniß der Versöhnung jener Gegensätze der Freiheit und Nothwendigkeit erheben konnte, welche in dem Gedankensysteme des großen Mannes enthalten war, ja die das Fundament bildet für Lessings ganze Idee seiner Erziehung des Menschengeschlechts. —

1) X. 6.

## Drittes Kapitel.

### Leſſings Ideen über Nationalität, Staat und bürgerliche Geſellſchaft.

In die letzten Lebensjahre Leſſings fällt endlich auch diejenige Schrift, welche wir ſchon im vorigen Kapitel als eine Ergänzung der in der Erziehung des Menſchengeſchlechts niedergelegten Ideen erwähnt haben. Es ſind dies die fünf Geſpräche über Freimaurerei, von denen die drei erſten im Jahre 1778, die beiden letzten zwei Jahre ſpäter, kurz vor Leſſings Tode, mit der Vorrede eines Dritten erſchienen.

Die Schrift war bereits im Jahre 1777 vollendet, in welchem Leſſing das Manuſcript ſeinem Freunde Mendelsſohn mittheilte, der in ſeinem Briefe vom 11. November ihm darüber ſein Urtheil ſchrieb, und ihm kurze Zeit darauf die Handſchrift zurückſchickte. [1] Im October des folgenden Jahres waren die drei erſten Geſpräche gedruckt, und Karl Leſſing meldete daß nach Mendelsſohns Ausſage Stellen darin fehlten, welche Jener in der Handſchrift geleſen hatte. [2] Leſſing hatte Rückſichten zu nehmen gehabt gegen den Herzog von Braunſchweig, dem er als dem Großmeiſter aller deutſchen Freimaurerlogen die drei erſten Geſpräche mit einer Widmung von vier Zeilen zugeſchrieben hatte, deren tiefe Ironie einem Karl Leſſing ſo ſehr entging, daß er ſeinem großen Bruder darüber als über eine unwürdige Schmeichelei den Text leſen zu müſſen glaubte. Dieſe Widmung lautete nämlich wie folgt: „Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte,

1) XIII. 594—595. 597.
2) XIII. 615

noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst!"

Er erhielt die erwartete Erlaubniß nicht. Der Liberalismus des Fürsten, der sich allenfalls auf dem theologischen Gebiete in der Rolle eines Beschützers der freien Forschung und Aufklärung gefallen mochte, zeigte sich nicht stichhaltig, als diese Aufklärung Miene machte, sich einem Gebiete zuzuwenden, wo die großen politischen und sozialen Fragen, wo die Fragen über die letzten Gründe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft und das Verhältniß des Menschen zu Beiden, die damals die ganze geistige Atmosphäre Europa's zu durchziehen begannen, zur Sprache zu kommen schienen. Die bedeutungsvolle Mahnung: „das Volk lechzet schon lange, und vergehet vor Durst," erschreckte den spätern Heerführer der Coalition gegen die revolutionaire Bewegung Frankreichs. Er beeilte sich, Lessing das ausdrückliche Versprechen abzunehmen, die weiteren Gespräche ohne sein Vorwissen weder abschreiben noch drucken zu lassen, und Lessing ließ sich herbei ihm diese Zusage zu leisten. [1]) Es ist daher eine durchaus unbegründete, gegen Lessing selbst, der nie sein Wort brach, und gegen das eben so ausdrückliche Zeugniß Nicolai's streitende Annahme Guhrauers, daß Lessing selbst demungeachtet das vierte und fünfte Gespräch unter der Maske eines Dritten veröffentlicht habe. Schon ein Blick auf die Vorrede genügt für Jeden, der Lessings Styl und Sprache kennt, zu der Ueberzeugung, daß Lessing diese Vorrede eben so wenig geschrieben haben kann, als eine so offenbare Verletzung des gegebenen Worts mit seinem Charakter vereinbar ist. Wohl aber trug diese Veröffentlichung dazu bei, die geheime Abneigung des Herzogs gegen Lessing, die sich auch nach dessen Tode noch in der Weise bewährte, wie er gegen Lessings Hinterbliebenen handelte, zu steigern.

Ehe wir jedoch auf den sozialpolitischen Ideengehalt dieser

1) XII. 526. 533.

Gespräche näher eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf Lessings ganzes Verhalten und seine Stellung zur Politik und Nationalität seiner Zeit zu werfen. [1])

Lessings Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen der Hauptträger der deutschen Kultur jener Zeit, Gottsched, vierunddreißig Jahre hindurch mit der halben Welt geführt hat. Der Fleiß eines deutschen Gelehrten hat diesen handschriftlichen Briefwechsel, der in zweiundzwanzig Folianten viertausend siebenhundert Briefe aus den Jahren 1722—1756 umfaßt, vom ersten bis zum letzten durchgelesen und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, — in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum ein oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched selbst seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin nichts anders verlautet, als daß er Geld bewilligt habe. [2]) Von Gottscheds eigner politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann, wie dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Man sieht daß der preußische Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes in Gottsched einen literarischen Ahnherrn seiner Theorie hatte! Indessen dachte jene Zeit doch nicht überall ganz so knechtisch niederträchtig, als es nach jenem Satze des damaligen Leipziger Staatsphilosophen den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, erlaubte sich zu jenem Satze des deutschen Staatsrechtslehrers vom Jahre 1735 in aller Bescheidenheit brieflich zu bemerken, daß der hochverehrte Mann

1) Vergl. Weimar und Jena von Ad. Stahr II. S. 255 ff.
2) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 279.

unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht ohne Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derselbe wackere sächsische Magister weiß auch ferner, daß es ein Recht der Unterthanen und Völker gebe; daß es aber ein anderes sei, *ein bloßes Recht haben*, und ein anderes, *solches Recht auch wider anderen Willen behaupten* zu können,“ eine Weisheit, deren Besitz hundert Jahre später den Verfassern der Frankfurter Grundrechte gute Dienste gethan haben würde. Aber er wußte auch, wie er weiter an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt: „daß allerdings sich zu diesem Allen die englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo (d. h. der Gewalt zu Munde) reden muß, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn ins Ohr zurief: er solle *so* schreiben, daß er auch *bei der Pfarre* bleiben könne“

In solche Zeit fiel Lessings Jugend, fiel sein Mannesalter. Wir werden später sehen, wie tief ihn die Kriecherei der deutschen Schriftsteller vor den Machthabern grade in Beziehung auf den hier in Frage kommenden Gegenstand anekelte, und wie ihn mehr als einmal die Lust angewandelt zu haben scheint, gegen dieselbe öffentlich hervorzutreten; wie er zu diesem Behufe sogar eigne Studien über die alte deutsche Verfassung machte, und sich Kollektaneen zu einer Schrift über die „deutsche Freiheit“ anlegte. So viel aber leuchtet ein, daß eine solche Zeit nicht im Stande war, irgend einem in ihr Lebenden dasjenige Nationalgefühl zu geben, welches zu einer energischen Bethätigung desselben auf dem politischen Gebiete erforderlich ist. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf

einer Verfassung, welche berechtigte Staatsbürger anerkennt, und Deutschland kannte nur rechtlose Unterthanen und hörige Leute. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Unabhängigkeit des Ganzen; und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen; und im Innern geknechtet von seinen zahlreichen einheimischen Dynasten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitte, seine Literatur. Fürsten, Höfe, Adel, Alles was sich zu den höhern Ständen, zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Selbst der loyale Goethe sah sich gedrungen, am Schlusse des Jahrhunderts, im Angesichte der französischen Revolution und ihres Wiederhalls in Deutschland den deutschen Fürsten schadenfroh zuzurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verleugnung der eigenen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung seiner Zeit, die sich in der eigenen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. Ihr gegenüber war dieser deutscheste unter Deutschlands großen Schriftstellern national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühle, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, dem er angehörte, durch eigene Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde „Eigenheiten“ nachäffte statt seine selbsteignen „Eigenschaften“ zu kultiviren; aus Zorn endlich darüber, daß die Götter, die es in Leben, Kunst und Philosophie verehrte, falsche Götzen waren. Der geschworne Gegner

Voltaire's neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst mißachtete und wegwarf, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus, in welchem der neunzehnjährige Lessing den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß — und man kann sagen, er hat sie als Nation sein Lebenlang nicht ausstehen können — hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühle, das er in seiner reizenden Erzählung vom Korporal Trimm und dem französischen Bettler [1]) als Motiv für das „French dog!" des ersteren benutzte: er galt nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen, nicht der Nationalität überhaupt sondern ihrer Ausartung, ihrem beleidigenden Hochmuthe, und daß die eigene Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß nur um so stärker. Im Uebrigen wußte er die guten Seiten der Franzosen sehr wohl zu schätzen, ja wir haben gesehen, daß er sie in der eifrigen Wahrnehmung ihres nationalen Ruhmes, in ihrem historischen Nationalgefühle, in ihrer verehrenden Hochschätzung der Größen ihrer Kunst und Literatur den Deutschen als Muster aufstellte. Derselbe Mann, der an Gleim schrieb: „das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte wonach ich geizen würde. des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte", derselbe Mann, welcher dem Sänger der preußischen Grenadierlieder gestand, daß er überhaupt von der Vaterlandsliebe nur den Begriff habe, daß sie „auf's Höchste eine heroische Schwachheit sei", die er gern entbehre; — eben derselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus,

1) VIII. 312.

und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken und zu begründen, daran hat er sein ganzes Leben lang gearbeitet, und nicht sein Volk allein weiß, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs herausgefordert und berechtigt wurde, und sein Ricaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieser Hinsicht tiefer ins Volk gegriffen und mehr gewirkt, als das ganze deutsch-thümelnde gelehrte Bardenwesen Klopstocks und seiner Genossen. Es war das Erstemal, daß auf einer deutschen Bühne einem Franzosen auf sein unverschämtes Mademoiselle parle français? Mais sans doute, telle que je la vois; la demande était bien impolie? zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutschen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier? Ich höre ja daß Sie mich verstehen!“ Lessing schlug den französischen Windsack und meinte den deutschen Esel, der ihn trug. Selbst seine ersten dramatischen Versuche entstanden aus dem Streben, seine Nation aus der sklavischen Abhängigkeit ihrer komischen Bühne vom fremden Witze zu befreien. Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? fragt er in der Vorrede die er seinen ersten Dramen voraufschickte; ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? [1]) Als ihm sein Freund Gleim kurz vor der Schlacht von Roßbach meldet, daß er viele Franzosen bei sich sehe, schreibt ihm Lessing aus Leipzig einen eigenen Brief, in welchem er es für nothwendig hält, den Dichter Friedrichs des Großen, den Sänger der preußischen Heldenthaten zu beschwören, nur ja die deutsche Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preist die letzteren glücklich, daß sie endlich

1) III. 4.

einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsere größten Geister sind, die nach Paris kommen." „Aber ich bitte Sie inständigst," fährt er fort, „zeigen Sie Sich ja als einen wahren Deutschen!" Und nachdem er ihm dazu die ausführlichsten Anweisungen, mit Beispielen der Ausführung versehen, an die Hand gegeben, fügt er schließlich hinzu: „Selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Diese Lessing'sche Nationalitätsbetonung war Nothwehr; Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wieviel mehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorene Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen betrachten, um es begreiflich zu finden, daß er bis an sein Lebensende die Abneigung gegen sie nicht los wurde, daß er „selbst im Scherze mit keinem Franzosen etwas gemein haben wollte," [1]) und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen also wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf", auf einem groben Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte. [2]) Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß ihnen gegenüber Lessing national und patriotisch war aus Haß gegen die exclusive Nationalität und den exclusiven Patriotismus. Die Worte, die er, im Begriffe von Holland aus nach England zu reisen, im Jahre 1756 an einen Freund schrieb: „Vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann", sind mehr als eine

1) XII. 248.
2) III. 235.

bloße Paradoxie im Munde eines Leſſing, deſſen Nationalitätsſtreben nicht hinausging über die Forderung der Selbſtachtung und des Strebens nach Achtungswürdigkeit, die er an ſein Volk richtete, und deſſen Patriotismus nichts weiter war, als die Pflicht eines jeden Volksgenoſſen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, durch Kultivirung ſeiner Eigenſchaften ſich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag, war vom Uebel für den „Weltbürger", der obenein das Unglück hatte einem Volke anzugehören, das, wie er klagend ausrief, noch keine Nation war, und das bis auf den heutigen Tag noch nicht dahin gelangt iſt, Deutſchland aus einem „geographiſchen Begriffe" zu einer politiſch nationalen Wirklichkeit zu erheben.

---

## Viertes Kapitel.

Soviel von Leſſing dem Nationalen. Und der Politiker?

Eine deutſche Politik gab es damals ſo wenig wie es ein Deutſchland und eine deutſche Nation gab. Von Verfaſſung und Verfaſſungsformen, von politiſcher Bildung und politiſchem Freiſinn war und konnte keine Rede ſein in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Territorialherren nach abſoluter Willkür regiert, oder vielmehr verwirthſchaftet wurde. Freilich gab es hier und da einzelne freie Menſchen — Deutſchland hat keinen freieren geſehen als Leſſing war. Aber er war es für ſich nicht in der Koinonie, wie die Griechen ſagen, nicht in der Gemeinſchaft, er war es durch ſich, durch die individuelle Größe und Energie ſeines Charakters, nicht durch die bürgerlichen Zuſtände und Formen des Gemeinlebens, ſondern trotz der Jämmer-

lichkeit beider. Er war es, weil der Despotismus damals noch naiv genug war, die einzelnen freien Geister leidlich gewähren zu lassen, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen der dreihundert deutschen Vaterländer zu heiß wurde, ohne Paß und Heimathsschein nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und außer dem Bereiche etwaiger Verfolgung zu leben. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und selbst noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo, in Norddeutschland zumal, allen denkenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goethe'schen Bürgers Geständniß hinaus:

Nichts Bessres weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

zumal wenn der Schauplatz hübsch weit ablag von Haus und Hof — es brauchte nicht gerade „hinten weit in der Türkei" zu sein, — und wenn es nur „zu Hause" im Spezialvaterlande beim Alten blieb. Bekriegt, besiegt, vertrug man sich mit der Einquartierung, so gut es gehen mochte, wie Goethe's Norm zur Bürgerführung auch später noch verlangte.

Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern; und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749 — 1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik und politischen Dingen die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn er kommt in seinen Briefen wiederholt auf diese Katastrophe zurück. [1]) Während des sieben-

1) XII. 340. 350. 354. 360.

jährigen Krieges suchen wir dagegen selbst in den Briefen, die er aus Tauentziens Hauptquartier schrieb, vergebens nach einer Zeile über die strategischen, politischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Er verehrt in dem kriegerischen Preußenkönige das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding, Krieg genannt", [1]) und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Bücher vergrub. Und wie und wofür sollte sich in diesem Kriege um Schlesien, der für ihn „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern" war, der Dichter der Humanität begeistern? Etwa für das vaterländische Kriegsheer, das zum großen Theile aus geworbenen Leuten aller Herren Länder, aus gewaltsam eingekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oesterreichern bestand? Konnte er dafür, daß ihm das spezifische Preußenthum Gleims mit seinem überschwenglichen Patriotismus bei einem Kriege Deutscher gegen Deutsche von Herzen zuwider, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war und als Deutscher fühlte und empfand, in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war! in einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, gering schätzte, und an ihrer Bildungsfähigkeit zweifelte, obschon ein Lessing unter seinen Augen lebte und schrieb? Zu Friedrich dem Großen als Herrscher hatte er überdies ein ganz eigenes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Energie des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den fanatischen Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von

1) XII. 100.

Preußen, den Feind Sachsens, bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen doch ein großer König sei.“ [1]) Es war die Kühnheit des selbstherrlichen Handelns, es war die Erweckung des schlummernden deutschen Nationalgefühls durch die Siege eines deutschen Königs über Franzosen und Russen, was Lessings Sympathie für Friedrich II. hervorrief. Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling, als Feuilletonist der Berliner Zeitung pflichtgemäß am Jahreswechsel und Geburtstage dem Könige zu huldigen hatte. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen inmitten einer Zeit, in welcher ebenso geschmacklose als knechtisch kriechende Vergötterung der Großen an der Tagesordnung war. Sie gelten „dem Vater seines Volks“, dem „menschlichen Helden“, dem großen Regenten, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk seiner schon werth“, das heißt mit anderen Worten, wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre! „Wenn ich mich recht betrachte“, schrieb er später in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei.“ Wem fällt nicht als Kommentar zu beiden Aeußerungen das berühmte Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen.“

Aber die Anerkennung, welche der begeisterte Jüngling dem Kriegshelden, dem Regentengenie, dem freien Denker auf dem Throne [2]) zollte, „den die Natur auch zum Philosophen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte“, sie verblendete den gereiften Mann nicht über die Natur der Willkürherr-

1) XII. 82.
2) III. 285.

schaft, auch der genialsten. Unmittelbar neben jener letzten Aeußerung über den großen König findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige: „Gott hat keinen Witz und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Die von Nicolai und den Berliner Aufklärern so viel gepriesene Berlinische Freiheit zu reden und zu schreiben, sah er in einem andern Lichte, als jene, wenn er bemerkte: dieselbe laufe einzig und allein auf die Freiheit hinaus, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. „Lassen Sie es doch aber einmal Einen in Berlin versuchen, schreibt er an Nicolai, über andere Dinge so frei zu schreiben — lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt doch sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ Für Rechte des Volks mit eigner Gefahr zu reden und zu schreiben oder gar zu handeln, erschien in der That den Zeitgenossen Lessings fast gradezu als Wahnsinn, [1]) und wir werden sehen, wie tief der Letztere die sklavische Schmeichelei der deutschen Schriftsteller verachtete, die alle Versündigungen und Vergewaltigungen des Absolutismus gegen die alten Rechte und Verfassungen der deutschen Länder bereitwilligst zu vertheidigen sich beeilten.

Lessing ist nie als politischer Schriftsteller aufgetreten. Gewiß nicht deshalb, weil es ihm für eine solche publicistische Thätigkeit an Neigung oder Fähigkeit gemangelt hätte. „Man bewundert diesen gewaltigen Geist nicht genug, sagt ein geistesverwandter

1) Schlosser, Achtzehntes Jahrh. III. 2. 273—74.

jüngerer Zeitgenosse, Leisewitz, in seinem ungedruckten Tagebuche, wenn man bloß weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß Er Alles hätte werden können; aber ein menschliches Leben reichte nicht aus, um alle seine Talente auszubreiten". Für eine reformatorische Thätigkeit auf diesem Gebiete, wie ein Lessing sie hätte allein üben können, war damals in Deutschland die Zeit nirgends vorbereitet oder auch nur empfänglich; und Lessings Größe bestand eben darin, daß er mit seiner Thätigkeit nie und nirgends über das Mögliche und Nächste, von dem Interesse der Zeit selbst Angeregte hinausging, daß dieser große Sämann den Samen seiner fruchtbaren Gedanken nur da ausstreute, wo er wenigstens nothdürftig vorbereiteten Boden fand, wenn es ihm auch gleichgültig war, daß dabei manches fruchtschwere Samenkorn auf den Weg und unter die Dornen fiel. Aber wissentlich auf steinigen Boden zu säen, wo seine Gedanken keine Wurzelerde finden konnten, war seine Sache nicht. Wir haben gesehen, daß Lessing „Rechte der Unterthanen" kannte, und wir wissen, daß er sich über den Zustand der Knechtschaft und Willkür, der damals selbst in dem bestregierten deutschen Staate herrschte, ebenso wenig Illusionen machte, als über den Zustand der jammervollen Zerrissenheit Deutschlands und der sogenannten deutschen Nation, die weder sittlich noch politisch nach seinem Urtheile eine Nation heißen konnte. Noch weniger in nationalökonomischer Hinsicht, und schon in dieser Beziehung sahen wir ihn auf die Nothwendigkeit der Einheit Deutschlands wenn auch vorerst nur „unter einem Herrn" hinweisen.[1] Als er in einem 1761 erschienenen französischen Werke[2] die politischen Zustände Deutschlands mit den dunkelsten Farben geschildert, und alle deutschen Unterthanen als serfs bezeichnet fand, „die ihre Herren schinden könnten, wie sie wollten," schrieb er in sein literarisches Tagebuch, wie man wohl

1) S. oben S. 33.
2) Testament politique du Duc de Belleisle, von Chevrier.

seine Kollektaneen nennen mag, die seufzenden Worte: „wenn der Verfasser von dem redet was geschieht, so dürfte er fast Recht haben!“ Indessen, fügt er hinzu, sei dies die ursprüngliche Verfassung des deutschen Staates gar nicht. Der kleine Aufsatz, welchen Guhrauer zuerst aus der Originalhandschrift der Lessing'schen Kollektaneen mitgetheilt hat, [1]) führt den bedeutungsvollen Titel „deutsche Freiheit“, und ist wahrscheinlich in Lessings Breslauer Lebensperiode geschrieben. Er weist nach, daß der Absolutismus die wahre Verfassung Deutschlands, die historisch begründeten Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Volks allmälig vernichtet hat. Der Aufsatz ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch für die Stimmung der Zeit wie für Lessings eigenes Verhältniß zu dem „sklavischen“ Geiste derselben. Doch lassen wir ihn selber reden. Nachdem er durch eine Stelle aus dem Werke des berühmten Publicisten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts J. P. v. Ludewig die früheren Rechte der deutschen Landstände und die Bedeutung der Landtagsabschiede in Erinnerung gebracht hat, fährt er fort:

„Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen durften, ist eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto sklavischer und schlechter. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor dreihundert oder vierhundert

1) In den „Lessingiana“. S. Blätter für Liter. Unterhaltung, Jahrg. 1843. S. 986—987.

Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit dreihundert oder vierhundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Aber wenn das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?"

Und Lessing wußte so gut wie Macaulay, wodurch es geschehen sei, daß das deutsche Volk seine alte Freiheit verloren, und daß die Rechte der Landstände hintangesetzt und beseitigt worden. Die Möglichkeit, sich gegen ungerechte Bedrückung zu empören, und die Furcht der Oberen vor einem solchen Widerstande empörter, weil in ihren Rechten gekränkter Unterthanen, sind und waren alle Zeit hier der Schutz der Freiheit und des Rechts, dort die Zügel der Herrschbegier und Gewalt. „Beide sind beseitigt", fährt Lessing fort, „da fast überall geworbene, und der Landesherrschaft allein zu Befehl stehende Soldaten unterhalten werden. Den Unterhalt solcher Mannschaften erfordern zum Theil Reichs- und Kreisschlüsse, mithin können ihn die Landstände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelassen, sondern die Landschaft hat in eine weit größere Kriegsverfassung gewilligt. Es ist dadurch die schwere Last der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaisers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erschöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiste vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit seiner Güter gelassen, er selbst aber und die Seinigen mit Civil- und Militärämtern versehen werden. Drittens endlich hat die verminderte Macht des Kaisers viel dazu beigetragen, daß der deutschen Landstände Ansehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Faust zu behaupten, war, dem Angeführten nach, unthunlich, und

also nichts übrig als richterliche Hülfe zu suchen. Diese ist auch den Unterthanen wider schwächere Reichsstände vielfältig angediehen; wider die mächtigeren aber fehlte es daran. — —

„Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?"

Kann man nach diesen Aeußerungen, welche ihrer Zeit fast um ein Jahrhundert voraus erscheinen, und deren Inhalt erst mehrere Menschenalter später in Deutschland zum Ausgangspunkte des großen Kampfes gegen den Absolutismus genommen wurde, einen Augenblick darüber in Zweifel sein, welchen Standpunkt Lessing eingenommen und welche Wirksamkeit er geübt haben würde, wenn das Geschick ihm Anlaß und Boden zum politischen Kampfe in derselben Weise gewährt hätte, wie es ihm beides für seine literarischen, humanistischen und theologischen Reformbestrebungen gewährte? Daß er auch in dieser fragmentarischen Spur seiner politischen Anschauungen von demselben historisch-konservativen Geiste beseelt erscheint, der ihn bei seinen ästhetischen und theologischen Reformen leitete, ist ein neuer glänzender Beweis für die Einheit seines ganzen Wesens. Aber neben diesem Konservatismus, mit welchem er für die praktische Wirksamkeit überall an den Bedingungen des historisch Gegebenen festhielt, und die Rücksicht auf die Wirklichkeit nie aus den Augen verlor, stand bei Lessing ein theoretischer Radikalismus, der eben weil er ohne alle und jede Schwärmerei und Selbsttäuschung über die nächsten Erfolge alles idealen Strebens war, seiner konservativ-reformatorischen Thätigkeit als Voraussetzung und Operationsbasis diente, und der ihm durch die erhebende Aussicht auf die Unendlichkeit des Strebens und Ziels jene besonnene Begeisterung verlieh, deren klares Auge uns aus allen seinen Schriften entgegenleuchtet. Dieser theoretische Radikalismus, der ebenso fern war von der Frivolität kleinlicher Selbstüberhebung, als von der Ungeduld

des Schwärmers, „der in dem Augenblicke seines kurzen Daseins reifen sehen möchte, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt", gelangt in den „Gesprächen für Freimaurer" auf dem Gebiete der sozialpolitischen Spekulation zu seinem vollen Rechte. Weder Karl Voigt noch Proudhon dürfen sich rühmen, das moderne Evangelium von der „Anarchie", die gefürchtete Lehre von der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft und von der Ordnung und Freiheit ohne Regierung erfunden zu haben. Wir treffen sie als theoretische Konsequenz schon bei Lessing mit sammt der Voigt'schen Hinweisung auf das anarchische Treiben der Ameisen und Bienengesellschaft, „die auch Niemand unter sich haben, der sie zusammenhält und regiert", und aus deren Betrachtung Lessings „Falk" in dem ersten Gespräche den Schluß zieht: [1] „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können?" Worauf ihm „Ernst" erwidert: „Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?" „Ob es wohl auch, fragt Falk weiter, mit den Menschen dahin kommen wird?"

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

So hat Lessing diese Doktrin von der goldenen Zeit der Anarchie, d. h. der Regierungslosigkeit als einen idealen Traum, als einen „frommen Wunsch" des theoretischen Utopismus behandelt. Aber jenes von den beiden Freunden mit dem Unisono seufzenden Bedauerns begleitete „Wohl schwerlich!", ist eben so wenig eine absolute Verneinung, als der Gedanke an die Unendlichkeit der Ferne den auf das ideale Ziel gerichteten Denker abhalten darf, an

1) X. 262.

dessen Verwirklichung durch seinen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts zu arbeiten, die doch in nichts anderem bestehen kann, als in der unendlich fortschreitenden Fähigkeit des Individuums zur Regierung seiner selbst. Die Resultate derselben: Ordnung und Freiheit ohne den äußerlichen Zwang von Regierung und Gesetz, sind also nach Lessing die in ihrer vollendeten Gestalt unerreichbaren aber dennoch immer näher anzustrebenden idealen Ziele der menschlichen Gesellschaftsformen in Staat und bürgerlicher Vereinigung. Aber diese Formen selbst sind Mittel, nicht Zweck. „Nicht die Menschen, sagt Falk, sind für die Staaten erschaffen, wie Einige zu glauben scheinen, sondern umgekehrt, Staat und bürgerliche Gesellschaft sind für die Menschen da. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es keine. Jede andere Glückseligkeit, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: anders nichts". Ernst „möchte das nicht so laut sagen, weil eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, leicht gemißbraucht werden könne"; und Falk-Lessing stimmt ihm bei. Denn allerdings gebe es esoterische Wahrheiten, die der Weise, der sie erkennt, besser verschweigt, ja die er eben deshalb, weil er sie besser verschweigt, „gar nicht sagen kann." In diesem Satze, den sich die theoretischen Revolutionsschwärmer aller Zeiten merken können, — wenn sie es nicht etwa vorziehen sollten, den Tapfersten der Tapferen der Feigheit zu bezüchtigen — ist zugleich die Rechtfertigung des Geheimnisses bei den Freimaurern ausgesprochen, nicht der wirklichen natürlich, sondern jener idealen allgemeinen, auf welche Lessing das Wesen und den Grundgedanken derselben in diesen Gesprächen zurückführt.

Sind also Staat, Staatsverfassung und bürgerliche Gesellschaft

nicht als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit und zwar Mittel menschlicher Erfindung, so ist doch zu bedenken, daß die Natur selbst alles so eingerichtet hat, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen mußte. Daraus haben „Einige" — hier denkt Lessing an seinen Aristoteles, die Folgerung gezogen, die bürgerliche Gesellschaft sei Zweck der Natur. „Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen sind, als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte! Aber eben weil Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, theilen sie auch das allgemeine Schicksal aller solchen, daß sie nicht unfehlbar sind, daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl grade das Gegentheil davon bewirken, grade wie Schifffahrt und Schiffe Mittel sind, in entlegene Länder zu kommen, aber auch Ursache werden, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen." Auch die erdenklich beste Staatsverfassung kann von diesem Schicksale nicht ausgenommen sein, und selbst wenn diese beste Staatsverfassung die allgemeine auf Erden wäre, müßten aus ihr nothwendig noch immer „Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch im Stande der Natur nichts gewußt hätte." [1]) Denn es würden durch diese allgemein herrschende beste Staatsverfassung weder die Nothwendigkeit der Existenz mehrerer einzelner Staaten, noch die Unterschiede der Nationalitäten, und die sich an beide knüpfende Verschiedenheit der Interessen und deren Rückwirkung auf die Nationalindividuen, noch die Unterschiede der Bedürfnisse und Befriedigungen, der Gewohnheiten und Sitten, der Sittenlehren und

1) X. 267.

Religionen aufgehoben werden. Mit einem Worte: „das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, trennt zugleich die Menschen". Und diese Trennung der Menschen durch Staat und bürgerliche Gesellschaft in verschiedene Staaten, Völker und Religionsbekenntnisse setzt sich auch innerhalb der einzelnen Vereinigungen gleichsam bis ins Unendliche fort. Kein Staat, selbst nicht der vollkommenste, ist denkbar ohne Verschiedenheit der Stände, der Antheilsberechtigung an der Gesetzgebung, ohne Verschiedenheit des Besitzverhältnisses. Hier finden wir schon bei Lessing jene unwiderlegliche Zurückweisung des Communismus in den Worten: „Wenn Anfangs auch alle Besitzungen gleich unter die Staatsangehörigen vertheilt würden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben". [1]) Und doch ist es unbestreitbar, daß aus diesen Verschiedenheiten der Menschen zahllose Uebel in der Welt entspringen.

Statt aber aus diesen Sätzen die Rousseau'sche Verdammung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft als Folgerung zu ziehen, und zu wünschen, „daß den Menschen der Gedanke sich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen sein", spricht es Lessing vielmehr aus, daß trotz alledem diese Vereinigung das größte Glück für die Menschen sei. „Wenn die bürgerliche Gesellschaft (sagt er in der bereits früher angeführten Stelle) auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie, auch bei weit größeren Uebeln noch segnen." Sie ist das dem Menschen nothwendige Feuer, das man nicht genießen kann, ohne sich den Rauch gefallen zu lassen. Aber freilich, setzt Lessing hinzu,

1) XII. 270.

„weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden jene Trennungen darum gut und heilig? Kann es darum verboten sein Hand an sie zu legen, in der Absicht sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert, und ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich? Gewiß nicht. Aber eben so wenig kann es durch bürgerliche Gesetze geboten sein; denn diese erstrecken sich nie über die Grenze ihres Staates; und dieses würde nun grade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Es bleibt also nichts übrig, als daß sich in jedem Staate die Weisesten und Besten freiwillig der Aufgabe unterziehen, nicht auf die unmögliche absolute Aufhebung, wohl aber auf die mögliche Verminderung des Drückenden und Nachtheiligen hinzuwirken, was Staat und bürgerliche Gesellschaft nothwendig mit sich führen; daß Männer, welche über die Vorurtheile der Nationalität hinweg sind und erkannt haben wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die Vorurtheile der Nationalität zu beseitigen streben; daß Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die nicht glauben, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen, die Vorurtheile religiöser Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit zu mindern, daß endlich Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, das Drückende der Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig auszugleichen sich zur Aufgabe machen. In allen diesen Beziehungen „kann noch Vieles geschehen, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe nichts träumen lassen", zumal wenn solche Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten, sondern sich in freier Association zu solchen Zwecken verbrüderten. Lessing faßt die Freimaurerei als eine solche Verbrüderung, die möglicherweise „da herum arbeiten könnte"; er faßt die Freimaurer als Leute, „die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des

Staats, — d. h. jeden Staats und jeder Staatsverfassung, nicht eines bestimmten, — entgegenzuarbeiten"; und es war traurig genug, daß die meisten wirklichen Freimaurer ihn deshalb für einen Schwärmer erklärten, und daß außer einigen wenigen wie Herder, Hamann, Campe und Claudius, ihn kaum Einer derselben in der großen und erhabenen Absicht, die er ihnen unterlegte, auch nur verstand. [1])

Desto besser verstanden ihn alle diejenigen, die ihr Interesse grade an die Aufrechthaltung und Verstärkung derjenigen „Scheidemauern und Klüfte" knüpften, deren allmälige Verminderung und Ausfüllung diese Lessing'sche Lehre von der Freimaurerei als wünschenswerth in Aussicht und als edelste Aufgabe hinstellte. Vergebens, daß er sich dabei von dem eigentlich politischen Bereiche sorgfältig entfernt zu halten, und sich nur auf das Gebiet des allgemein Menschlichen zu beschränken erklärte, daß er es wiederholt ausdrücklich aussprach: [2]) wie er nur die unvermeidlichen Uebel des Staates, des Staates überhaupt, nicht dieses oder jenes Staates im Auge habe, „nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen", entgegen gewirkt wissen wolle. „Mit diesen, fährt er fort, giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag"; und der sich, setzen wir hinzu, in vielen Fällen damit befassen muß, um die Wirksamkeit der idealen Freimaurerei auch nur möglich zu machen, um eine Verfassung herzustellen, in der es blos nicht als ein Verbrechen gilt, im Geiste Lessing'scher Freimaurerei thätig zu sein. Gewiß, Herzog Ferdinand hatte seine guten Gründe, weshalb er die Fort-

1) XII. 504., XIII. 637.
2) XII. 265. 275.

setzung der Lessing'schen Gespräche verbot; in unserer Zeit würde er sie schlechtweg verboten haben!

Indessen mochte sich Lessing darüber trösten, daß sein Fürst in diesen „Gesprächen" revolutionäre Ideen witterte, wie er sich darüber trösten mochte, daß die wirkliche Freimaurerei, der er einen Spiegel vorhielt, ihr Bild in demselben nicht erkannte. Die Freimaurerei, die Lessing meinte, war eine solche, die eben so alt ist wie die bürgerliche Gesellschaft. „Beide konnten nicht anders, als miteinander entstehen, wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft selbst nur ein Sprößling dieser Freimaurerei ist. Diese Freimaurerei befand sich aller Orten ebenso wie sich die bürgerliche Gesellschaft befand, und umgekehrt. Es war immer das Zeichen einer gesunden Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines schwachen furchtsamen Staats ist, wenn er das öffentlich nicht dulden will, was er im Geheimen doch dulden muß, er mag wollen oder nicht; denn sie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, welche so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister, denen Niemand gebieten kann". —

Auch diese Lessing'sche Schrift ist Fragment geblieben. Der Tod übereilte ihn ehe er die hier gegebenen Andeutungen weiter ausführen, ehe er die stehen gelassenen Verzahnungen zum weitern Ausbau seines großartigen Gedankengebäudes benutzen konnte. Gewiß, Lessing war kein politischer Revolutionär. Wollte er doch nicht einmal „denen, die von den Uebelständen des Staats noch gar keine Empfindung haben, dieselben auch nur merklich gemacht wissen", [1] und war er doch der tröstlichen Ueberzeugung, „daß das tiefere Studium dieser Uebelstände und das reifliche Gegeneinanderabwägen ihrer Einflüsse dem Forscher Dinge aufschließen werde, die in den

1) X. 276.

Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten und unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen". Damals als er diese Gespräche niederschrieb, ward in Amerika der große Freiheitskampf gefochten, von dem die Weltgeschichte eine neue Aera datiren sollte, und Lessing sah unter seinen Augen die deutschen Landeskinder abmarschiren, welche Deutschlands Fürsten, darunter auch sein Herzog, nach des großen Friedrichs Ausdruck „wie das Vieh" an die Engländer verkauften, um die Freiheit in Amerika unterjochen zu helfen. Die amerikanische Sache war auch in Deutschland nicht ohne Anklang unter den Verfechtern des Humanismus, und die Freimaurerei jener Tage zählte gar manche Mitglieder, welche es sich, nach Lessings Ausdruck, zur Aufgabe machten, „in Europa für die Amerikaner zu fechten", [1]) und andere, die in allem Ernste den Kongreß für eine Loge hielten, deren Mitglieder das Reich der Freimaurerei mit gewaffneter Hand zu gründen beabsichtigten. Das Erstere schien Lessing nicht grade unvernünftig, wohl aber erklärt er sich wider die letztere Grille nachdrücklich. Der Freimaurer in seinem Sinne hofft nichts durch Ueberstürzung, durch Gewalt und Revolution. „Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie können und wollen. Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter anstecken muß, [2]) das ist der Freimaurer Sache nicht Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth."

Wie sich Lessing für seine Person von allen gewaltsamen Revolutionen als Mittel zur Verwirklichung der großen Menschheitsideale abwendet, und seine Hoffnung lediglich auf die fortschreitende Macht der Einsicht und auf die siegreiche Kraft des Geistes stellt, so erschien ihm auch die Freimaurerei in der Wirklichkeit des

---

1) X. 297.

-297

damaligen Logenwesens zur Erfüllung der Aufgabe, welche er in dieser Schrift einer idealen Freimaurerei stellt, nichts weniger als geeignet. Ja, es will ihn bedünken, als sei sie bereits in das Gegentheil der Idee umgeschlagen, die doch ihr wahrhaftes Wesen ausmache, und als nahe sich das ganze jetzige Schema der Verwirklichung jener Tage seinem Ende.[1]) Daß Lessing die Entwicklung seiner großen Kultur- und Humanitätsgedanken an die Freimaurerei knüpfte, lag in den Verhältnissen seiner Zeit, in welcher die Logenverbindungen äußerlich sich auf der Höhe ihres Aufschwungs und ihres Machteinflusses befanden. Aber seine Prophezeihung, die grade darin den Anfang des Endes sah, ist wahr geworden, und die Zeit bereits längst gekommen, in welcher man nach seinem Worte „Freimaurer sein kann, ohne Freimaurer zu heißen".

## Fünftes Kapitel.

Ich habe an einem andern Orte[2]) Lessing einen Republikaner genannt und muß diese Bezeichnung aufrecht erhalten gegen das Mißverständniß Guhrauers, als ob damit eine direkt ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Form der Staatsverfassung gemeint sei. Eine solche Erklärung findet sich freilich bei Lessing nirgends. Sie ist aber auch mit jener Bezeichnung nicht gemeint. Aber dennoch war Lessing ein Republikaner, der erste und zugleich der beste, den Deutschland bis auf diesen Tag gehabt hat. Ein theoretischer natürlich, insofern er keine unmittelbaren Umwälzungen erstrebte, wie er

1) Man vergleiche die Geschichte der drei französischen Revolutionen!
2) S. Weimar u. Jena. Th. II. S. 304.

das Heil der Menschheit überhaupt nicht an bestimmte und feste politische Formen knüpfte; aber in seinen Maximen und Ansichten, in seiner freien Männlichkeit, in seinem unerschütterlichen Wahrheitsmuthe und seiner unabhängigen Lebensführung, in seiner Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen, seiner Verachtung aller Scheinehren von Titeln und Orden, seinem starken Gleichheitsgefühle, das einem Könige wohl zugestand, „über ihn zu herrschen und mächtiger zu sein, nicht aber sich besser zu dünken", war er ein sehr praktischer. Selbst das Beherrschtwerden verminderte er für seine Person bis auf den äußersten Grad, durch die segensreiche Unstätigkeit seines Lebens. Unabhängigkeit der äußeren Lage war sein stetes Ziel, weil sie ihm die Basis war für die Freiheit des Geistes; — und wenn es für einen Protestanten noch gelehrte Klöster gegeben hätte, deren Aufhebung er zuweilen ernstlich beklagte, — er würde keinen Anstand genommen haben, zeitweilig in einem solchen die Unabhängigkeit und Ruhe für seine Studien zu suchen. Seine Amtsscheu theilte er mit Spinoza, der bekanntlich sein Leben lang amtlos blieb und einen ehrenvollen Ruf an die Heidelberger Universität ablehnte. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt fast an der Schwelle des Alters, weniger gezwungen durch die Noth der Verhältnisse, als besiegt von der allmächtigen Liebe, sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten, und dem alten freien Leben „des Vogels auf dem Dache" zu entsagen! Und als er es that, war die Stellung, die er annahm, eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, und die ihm wenigstens in amtlicher Beziehung eine vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gewährte. Wie er über Fürsten und Höfe dachte, haben wir im Verlaufe seines Lebens wiederholt gesehen. Er sprach es in der Dramaturgie [1]) mit republikanischer Strenge aus, daß „die Ehrfurcht, welche die Großen verlangen, die

1) VII. 309.

Etikette, das Ceremoniell und alle die Gaukeleien, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleineren gäbe, der von besserem Stoffe gemacht sei", seiner freien Seele ein Gräuel war; und als er später bei diesen „Gaukeleien" selbst mitspielen, als er „Bücklinge und Redensarten machen" mußte, „ging er, wie er seiner Braut schrieb, zur Cour, als ob er dazu geprügelt würde". [1]) Er war sehr geneigt in den Fürsten und Großen „Tiger und Füchse" zu sehen, und wenn er sich dazu überwand, sie als Menschen wie andere gelten zu lassen, so war es ein Akt der Selbstüberwindung, der ihn bewog, das schöne Wort seines alten Gleim:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund"

auch in Bezug auf sie anzuwenden. Er war kaum ein Jahr im Fürstendienste, als er an Wieland, bei Gelegenheit von dessen Berufung an den Hof nach Weimar schrieb: er wünsche nur, daß Wieland eben so gut dabei fahren möge, als der Prinz, zu dessen Erziehung jener berufen war. [2]) Ganz besonders merkwürdig ist endlich eine Aeußerung Lessings über das Königthum, die sich an einem Orte versteckt findet, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, nämlich in seinen Anmerkungen über den römischen Fabeldichter Phädrus. [3]) Jedermann kennt die Fabel dieses Dichters von den Fröschen, welche bei Jupiter sich beklagten, daß sie einen Klotz zum Könige bekommen hatten, und dafür zur Strafe eine Schlange zum Könige erhielten. Lessing bemerkt dazu: nach dem römischen Dichter sei die Moral dieser Fabel eben nur der Satz, daß man von zwei Uebeln das Kleinste wählen müsse. Aber, setzt er hinzu, „in der griechischen Fabel liegen zwei weit größere und kühnere Wahrheiten: erstens, die Thorheit überhaupt, — der Grieche nennt es die ehrliche Dummheit, die gutmeinende Einfalt — einen König haben zu wollen, und zweitens, die Thorheit nicht mit

1) XII. 298. 385.
2) XII. 372.
3) XI. 104 Lachm.

einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu sein, sondern einen großen anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen." Die Franzosen und das Europa von heute brauchen nicht lange zu suchen, um die Moral dieser Fabel nach Lessings Auffassung der in ihr liegenden zwei „großen und kühnen Wahrheiten" in einem leuchtenden Beispiele verwirklicht zu sehen. —

Wer solch' ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und unter einem an unterthänige Devotion gewöhnten Volke in sich trug, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessings ganzes Bewußtsein ist republikanisch in diesem Sinn. Selbst dem größten Könige seiner Zeit gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor seinem eigenen Selbstgefühl. Dies stolze freie Selbstgefühl, das seine Größe ausmacht, und das er auch seinem Fürsten gegenüber niemals zu verleugnen vermochte, war es vorzüglich, was dem Herzog Ferdinand, wie selbst dessen Biograph Pockels zugesteht, jene heimliche Abneigung gegen Lessing einflößte, die er äußerlich unter freundlichen Formen zu verbergen wußte. Auch Mendelssohn nannte Lessing „unfähig mit Großen umzugehen". In der That war in ihm keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit, und er ist auch gemüthlich der bürgerliche Republikaner, wie dieser der aristokratische Monarchist unter den deutschen Klassikern. Wir haben die revolutionären Ideen kennen gelernt, welche in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti durchblitzen, diese Dichtungen, die das Motto der Schiller'schen Räuber: in tyrannos! auch ungeschrieben sichtbar an der Stirn tragen. Es ist zu begreifen, warum Lessing den Plan zu einem „Masaniello" aufgab, den er als einen echten tragischen Helden erkannt hatte, [1]) und warum er den angefangenen „Spartakus" liegen ließ, den er in jungen Jahren entworfen hatte, und den er

1) XII. 398.

noch im Jahre 1776 wieder aufzunehmen versuchte. Der Stoff dieser seiner „antityrannischen Tragödie“, wie er selbst sie nannte, war zu verfänglich für jene Zeit, in der die aufziehenden Gewitterwolken des großen französischen Revolutionsdrama's, dieses wilden Kampfes kettenbrechender Sklaven gegen ihre Zwingherrn, schon die Atmosphäre schwül zu machen begannen. Aber die Wahl dieses Stoffes ist bedeutsam und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der entwürdigtsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum römischen Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?“

Der Konsul weiß auf diese Frage nur die höhnische Erwiederung:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartakus!“

Das ist derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg der Tyrannei noch immer den Vernunftgründen der Sachwalter für die unterdrückte Menschheit geantwortet hat. Der Lessing'sche Gladiatorenfeldherr empfindet das Gift dieses Hohnes, für den Menschenrechte nur Philosophenträume sind, in seinem tiefsten Innern:

„Was ist das? — „Du philosophirst?““
Doch ich erinnere mich. — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können:
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun, wohlan!
Wir wollen fechten!“

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten!“ Das wird denn auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus, wo er die Freiheit und das Recht des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt und des Schwerts,

da man Ketten nicht mit Humanitätsgründen zerbricht, so feierte er dagegen in dem Trauerspiele Henzi, dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im rechten Sinne des Worts, die Freiheit des Staatsbürgers, die ebenso gut, ja nach Lessings Ansicht noch viel gründlicher, durch eine republikanische Aristokratie, als durch eine absolute Monarchie unterdrückt und vernichtet werden kann. Die demokratische Freiheit, welche nach dem Aristotelischen Ausspruche, den Lessing als Motto für seine Tragödie wählte, sich in die zwei Sätze zusammenfaßt: „daß hinsichtlich des Regiments alle Bürger wechselsweise ebensowohl gehorchen als herrschen, und daß jeder leben kann wie er will". [1] Diese Bestimmungen des alten griechischen Denkers, den Lessing als Staatsphilosophen nicht geringer denn als Aesthetiker schätzte, bilden den Grundton seiner politischen Dichtung. Samuel Henzi war ein Zeitgenosse Lessings, ein edler freigebildeter Schweizer, Bürger der Republik Bern, der seinen Versuch dieselbe von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien im Jahre 1749 auf dem Schaffotte büßte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm unternommen, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokratenregierung verbot auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord auf die Bühne bringen werde, die Dichtung im Voraus. Um so lebhafter ging Lessing ans Werk. Das tragische Schicksal eines wahrhaften Patrioten und Republikaners hatte ihn auf das Tiefste ergriffen. [2] Er zeigt uns in Henzi einen solchen, der, jeder eigennützigen Absicht fern, keinen anderen Zweck hat, als die Freiheit für Alle, einen Bürger, der nur im alleräußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen",

und der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als daß der despotische

1) *Ἐλευθερίας δὲ ἓν μὲν τὸ ἐν μέρει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν. — ἓν δὲ τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις.* Arist. Polit. VI. op. 1. § 6—7. ed. Stahr.
2) III. 330.

Rath von Bern in der letzten Stunde noch Vernunft annehme und „das Joch des Volkes“ lindere,

„Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß; kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.“ —

Dieser Republikaner, der es nicht begreifen kann,

— — — — wie die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen“,

dieser Henzi ist — Lessing selbst, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete fast drei Menschenalter früher, bevor der politische Grundgedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte. Lessing, den praktischen Republikaner, den Mann republikanischer Gesinnung in Deutschland mitten unter absoluten Regierungen und despotischen Herrschern, haben wir im Tellheim der Minna von Barnhelm kennen gelernt. Dort ist es auch, wo er den Begriff und die Bedeutung des „Vaterlandes“ durch den Gedanken feststellt, daß das Vaterland, und nur dieses, das alleinige Recht auf das Blut seiner Bürger habe; und die schwermüthige Selbstanklage Tellheims: „Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?“ klingt bedeutungsschwer hinein in die Zeit des geworbenen Soldatenthums und der abenteuernden Kriegshandwerksgesellen.

Aber Lessing, der politische Denker, ist viel weiter gegangen. Er hat das in seiner Minna von Barnhelm angeschlagene Thema in der Stille seines Studirzimmers bis an die äußersten Konsequenzen verfolgt. Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt und sah in derselben so weit sein Auge reichte den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel ob protestantische oder katholische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und des in ihr herrschenden Despotismus über die

Gespräche näher eingehen, ist es nöthig, einen Blick auf Lessings ganzes Verhalten und seine Stellung zur Politik und Nationalität seiner Zeit zu werfen. [1])

Lessings Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen der Hauptträger der deutschen Kultur jener Zeit, Gottsched, vierunddreißig Jahre hindurch mit der halben Welt geführt hat. Der Fleiß eines deutschen Gelehrten hat diesen handschriftlichen Briefwechsel, der in zweiundzwanzig Folianten viertausend siebenhundert Briefe aus den Jahren 1722—1756 umfaßt, vom ersten bis zum letzten durchgelesen und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, — in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum ein oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched selbst seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin nichts anders verlautet, als daß er Geld bewilligt habe. [2]) Von Gottscheds eigner politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen, wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit" den einzigen Satz liest: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemand so bekannt sein kann, wie dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll." Man sieht daß der preußische Erfinder des beschränkten Unterthanenverstandes in Gottsched einen literarischen Ahnherrn seiner Theorie hatte! Indessen dachte jene Zeit doch nicht überall ganz so knechtisch niederträchtig, als es nach jenem Satze des damaligen Leipziger Staatsphilosophen den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, erlaubte sich zu jenem Satze des deutschen Staatsrechtslehrers vom Jahre 1735 in aller Bescheidenheit brieflich zu bemerken, daß der hochverehrte Mann

1) Vergl. Weimar und Jena von Ad. Stahr II. S. 255 ff.
2) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 279.

unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht ohne Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten.“ Derselbe wackere sächsische Magister weiß auch ferner, daß es ein Recht der Unterthanen und Völker gebe; daß es aber ein anderes sei, *ein bloßes Recht haben*, und ein anderes, *solches Recht auch wider anderen Willen behaupten* zu können,“ eine Weisheit, deren Besitz hundert Jahre später den Verfassern der Frankfurter Grundrechte gute Dienste gethan haben würde. Aber er wußte auch, wie er weiter an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt: „daß allerdings sich zu diesem Allen die englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo (d. h. der Gewalt zu Munde) reden muß, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn ins Ohr zurief: er solle *so* schreiben, daß er auch *bei der Pfarre* bleiben könne“

In solche Zeit fiel Lessings Jugend, fiel sein Mannesalter. Wir werden später sehen, wie tief ihn die Kriecherei der deutschen Schriftsteller vor den Machthabern grade in Beziehung auf den hier in Frage kommenden Gegenstand anekelte, und wie ihn mehr als einmal die Lust angewandelt zu haben scheint, gegen dieselbe öffentlich hervorzutreten; wie er zu diesem Behufe sogar eigne Studien über die alte deutsche Verfassung machte, und sich Kollektaneen zu einer Schrift über die „deutsche Freiheit“ anlegte. So viel aber leuchtet ein, daß eine solche Zeit nicht im Stande war, irgend einem in ihr Lebenden dasjenige Nationalgefühl zu geben, welches zu einer energischen Bethätigung desselben auf dem politischen Gebiete erforderlich ist. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen. Sie beruht in einem noch höheren Grade auf

einer Verfassung, welche berechtigte Staatsbürger anerkennt, und Deutschland kannte nur rechtlose Unterthanen und hörige Leute. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Unabhängigkeit des Ganzen; und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen; und im Innern geknechtet von seinen zahlreichen einheimischen Dynasten. Ja die eigenen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitte, seine Literatur. Fürsten, Höfe, Adel, Alles was sich zu den höhern Ständen, zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Selbst der loyale Goethe sah sich gedrungen, am Schlusse des Jahrhunderts, im Angesichte der französischen Revolution und ihres Wiederhalls in Deutschland den deutschen Fürsten schadenfroh zuzurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verleugnung der eigenen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung seiner Zeit, die sich in der eigenen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. Ihr gegenüber war dieser deutscheste unter Deutschlands großen Schriftstellern national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühle, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, dem er angehörte, durch eigene Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde „Eigenheiten“ nachäffte statt seine selbsteignen „Eigenschaften“ zu kultiviren; aus Zorn endlich darüber, daß die Götter, die es in Leben, Kunst und Philosophie verehrte, falsche Götzen waren. Der geschworne Gegner

Voltaire's neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius Shakspeare.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst mißachtete und wegwarf, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus, in welchem der neunzehnjährige Lessing den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß — und man kann sagen, er hat sie als Nation sein Lebenlang nicht ausstehen können — hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühle, das er in seiner reizenden Erzählung vom Korporal Trimm und dem französischen Bettler [1]) als Motiv für das „French dog!" des ersteren benutzte: er galt nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen, nicht der Nationalität überhaupt sondern ihrer Ausartung, ihrem beleidigenden Hochmuthe, und daß die eigene Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß nur um so stärker. Im Uebrigen wußte er die guten Seiten der Franzosen sehr wohl zu schätzen, ja wir haben gesehen, daß er sie in der eifrigen Wahrnehmung ihres nationalen Ruhmes, in ihrem historischen Nationalgefühle, in ihrer verehrenden Hochschätzung der Größen ihrer Kunst und Literatur den Deutschen als Muster aufstellte. Derselbe Mann, der an Gleim schrieb: „das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte wonach ich geizen würde. des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte", derselbe Mann, welcher dem Sänger der preußischen Grenadierlieder gestand, daß er überhaupt von der Vaterlandsliebe nur den Begriff habe, daß sie „auf's Höchste eine heroische Schwachheit sei", die er gern entbehre; — eben derselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus,

1) VIII. 312.

und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken und zu begründen, daran hat er sein ganzes Leben lang gearbeitet, und nicht sein Volk allein weiß, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs herausgefordert und berechtigt wurde, und sein Ricaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieser Hinsicht tiefer ins Volk gegriffen und mehr gewirkt, als das ganze deutsch-thümelnde gelehrte Bardenwesen Klopstocks und seiner Genossen. Es war das Erstemal, daß auf einer deutschen Bühne einem Franzosen auf sein unverschämtes Mademoiselle parle français? Mais sans doute, telle que je la vois; la demande était bien impolie? zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutschen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier? Ich höre ja daß Sie mich verstehen!“ Lessing schlug den französischen Windsack und meinte den deutschen Esel, der ihn trug. Selbst seine ersten dramatischen Versuche entstanden aus dem Streben, seine Nation aus der sklavischen Abhängigkeit ihrer komischen Bühne vom fremden Witze zu befreien. Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? fragt er in der Vorrede die er seinen ersten Dramen voraufschickte; ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satire über den unsrigen macht? [1]) Als ihm sein Freund Gleim kurz vor der Schlacht von Roßbach meldet, daß er viele Franzosen bei sich sehe, schreibt ihm Lessing aus Leipzig einen eigenen Brief, in welchem er es für nothwendig hält, den Dichter Friedrichs des Großen, den Sänger der preußischen Heldenthaten zu beschwören, nur ja die deutsche Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preist die letzteren glücklich, daß sie endlich

1) III. 4.

einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsere größten Geister sind, die nach Paris kommen." „Aber ich bitte Sie inständigst," fährt er fort, „zeigen Sie Sich ja als einen wahren Deutschen!" Und nachdem er ihm dazu die ausführlichsten Anweisungen, mit Beispielen der Ausführung versehen, an die Hand gegeben, fügt er schließlich hinzu: „Selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Diese Lessing'sche Nationalitätsbetonung war Nothwehr; Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wieviel mehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorene Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen betrachten, um es begreiflich zu finden, daß er bis an sein Lebensende die Abneigung gegen sie nicht los wurde, daß er „selbst im Scherze mit keinem Franzosen etwas gemein haben wollte," [1]) und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen also wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf", auf einem groben Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte. [2]) Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, daß ihnen gegenüber Lessing national und patriotisch war aus Haß gegen die exclusive Nationalität und den exclusiven Patriotismus. Die Worte, die er, im Begriffe von Holland aus nach England zu reisen, im Jahre 1756 an einen Freund schrieb: „Vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann", sind mehr als eine

1) XII. 248.
2) III. 235.

bloße Paradoxie im Munde eines Leſſing, deſſen Nationalitätsſtreben nicht hinausging über die Forderung der Selbſtachtung und des Strebens nach Achtungswürdigkeit, die er an ſein Volk richtete, und deſſen Patriotismus nichts weiter war, als die Pflicht eines jeden Volksgenoſſen, dahin zu wirken, daß das Volk, zu dem er gehört, durch Kultivirung ſeiner Eigenſchaften ſich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag, war vom Uebel für den „Weltbürger", der obenein das Unglück hatte einem Volke anzugehören, das, wie er klagend ausrief, noch keine Nation war, und das bis auf den heutigen Tag noch nicht dahin gelangt iſt, Deutſchland aus einem „geographiſchen Begriffe" zu einer politiſch nationalen Wirklichkeit zu erheben.

---

## Viertes Kapitel.

Soviel von Leſſing dem Nationalen. Und der Politiker?

Eine deutſche Politik gab es damals ſo wenig wie es ein Deutſchland und eine deutſche Nation gab. Von Verfaſſung und Verfaſſungsformen, von politiſcher Bildung und politiſchem Freiſinn war und konnte keine Rede ſein in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Territorialherren nach abſoluter Willkür regiert, oder vielmehr verwirthſchaftet wurde. Freilich gab es hier und da einzelne freie Menſchen — Deutſchland hat keinen freieren geſehen als Leſſing war. Aber er war es für ſich nicht in der Koinonie, wie die Griechen ſagen, nicht in der Gemeinſchaft, er war es durch ſich, durch die individuelle Größe und Energie ſeines Charakters, nicht durch die bürgerlichen Zuſtände und Formen des Gemeinlebens, ſondern trotz der Jämmer-

lichkeit beider. Er war es, weil der Despotismus damals noch naiv genug war, die einzelnen freien Geister leidlich gewähren zu lassen, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen der dreihundert deutschen Vaterländer zu heiß wurde, ohne Paß und Heimathsschein nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und außer dem Bereiche etwaiger Verfolgung zu leben. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und selbst noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo, in Norddeutschland zumal, allen denkenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goethe'schen Bürgers Geständniß hinaus:

Nichts Bessres weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

zumal wenn der Schauplatz hübsch weit ablag von Haus und Hof — es brauchte nicht gerade „hinten weit in der Türkei" zu sein, — und wenn es nur „zu Hause" im Spezialvaterlande beim Alten blieb. Bekriegt, besiegt, vertrug man sich mit der Einquartierung, so gut es gehen mochte, wie Goethe's Norm zur Bürgerführung auch später noch verlangte.

Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern; und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik und politischen Dingen die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn er kommt in seinen Briefen wiederholt auf diese Katastrophe zurück. [1]) Während des sieben-

1) XII. 340. 350. 354. 360.

jährigen Krieges suchen wir dagegen selbst in den Briefen, die er aus Tauentziens Hauptquartier schrieb, vergebens nach einer Zeile über die strategischen, politischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Er verehrt in dem kriegerischen Preußenkönige das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding, Krieg genannt“, [1]) und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Bücher vergrub. Und wie und wofür sollte sich in diesem Kriege um Schlesien, der für ihn „nichts als ein blutiger Prozeß zwischen gekrönten Häuptern“ war, der Dichter der Humanität begeistern? Etwa für das vaterländische Kriegsheer, das zum großen Theile aus geworbenen Leuten aller Herren Länder, aus gewaltsam eingekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oesterreichern bestand? Konnte er dafür, daß ihm das spezifische Preußenthum Gleims mit seinem überschwenglichen Patriotismus bei einem Kriege Deutscher gegen Deutsche von Herzen zuwider, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war und als Deutscher fühlte und empfand, in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war! in einer Zeit, deren einziger großer König die Nation, der er angehörte, gering schätzte, und an ihrer Bildungsfähigkeit zweifelte, obschon ein Lessing unter seinen Augen lebte und schrieb? Zu Friedrich dem Großen als Herrscher hatte er überdies ein ganz eigenes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Energie des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im Gefühle einer ungeheuren Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den fanatischen Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von

1) XII. 100.

Preußen, den Feind Sachsens, bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen doch ein großer König sei.“ [1]) Es war die Kühnheit des selbstherrlichen Handelns, es war die Erweckung des schlummernden deutschen Nationalgefühls durch die Siege eines deutschen Königs über Franzosen und Russen, was Lessings Sympathie für Friedrich II. hervorrief. Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling, als Feuilletonist der Berliner Zeitung pflichtgemäß am Jahreswechsel und Geburtstage dem Könige zu huldigen hatte. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen inmitten einer Zeit, in welcher ebenso geschmacklose als knechtisch kriechende Vergötterung der Großen an der Tagesordnung war. Sie gelten „dem Vater seines Volks“, dem „menschlichen Helden“, dem großen Regenten, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk seiner schon werth“, das heißt mit anderen Worten, wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre! „Wenn ich mich recht betrachte“, schrieb er später in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europa's, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei.“ Wem fällt nicht als Kommentar zu beiden Aeußerungen das berühmte Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen.“

Aber die Anerkennung, welche der begeisterte Jüngling dem Kriegshelden, dem Regentengenie, dem freien Denker auf dem Throne [2]) zollte, „den die Natur auch zum Philosophen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte“, sie verblendete den gereiften Mann nicht über die Natur der Willkürherr-

1) XII. 82.
2) III. 285.

schaft, auch der genialsten. Unmittelbar neben jener letzten Aeußerung über den großen König findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige: „Gott hat keinen Witz und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Die von Nicolai und den Berliner Aufklärern so viel gepriesene Berlinische Freiheit zu reden und zu schreiben, sah er in einem andern Lichte, als jene, wenn er bemerkte: dieselbe laufe einzig und allein auf die Freiheit hinaus, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. „Lassen Sie es doch aber einmal Einen in Berlin versuchen, schreibt er an Nicolai, über andere Dinge so frei zu schreiben — lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt doch sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ Für Rechte des Volks mit eigner Gefahr zu reden und zu schreiben oder gar zu handeln, erschien in der That den Zeitgenossen Lessings fast gradezu als Wahnsinn, [1]) und wir werden sehen, wie tief der Letztere die sklavische Schmeichelei der deutschen Schriftsteller verachtete, die alle Versündigungen und Vergewaltigungen des Absolutismus gegen die alten Rechte und Verfassungen der deutschen Länder bereitwilligst zu vertheidigen sich beeilten.

Lessing ist nie als politischer Schrftsteller aufgetreten. Gewiß nicht deshalb, weil es ihm für eine solche publicistische Thätigkeit an Neigung oder Fähigkeit gemangelt hätte. „Man bewundert diesen gewaltigen Geist nicht genug, sagt ein geistesverwandter

1) Schlosser, Achtzehntes Jahrh. III. 2. 273—74.

jüngerer Zeitgenosse, Leisewitz, in seinem ungedruckten Tagebuche, wenn man bloß weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß Er Alles hätte werden können; aber ein menschliches Leben reichte nicht aus, um alle seine Talente auszubreiten". Für eine reformatorische Thätigkeit auf diesem Gebiete, wie ein Lessing sie hätte allein üben können, war damals in Deutschland die Zeit nirgends vorbereitet oder auch nur empfänglich; und Lessings Größe bestand eben darin, daß er mit seiner Thätigkeit nie und nirgends über das Mögliche und Nächste, von dem Interesse der Zeit selbst Angeregte hinausging, daß dieser große Sämann den Samen seiner fruchtbaren Gedanken nur da ausstreute, wo er wenigstens nothdürftig vorbereiteten Boden fand, wenn es ihm auch gleichgültig war, daß dabei manches fruchtschwere Samenkorn auf den Weg und unter die Dornen fiel. Aber wissentlich auf steinigen Boden zu säen, wo seine Gedanken keine Wurzelerde finden konnten, war seine Sache nicht. Wir haben gesehen, daß Lessing „Rechte der Unterthanen" kannte, und wir wissen, daß er sich über den Zustand der Knechtschaft und Willkür, der damals selbst in dem bestregierten deutschen Staate herrschte, ebenso wenig Illusionen machte, als über den Zustand der jammervollen Zerrissenheit Deutschlands und der sogenannten deutschen Nation, die weder sittlich noch politisch nach seinem Urtheile eine Nation heißen konnte. Noch weniger in nationalökonomischer Hinsicht, und schon in dieser Beziehung sahen wir ihn auf die Nothwendigkeit der Einheit Deutschlands wenn auch vorerst nur „unter einem Herrn" hinweisen. [1]) Als er in einem 1761 erschienenen französischen Werke [2]) die politischen Zustände Deutschlands mit den dunkelsten Farben geschildert, und alle deutschen Unterthanen als serfs bezeichnet fand, „die ihre Herren schinden könnten, wie sie wollten," schrieb er in sein literarisches Tagebuch, wie man wohl

1) S. oben S. 33.
2) Testament politique du Duc de Belleisle, von Chevrier.

seine Kollektaneen nennen mag, die seufzenden Worte: „wenn der Verfasser von dem redet was geschieht, so dürfte er fast Recht haben!“ Indessen, fügt er hinzu, sei dies die ursprüngliche Verfassung des deutschen Staates gar nicht. Der kleine Aufsatz, welchen Guhrauer zuerst aus der Originalhandschrift der Lessing'schen Kollektaneen mitgetheilt hat, [1]) führt den bedeutungsvollen Titel „deutsche Freiheit“, und ist wahrscheinlich in Lessings Breslauer Lebensperiode geschrieben. Er weist nach, daß der Absolutismus die wahre Verfassung Deutschlands, die historisch begründeten Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Volks allmälig vernichtet hat. Der Aufsatz ist in mehr als einer Hinsicht charakteristisch für die Stimmung der Zeit wie für Lessings eigenes Verhältniß zu dem „sklavischen“ Geiste derselben. Doch lassen wir ihn selber reden. Nachdem er durch eine Stelle aus dem Werke des berühmten Publicisten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts J. P. v. Ludewig die früheren Rechte der deutschen Landstände und die Bedeutung der Landtagsabschiede in Erinnerung gebracht hat, fährt er fort:

„Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen ohne Zuziehung des Volkes nichts Wichtiges unternehmen durften, ist eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto sklavischer und schlechter. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor dreihundert oder vierhundert

1) In den „Lessingiana“. S. Blätter für Liter. Unterhaltung, Jahrg. 1843. S. 986—987.

Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit dreihundert oder vierhundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Aber wenn das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?"

Und Lessing wußte so gut wie Macaulay, wodurch es geschehen sei, daß das deutsche Volk seine alte Freiheit verloren, und daß die Rechte der Landstände hintangesetzt und beseitigt worden. Die Möglichkeit, sich gegen ungerechte Bedrückung zu empören, und die Furcht der Oberen vor einem solchen Widerstande empörter, weil in ihren Rechten gekränkter Unterthanen, sind und waren alle Zeit hier der Schutz der Freiheit und des Rechts, dort die Zügel der Herrschbegier und Gewalt. „Beide sind beseitigt", fährt Lessing fort, „da fast überall geworbene, und der Landesherrschaft allein zu Befehl stehende Soldaten unterhalten werden. Den Unterhalt solcher Mannschaften erfordern zum Theil Reichs- und Kreisschlüsse, mithin können ihn die Landstände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelassen, sondern die Landschaft hat in eine weit größere Kriegsverfassung gewilligt. Es ist dadurch die schwere Last der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaisers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erschöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiste vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit seiner Güter gelassen, er selbst aber und die Seinigen mit Civil- und Militärämtern versehen werden. Drittens endlich hat die verminderte Macht des Kaisers viel dazu beigetragen, daß der deutschen Landstände Ansehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Faust zu behaupten, war, dem Angeführten nach, unthunlich, und

also nichts übrig als richterliche Hülfe zu suchen. Diese ist auch den Unterthanen wider schwächere Reichsstände vielfältig angediehen; wider die mächtigeren aber fehlte es daran. — —

„Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?“

Kann man nach diesen Aeußerungen, welche ihrer Zeit fast um ein Jahrhundert voraus erscheinen, und deren Inhalt erst mehrere Menschenalter später in Deutschland zum Ausgangspunkte des großen Kampfes gegen den Absolutismus genommen wurde, einen Augenblick darüber in Zweifel sein, welchen Standpunkt Lessing eingenommen und welche Wirksamkeit er geübt haben würde, wenn das Geschick ihm Anlaß und Boden zum politischen Kampfe in derselben Weise gewährt hätte, wie es ihm beides für seine literarischen, humanistischen und theologischen Reformbestrebungen gewährte? Daß er auch in dieser fragmentarischen Spur seiner politischen Anschauungen von demselben historisch-konservativen Geiste beseelt erscheint, der ihn bei seinen ästhetischen und theologischen Reformen leitete, ist ein neuer glänzender Beweis für die Einheit seines ganzen Wesens. Aber neben diesem Konservatismus, mit welchem er für die praktische Wirksamkeit überall an den Bedingungen des historisch Gegebenen festhielt, und die Rücksicht auf die Wirklichkeit nie aus den Augen verlor, stand bei Lessing ein theoretischer Radikalismus, der eben weil er ohne alle und jede Schwärmerei und Selbsttäuschung über die nächsten Erfolge alles idealen Strebens war, seiner konservativ-reformatorischen Thätigkeit als Voraussetzung und Operationsbasis diente, und der ihm durch die erhebende Aussicht auf die Unendlichkeit des Strebens und Ziels jene besonnene Begeisterung verlieh, deren klares Auge uns aus allen seinen Schriften entgegenleuchtet. Dieser theoretische Radikalismus, der ebenso fern war von der Frivolität kleinlicher Selbstüberhebung, als von der Ungeduld

des Schwärmers, „der in dem Augenblicke seines kurzen Daseins reifen sehen möchte, wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt", gelangt in den „Gesprächen für Freimaurer" auf dem Gebiete der sozialpolitischen Spekulation zu seinem vollen Rechte. Weder Karl Voigt noch Proudhon dürfen sich rühmen, das moderne Evangelium von der „Anarchie", die gefürchtete Lehre von der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft und von der Ordnung und Freiheit ohne Regierung erfunden zu haben. Wir treffen sie als theoretische Konsequenz schon bei Lessing mit sammt der Voigt'schen Hinweisung auf das anarchische Treiben der Ameisen und Bienengesellschaft, „die auch Niemand unter sich haben, der sie zusammenhält und regiert", und aus deren Betrachtung Lessings „Falk" in dem ersten Gespräche den Schluß zieht: [1] „Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können?" Worauf ihm „Ernst" erwidert: „Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?" „Ob es wohl auch, fragt Falk weiter, mit den Menschen dahin kommen wird?"

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

So hat Lessing diese Doktrin von der goldenen Zeit der Anarchie, d. h. der Regierungslosigkeit als einen idealen Traum, als einen „frommen Wunsch" des theoretischen Utopismus behandelt. Aber jenes von den beiden Freunden mit dem Unisono seufzenden Bedauerns begleitete „Wohl schwerlich!", ist eben so wenig eine absolute Verneinung, als der Gedanke an die Unendlichkeit der Ferne den auf das ideale Ziel gerichteten Denker abhalten darf, an

1) X. 262.

dessen Verwirklichung durch seinen Antheil an der Erziehung des Menschengeschlechts zu arbeiten, die doch in nichts anderem bestehen kann, als in der unendlich fortschreitenden Fähigkeit des Individuums zur Regierung seiner selbst. Die Resultate derselben: Ordnung und Freiheit ohne den äußerlichen Zwang von Regierung und Gesetz, sind also nach Lessing die in ihrer vollendeten Gestalt unerreichbaren aber dennoch immer näher anzustrebenden idealen Ziele der menschlichen Gesellschaftsformen in Staat und bürgerlicher Vereinigung. Aber diese Formen selbst sind Mittel, nicht Zweck. „Nicht die Menschen, sagt Falk, sind für die Staaten erschaffen, wie Einige zu glauben scheinen, sondern umgekehrt, Staat und bürgerliche Gesellschaft sind für die Menschen da. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es keine. Jede andere Glückseligkeit, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: anders nichts". Ernst „möchte das nicht so laut sagen, weil eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, leicht gemißbraucht werden könne"; und Falk-Lessing stimmt ihm bei. Denn allerdings gebe es esoterische Wahrheiten, die der Weise, der sie erkennt, besser verschweigt, ja die er eben deshalb, weil er sie besser verschweigt, „gar nicht sagen kann." In diesem Satze, den sich die theoretischen Revolutionsschwärmer aller Zeiten merken können, — wenn sie es nicht etwa vorziehen sollten, den Tapfersten der Tapferen der Feigheit zu bezüchtigen — ist zugleich die Rechtfertigung des Geheimnisses bei den Freimaurern ausgesprochen, nicht der wirklichen natürlich, sondern jener idealen allgemeinen, auf welche Lessing das Wesen und den Grundgedanken derselben in diesen Gesprächen zurückführt.

Sind also Staat, Staatsverfassung und bürgerliche Gesellschaft

nicht als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit und zwar Mittel menschlicher Erfindung, so ist doch zu bedenken, daß die Natur selbst alles so eingerichtet hat, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen mußte. Daraus haben „Einige" — hier denkt Lessing an seinen Aristoteles, die Folgerung gezogen, die bürgerliche Gesellschaft sei Zweck der Natur. „Weil Alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, Alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs, wie Staat, Vaterland und dergleichen sind, als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte! Aber eben weil Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind, theilen sie auch das allgemeine Schicksal aller solchen, daß sie nicht unfehlbar sind, daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl grade das Gegentheil davon bewirken, grade wie Schifffahrt und Schiffe Mittel sind, in entlegene Länder zu kommen, aber auch Ursache werden, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen." Auch die erdenklich beste Staatsverfassung kann von diesem Schicksale nicht ausgenommen sein, und selbst wenn diese beste Staatsverfassung die allgemeine auf Erden wäre, müßten aus ihr nothwendig noch immer „Dinge entspringen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch im Stande der Natur nichts gewußt hätte." [1]) Denn es würden durch diese allgemein herrschende beste Staatsverfassung weder die Nothwendigkeit der Existenz mehrerer einzelner Staaten, noch die Unterschiede der Nationalitäten, und die sich an beide knüpfende Verschiedenheit der Interessen und deren Rückwirkung auf die Nationalindividuen, noch die Unterschiede der Bedürfnisse und Befriedigungen, der Gewohnheiten und Sitten, der Sittenlehren und

1) X. 267.

Religionen aufgehoben werden. Mit einem Worte: „das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, trennt zugleich die Menschen". Und diese Trennung der Menschen durch Staat und bürgerliche Gesellschaft in verschiedene Staaten, Völker und Religionsbekenntnisse setzt sich auch innerhalb der einzelnen Vereinigungen gleichsam bis ins Unendliche fort. Kein Staat, selbst nicht der vollkommenste, ist denkbar ohne Verschiedenheit der Stände, der Antheilsberechtigung an der Gesetzgebung, ohne Verschiedenheit des Besitzverhältnisses. Hier finden wir schon bei Lessing jene unwiderlegliche Zurückweisung des Communismus in den Worten: „Wenn Anfangs auch alle Besitzungen gleich unter die Staatsangehörigen vertheilt würden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben". [1]) Und doch ist es unbestreitbar, daß aus diesen Verschiedenheiten der Menschen zahllose Uebel in der Welt entspringen.

Statt aber aus diesen Sätzen die Rousseau'sche Verdammung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft als Folgerung zu ziehen, und zu wünschen, „daß den Menschen der Gedanke sich in Staaten zu vereinigen nie möge gekommen sein", spricht es Lessing vielmehr aus, daß trotz alledem diese Vereinigung das größte Glück für die Menschen sei. „Wenn die bürgerliche Gesellschaft (sagt er in der bereits früher angeführten Stelle) auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann, ich würde sie, auch bei weit größeren Uebeln noch segnen." Sie ist das dem Menschen nothwendige Feuer, das man nicht genießen kann, ohne sich den Rauch gefallen zu lassen. Aber freilich, setzt Lessing hinzu,

1) XII. 270.

„weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, dürfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden jene Trennungen darum gut und heilig? Kann es darum verboten sein Hand an sie zu legen, in der Absicht sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert, und ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich? Gewiß nicht. Aber eben so wenig kann es durch bürgerliche Gesetze geboten sein; denn diese erstrecken sich nie über die Grenze ihres Staates; und dieses würde nun grade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. Es bleibt also nichts übrig, als daß sich in jedem Staate die Weisesten und Besten freiwillig der Aufgabe unterziehen, nicht auf die unmögliche absolute Aufhebung, wohl aber auf die mögliche Verminderung des Drückenden und Nachtheiligen hinzuwirken, was Staat und bürgerliche Gesellschaft nothwendig mit sich führen; daß Männer, welche über die Vorurtheile der Nationalität hinweg sind und erkannt haben wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, die Vorurtheile der Nationalität zu beseitigen streben; daß Männer, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, die nicht glauben, daß Alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen, die Vorurtheile religiöser Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit zu mindern, daß endlich Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, das Drückende der Standesunterschiede zwischen Hoch und Niedrig auszugleichen sich zur Aufgabe machen. In allen diesen Beziehungen „kann noch Vieles geschehen, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe nichts träumen lassen", zumal wenn solche Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten, sondern sich in freier Association zu solchen Zwecken verbrüderten. Lessing faßt die Freimaurerei als eine solche Verbrüderung, die möglicherweise „da herum arbeiten könnte"; er faßt die Freimaurer als Leute, „die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des

Staats, — d. h. jeden Staats und jeder Staatsverfassung, nicht eines bestimmten, — entgegenzuarbeiten"; und es war traurig genug, daß die meisten wirklichen Freimaurer ihn deshalb für einen Schwärmer erklärten, und daß außer einigen wenigen wie Herder, Hamann, Campe und Claudius, ihn kaum Einer derselben in der großen und erhabenen Absicht, die er ihnen unterlegte, auch nur verstand. [1])

Desto besser verstanden ihn alle diejenigen, die ihr Interesse grade an die Aufrechthaltung und Verstärkung derjenigen „Scheidemauern und Klüfte" knüpften, deren allmälige Verminderung und Ausfüllung diese Lessing'sche Lehre von der Freimaurerei als wünschenswerth in Aussicht und als edelste Aufgabe hinstellte. Vergebens, daß er sich dabei von dem eigentlich politischen Bereiche sorgfältig entfernt zu halten, und sich nur auf das Gebiet des allgemein Menschlichen zu beschränken erklärte, daß er es wiederholt ausdrücklich aussprach: [2]) wie er nur die unvermeidlichen Uebel des Staates, des Staates überhaupt, nicht dieses oder jenes Staates im Auge habe, „nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen", entgegen gewirkt wissen wolle. „Mit diesen, fährt er fort, giebt sich der Freimaurer niemals ab, wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag"; und der sich, setzen wir hinzu, in vielen Fällen damit befassen muß, um die Wirksamkeit der idealen Freimaurerei auch nur möglich zu machen, um eine Verfassung herzustellen, in der es blos nicht als ein Verbrechen gilt, im Geiste Lessing'scher Freimaurerei thätig zu sein. Gewiß, Herzog Ferdinand hatte seine guten Gründe, weshalb er die Fort-

1) XII. 504., XIII. 637.
2) XII. 265. 275.

ſetzung der Leſſing'ſchen Geſpräche verbot; in unſerer Zeit würde er ſie ſchlechtweg verboten haben!

Indeſſen mochte ſich Leſſing darüber tröſten, daß ſein Fürſt in dieſen „Geſprächen“ revolutionäre Ideen witterte, wie er ſich darüber tröſten mochte, daß die wirkliche Freimaurerei, der er einen Spiegel vorhielt, ihr Bild in demſelben nicht erkannte. Die Freimaurerei, die Leſſing meinte, war eine ſolche, die eben ſo alt iſt wie die bürgerliche Geſellſchaft. „Beide konnten nicht anders, als miteinander entſtehen, wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt nur ein Sprößling dieſer Freimaurerei iſt. Dieſe Freimaurerei befand ſich aller Orten ebenſo wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, und umgekehrt. Es war immer das Zeichen einer geſunden Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen furchtſamen Staats iſt, wenn er das öffentlich nicht dulden will, was er im Geheimen doch dulden muß, er mag wollen oder nicht; denn ſie beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, welche ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter, denen Niemand gebieten kann“. —

Auch dieſe Leſſing'ſche Schrift iſt Fragment geblieben. Der Tod übereilte ihn ehe er die hier gegebenen Andeutungen weiter ausführen, ehe er die ſtehen gelaſſenen Verzahnungen zum weitern Ausbau ſeines großartigen Gedankengebäudes benutzen konnte. Gewiß, Leſſing war kein politiſcher Revolutionär. Wollte er doch nicht einmal „denen, die von den Uebelſtänden des Staats noch gar keine Empfindung haben, dieſelben auch nur merklich gemacht wiſſen“, [1]) und war er doch der tröſtlichen Ueberzeugung, „daß das tiefere Studium dieſer Uebelſtände und das reifliche Gegeneinanderabwägen ihrer Einflüſſe dem Forſcher Dinge aufſchließen werde, die in den

1) X. 276.

Lagen der Schwermuth die niederschlagendsten und unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen". Damals als er diese Gespräche niederschrieb, ward in Amerika der große Freiheitskampf gefochten, von dem die Weltgeschichte eine neue Aera datiren sollte, und Lessing sah unter seinen Augen die deutschen Landeskinder abmarschiren, welche Deutschlands Fürsten, darunter auch sein Herzog, nach des großen Friedrichs Ausdruck „wie das Vieh" an die Engländer verkauften, um die Freiheit in Amerika unterjochen zu helfen. Die amerikanische Sache war auch in Deutschland nicht ohne Anklang unter den Verfechtern des Humanismus, und die Freimaurerei jener Tage zählte gar manche Mitglieder, welche es sich, nach Lessings Ausdruck, zur Aufgabe machten, „in Europa für die Amerikaner zu fechten", [1]) und andere, die in allem Ernste den Kongreß für eine Loge hielten, deren Mitglieder das Reich der Freimaurerei mit gewaffneter Hand zu gründen beabsichtigten. Das Erstere schien Lessing nicht grade unvernünftig, wohl aber erklärt er sich wider die letztere Grille nachdrücklich. Der Freimaurer in seinem Sinne hofft nichts durch Ueberstürzung, durch Gewalt und Revolution. „Er erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie können und wollen. Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter anstecken muß, [2]) das ist der Freimaurer Sache nicht Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth."

Wie sich Lessing für seine Person von allen gewaltsamen Revolutionen als Mittel zur Verwirklichung der großen Menschheitsideale abwendet, und seine Hoffnung lediglich auf die fortschreitende Macht der Einsicht und auf die siegreiche Kraft des Geistes stellt, so erschien ihm auch die Freimaurerei in der Wirklichkeit des

1) X. 297.
2) X. 294—297

damaligen Logenwesens zur Erfüllung der Aufgabe, welche er in dieser Schrift einer idealen Freimaurerei stellt, nichts weniger als geeignet. Ja, es will ihn bedünken, als sei sie bereits in das Gegentheil der Idee umgeschlagen, die doch ihr wahrhaftes Wesen ausmache, und als nahe sich das ganze jetzige Schema der Verwirklichung jener Tage seinem Ende.[1]) Daß Lessing die Entwicklung seiner großen Kultur- und Humanitätsgedanken an die Freimaurerei knüpfte, lag in den Verhältnissen seiner Zeit, in welcher die Logenverbindungen äußerlich sich auf der Höhe ihres Aufschwungs und ihres Machteinflusses befanden. Aber seine Prophezeihung, die grade darin den Anfang des Endes sah, ist wahr geworden, und die Zeit bereits längst gekommen, in welcher man nach seinem Worte „Freimaurer sein kann, ohne Freimaurer zu heißen".

## Fünftes Kapitel.

Ich habe an einem andern Orte[2]) Lessing einen Republikaner genannt und muß diese Bezeichnung aufrecht erhalten gegen das Mißverständniß Guhrauers, als ob damit eine direkt ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Form der Staatsverfassung gemeint sei. Eine solche Erklärung findet sich freilich bei Lessing nirgends. Sie ist aber auch mit jener Bezeichnung nicht gemeint. Aber dennoch war Lessing ein Republikaner, der erste und zugleich der beste, den Deutschland bis auf diesen Tag gehabt hat. Ein theoretischer natürlich, insofern er keine unmittelbaren Umwälzungen erstrebte, wie er

1) Man vergleiche die Geschichte der drei französischen Revolutionen!
2) S. Weimar u. Jena. Th. II. S. 304.

das Heil der Menschheit überhaupt nicht an bestimmte und feste politische Formen knüpfte; aber in seinen Maximen und Ansichten, in seiner freien Männlichkeit, in seinem unerschütterlichen Wahrheitsmuthe und seiner unabhängigen Lebensführung, in seiner Abneigung gegen Höfe und höfisches Wesen, seiner Verachtung aller Scheinehren von Titeln und Orden, seinem starken Gleichheitsgefühle, das einem Könige wohl zugestand, „über ihn zu herrschen und mächtiger zu sein, nicht aber sich besser zu dünken", war er ein sehr praktischer. Selbst das Beherrschtwerden verminderte er für seine Person bis auf den äußersten Grad, durch die segensreiche Unstätigkeit seines Lebens. Unabhängigkeit der äußeren Lage war sein stetes Ziel, weil sie ihm die Basis war für die Freiheit des Geistes; — und wenn es für einen Protestanten noch gelehrte Klöster gegeben hätte, deren Aufhebung er zuweilen ernstlich beklagte, — er würde keinen Anstand genommen haben, zeitweilig in einem solchen die Unabhängigkeit und Ruhe für seine Studien zu suchen. Seine Amtsscheu theilte er mit Spinoza, der bekanntlich sein Leben lang amtlos blieb und einen ehrenvollen Ruf an die Heidelberger Universität ablehnte. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt fast an der Schwelle des Alters, weniger gezwungen durch die Noth der Verhältnisse, als besiegt von der allmächtigen Liebe, sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten, und dem alten freien Leben „des Vogels auf dem Dache" zu entsagen! Und als er es that, war die Stellung, die er annahm, eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, und die ihm wenigstens in amtlicher Beziehung eine vollkommene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gewährte. Wie er über Fürsten und Höfe dachte, haben wir im Verlaufe seines Lebens wiederholt gesehen. Er sprach es in der Dramaturgie [1]) mit republikanischer Strenge aus, daß „die Ehrfurcht, welche die Großen verlangen, die

1) VII. 309.

Etikette, das Ceremoniell und alle die Gaukeleien, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleineren gäbe, der von besserem Stoffe gemacht sei", seiner freien Seele ein Gräuel war; und als er später bei diesen „Gaukeleien" selbst mitspielen, als er „Bücklinge und Redensarten machen" mußte, „ging er, wie er seiner Braut schrieb, zur Cour, als ob er dazu geprügelt würde". [1]) Er war sehr geneigt in den Fürsten und Großen „Tiger und Füchse" zu sehen, und wenn er sich dazu überwand, sie als Menschen wie andere gelten zu lassen, so war es ein Akt der Selbstüberwindung, der ihn bewog, das schöne Wort seines alten Gleim:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund"

auch in Bezug auf sie anzuwenden. Er war kaum ein Jahr im Fürstendienste, als er an Wieland, bei Gelegenheit von dessen Berufung an den Hof nach Weimar schrieb: er wünsche nur, daß Wieland eben so gut dabei fahren möge, als der Prinz, zu dessen Erziehung jener berufen war. [2]) Ganz besonders merkwürdig ist endlich eine Aeußerung Lessings über das Königthum, die sich an einem Orte versteckt findet, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, nämlich in seinen Anmerkungen über den römischen Fabeldichter Phädrus. [3]) Jedermann kennt die Fabel dieses Dichters von den Fröschen, welche bei Jupiter sich beklagten, daß sie einen Klotz zum Könige bekommen hatten, und dafür zur Strafe eine Schlange zum Könige erhielten. Lessing bemerkt dazu: nach dem römischen Dichter sei die Moral dieser Fabel eben nur der Satz, daß man von zwei Uebeln das Kleinste wählen müsse. Aber, setzt er hinzu, „in der griechischen Fabel liegen zwei weit größere und kühnere Wahrheiten: erstens, die Thorheit überhaupt, — der Grieche nennt es die ehrliche Dummheit, die gutmeinende Einfalt — einen König haben zu wollen, und zweitens, die Thorheit nicht mit

1) XII. 298. 385.
2) XII. 372.
3) XI. 104 Lachm.

einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu sein, sondern einen großen anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen." Die Franzosen und das Europa von heute brauchen nicht lange zu suchen, um die Moral dieser Fabel nach Lessings Auffassung der in ihr liegenden zwei „großen und kühnen Wahrheiten" in einem leuchtenden Beispiele verwirklicht zu sehen. —

Wer solch' ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und unter einem an unterthänige Devotion gewöhnten Volke in sich trug, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessings ganzes Bewußtsein ist republikanisch in diesem Sinn. Selbst dem größten Könige seiner Zeit gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor seinem eigenen Selbstgefühl. Dies stolze freie Selbstgefühl, das seine Größe ausmacht, und das er auch seinem Fürsten gegenüber niemals zu verleugnen vermochte, war es vorzüglich, was dem Herzog Ferdinand, wie selbst dessen Biograph Pockels zugesteht, jene heimliche Abneigung gegen Lessing einflößte, die er äußerlich unter freundlichen Formen zu verbergen wußte. Auch Mendelssohn nannte Lessing „unfähig mit Großen umzugehen". In der That war in ihm keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit, und er ist auch gemüthlich der bürgerliche Republikaner, wie dieser der aristokratische Monarchist unter den deutschen Klassikern. Wir haben die revolutionären Ideen kennen gelernt, welche in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti durchblitzen, diese Dichtungen, die das Motto der Schiller'schen Räuber: in tyrannos! auch ungeschrieben sichtbar an der Stirn tragen. Es ist zu begreifen, warum Lessing den Plan zu einem „Masaniello" aufgab, den er als einen echten tragischen Helden erkannt hatte, [1]) und warum er den angefangenen „Spartakus" liegen ließ, den er in jungen Jahren entworfen hatte, und den er

1) XII. 398.

noch im Jahre 1776 wieder aufzunehmen versuchte. Der Stoff dieser seiner „antityrannischen Tragödie“, wie er selbst sie nannte, war zu verfänglich für jene Zeit, in der die aufziehenden Gewitterwolken des großen französischen Revolutionsdrama's, dieses wilden Kampfes kettenbrechender Sklaven gegen ihre Zwingherrn, schon die Atmosphäre schwül zu machen begannen. Aber die Wahl dieses Stoffes ist bedeutsam und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der entwürdigtsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum römischen Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?“

Der Konsul weiß auf diese Frage nur die höhnische Erwiederung:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartakus!“

Das ist derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg der Tyrannei noch immer den Vernunftgründen der Sachwalter für die unterdrückte Menschheit geantwortet hat. Der Lessing'sche Gladiatorenfeldherr empfindet das Gift dieses Hohnes, für den Menschenrechte nur Philosophenträume sind, in seinem tiefsten Innern:

„Was ist das? — „„Du philosophirst?““
Doch ich erinnere mich. — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können:
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun, wohlan!
Wir wollen fechten!“

„Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten!“ Das wird denn auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft!

Wenn Lessing im Spartakus, wo er die Freiheit und das Recht des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt und des Schwerts,

da man Ketten nicht mit Humanitätsgründen zerbricht, so feierte er dagegen in dem Trauerspiele Henzi, dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im rechten Sinne des Worts, die Freiheit des Staatsbürgers, die ebenso gut, ja nach Lessings Ansicht noch viel gründlicher, durch eine republikanische Aristokratie, als durch eine absolute Monarchie unterdrückt und vernichtet werden kann. Die demokratische Freiheit, welche nach dem Aristotelischen Ausspruche, den Lessing als Motto für seine Tragödie wählte, sich in die zwei Sätze zusammenfaßt: „daß hinsichtlich des Regiments alle Bürger wechselsweise ebensowohl gehorchen als herrschen, und daß jeder leben kann wie er will". [1]) Diese Bestimmungen des alten griechischen Denkers, den Lessing als Staatsphilosophen nicht geringer denn als Aesthetiker schätzte, bilden den Grundton seiner politischen Dichtung. Samuel Henzi war ein Zeitgenosse Lessings, ein edler freigebildeter Schweizer, Bürger der Republik Bern, der seinen Versuch dieselbe von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien im Jahre 1749 auf dem Schaffotte büßte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm unternommen, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokratenregierung verbot auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord auf die Bühne bringen werde, die Dichtung im Voraus. Um so lebhafter ging Lessing ans Werk. Das tragische Schicksal eines wahrhaften Patrioten und Republikaners hatte ihn auf das Tiefste ergriffen. [2]) Er zeigt uns in Henzi einen solchen, der, jeder eigennützigen Absicht fern, keinen anderen Zweck hat, als die Freiheit für Alle, einen Bürger, der nur im alleräußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen",

und der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als daß der despotische

1) *Ἐλευθερίας δὲ ἓν μὲν τὸ ἐν μέρει ἄρχεσθαι καὶ ἄρχειν. — ἓν δὲ τὸ ζῆν ὡς βούλεταί τις.* Arist. Polit. VI. op. 1. § 6—7. ed. Stahr.
2) III. 330.

Rath von Bern in der letzten Stunde noch Vernunft annehme und „das Joch des Volkes“ lindere,

„Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert.
Dies macht Regenten groß; kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.“ —

Dieser Republikaner, der es nicht begreifen kann,

— — — — wie die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen“,

dieser Henzi ist — Lessing selbst, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete fast drei Menschenalter früher, bevor der politische Grundgedanke desselben in seiner Nation Wurzel faßte. Lessing, den praktischen Republikaner, den Mann republikanischer Gesinnung in Deutschland mitten unter absoluten Regierungen und despotischen Herrschern, haben wir im Tellheim der Minna von Barnhelm kennen gelernt. Dort ist es auch, wo er den Begriff und die Bedeutung des „Vaterlandes“ durch den Gedanken feststellt, daß das Vaterland, und nur dieses, das alleinige Recht auf das Blut seiner Bürger habe; und die schwermüthige Selbstanklage Tellheims: „Wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und sein Blut einem fremden Staate?“ klingt bedeutungsschwer hinein in die Zeit des geworbenen Soldatenthums und der abenteuernden Kriegshandwerksgesellen.

Aber Lessing, der politische Denker, ist viel weiter gegangen. Er hat das in seiner Minna von Barnhelm angeschlagene Thema in der Stille seines Studirzimmers bis an die äußersten Konsequenzen verfolgt. Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt und sah in derselben so weit sein Auge reichte den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel ob protestantische oder katholische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt und des in ihr herrschenden Despotismus über die

Freiheit des menschlichen Geistes. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern", während er ein Werk schuf, dessen Grundgedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder herrschenden Kirche und jedes exclusiven übernatürlichen Dogmenglaubens, so wie jeden Unterschied zwischen Priestern und Laien von selbst aufheben müssen. Schon der ein und zwanzigjährige Lessing fand dies symbolisirt in dem Schicksale Dessen, der da lehrte: Gott ist ein Geist, Du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz", ruft er aus, „ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden, als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte!" [1])

Und derselbe Lessing, der den religiösen Nathan schuf, trug sich im Geiste auch mit den Keimen zu einem politischen Nathan gegen den absoluten Staat, die weltliche, politische Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden das intimste Bündniß, die genaueste Wechselbeziehung besteht. „Aufgebrachten Priestern", setzt er zu jenem obigen Ausspruch hinzu, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab!" Kann man es schärfer ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus, daß geistlicher und weltlicher Despotismus aus natürlichem Interesse Hand in Hand gehen?

Wir haben gesehen, wie Lessing den Untergang von Verfassung, Freiheit und Recht in Deutschland und das Emporkommen des absoluten Monarchenthums an ihrer Stelle auf die Organisation stehender Heere, auf die Schöpfung eines dem Landesherrn allein und unbeschränkt zu Gebote stehenden Soldatenthums zurückführte,[2]) durch welches, da ihm gegenüber keine neuen Schutzwehren der

1) XI. 25.
2) S. oben S. 361 ff.

öffentlichen Freiheit erfunden wurden, wie Macaulay sich ausdrückt, alle alten parlamentarischen Institutionen der festländischen Staaten Europa's allmälig zu vollständiger Nichtigkeit herabgebracht wurden.

Unter den Papieren in Lessings Nachlasse fand sich ein Blatt, auf welchem er mit wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines an diese Fundamental-Institution des weltlichen Absolutismus anknüpfenden politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei fast gleichlautende Anfänge hat, ist überschrieben: „Gespräch über Mönche und Soldaten". Zwei Sprecher, A. und B., unterhalten sich, wie Ernst und Falk in den Gesprächen über Freimaurerei.

„Muß man nicht erschrecken", so beginnt der erstere, „wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?" — Es ist als ob man einen der gegen Mönchthum und Katholizismus eifernden Berliner Aufklärer jener Zeit, etwa Nicolai, diese Frage an Lessing richten hörte.

B. Du willst sagen, daß es mehr Soldaten giebt, als Mönche?

A. Nein, nein! mehr Mönche als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht ebensowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche. In dem und jenem Lande von Europa magst Du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saaten von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viele giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil Du nicht verstehen willst. Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Schützer der Kirche.

A. Mit Eurer Kirche!

B. Mit Eurem Staate!

A. Träumst Du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt!

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt!

A. Verheißt!

B. Gimpel!

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan und mit ihm eine Höhe politischer Weisheit, zu der selbst hundert Jahre später noch Viele mit schwindelndem Staunen hinaufblicken? Zunächst dieser prägnante Parallelismus der Mönche und Schnecken auf der einen, der Soldaten und Mäuse auf der anderen Seite; beide die Saaten des Landmannes vernichtend, beide zehrend an dem Marke und Wohlstande, an der Arbeit der Gesellschaft; Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats, beide Kirche und Staat in ihrem Wesen dasselbe: der Staat die politische Kirche, die Kirche der geistliche Staat. „Das Glück, das der Staat", der Staat des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir ihn aus Schlosser kennen, „jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt", gerade so real als „die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt". Lessing nennt denjenigen einen „Gimpel", der das nicht einsieht, oder nicht einsehen will, denn er hat seinen Unterredner stark in Verdacht, daß er sich dümmer stellt als er ist. Es wird erlaubt sein, in seinem Namen diese Bezeichnung für diejenigen zu wiederholen, die hundert Jahre nach ihm noch nicht begreifen mögen, was Lessing gemeint hat.

## Sechstes Kapitel.

Die Erziehung des Menschengeschlechts war der Schwanengesang Lessings. „Das sanfte Abendroth, das seinem Blicke die Aussicht in die unermeßliche Ferne weder ganz verhüllte noch ganz entdeckte“, war zugleich das Abendroth seines eignen Lebens; sein Ausschauen von der einsamen Höhe der letzte Blick in das Land der Verheißung, sein letztes Wort die rührende Bitte: „ihn stehen und staunen zu lassen, wo er stehet und staunt!“ Umflossen von dem Glorienscheine dieses himmlischen Abendroths der Verheißung eines neuen Weltmorgens, eines erfüllenden Sonnenaufgangs der Menschheitszukunft — so steht sein Bild für uns da am Ziele seines Lebens, so steht es da für alle kommenden Zeiten und Geschlechter.

Wir aber müssen von jener lichten Höhe niedersteigen in die Trübniß und Dunkelheit des Lebens und der Wirklichkeit, um den müden Kämpfer durch die letzten leidenvollen Tage zu begleiten, bis zu dem stillen Friedhofe, wo ein bald vergessenes Grab die Hülle dieses deutschen Riesengeistes aufnehmen sollte.

Wir haben Lessing an der rauchenden Brandstätte seines so mühsam erbauten häuslichen Glücks verlassen, das ein jählings niederfahrender Blitzstrahl in Asche und Trümmer verwandelt hatte. Er war geistig aufrecht geblieben unter der Last seines Schmerzes und seiner Verzweiflung, aber sein Physisches war zerrüttet, sein Lebensmuth und seine Lebenslust für immer gebrochen. Immer und immer wieder erfaßte ihn das Bewußtsein seines Unglücks durch jenen unersetzlichen Verlust. Wie rührend klingt es, wenn er acht Monate nach demselben von dem Erstgeborenen seines Bruders wünscht: „er werde besser und glücklicher als alle seines Namens!“ und so tönt stets, so oft ihm sein Bruder ein ähnliches

Familienereigniß meldet, in seiner Antwort der Schmerz um den eignen Verlust hindurch.[1]) Auch wissen wir durch seine älteste Stieftochter Amalie König, daß er seit dem Tode der geliebten Gattin immer nur in dem Zimmer arbeitete, wo dieselbe gestorben war. —

Eine Reise nach Hamburg, die er im Herbste desselben Jahres 1778 unternahm, und der Aufenthalt in dieser ihm vor allen werthen Stadt, wo ihm in Elise Reimarus die nächste Herzensfreundin lebte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Zustand. Freilich war auch in Hamburg für ihn gar Manches verändert. Das Reimarus'sche Haus war für ihn nicht mehr, was es ihm einst gewesen. Die Familie hatte ihn wegen der Herausgabe der Fragmente eine gewisse Verstimmung empfinden lassen;[2]) und so war er, wie er schreibt, genöthigt, seine Besuche bei Elisen, die allein treu zu ihm hielt, „mehr nach der Klugheit als nach seiner Neigung einzurichten." Und doch drängte es ihn zu der einzigen Freundin, gegen die er sein Herz ausschütten mochte, die sein ganzes Thun und Wirken mit dem innigsten Verständnisse begleitete, und deren Theilnahme an seinem Lebensschicksale ihn, wie er einmal schreibt, in so manchen Augenblicken wo er, inmitten des gegen ihn sich erhebenden theologischen Sturmes und der zahllosen offenen und heimlichen Angriffe des Fanatismus und der Bosheit, es bereute, „mit so armseligen Schurken angebunden zu haben", wieder beruhigte und aufheiterte.[3]) In der That kam er erheitert und gestärkt von dieser Reise zurück, und der Nathan ward die Frucht dieser gewonnenen Stärkung. Die Anfälle von Schlafsucht, welche sich nach dem Tode seiner Gattin bei ihm gezeigt und ihn anfangs auch in Hamburg oft mitten in einer Gesellschaft überwältigt hatten, schienen verschwunden. „Meine Schlafsucht", schreibt er nach der Rückkehr scherzend an

1) XII. 511. 538.
2) XII. 536.
3) XII. 508.

Elise, „hat sich ganz verloren, und wenn Sie dieselbe nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen.“ Aber dennoch blieb das Gefühl in ihm vorherrschend, daß er an dem Marksteine seines Lebens stehe. Obschon er das funfzigste Jahr noch nicht erreicht hatte, klagte er doch wiederholt, daß er sich altgeworden fühle, und der Trost seines Bruders, [1]) daß man dies seinem Nathan nicht ansehe, machte auf ihn keinen Eindruck. Er klagte gegen Herder über die mehr und mehr zunehmende Schwerfälligkeit seines Geistes, die ihn abhalte, neben seinen theologischen Händeln Herders „Plastik“ zu lesen. „Die Versatilität des Geistes, schreibt er, verliert sich, wie ich glaube, von seine Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit wieder in der neuen Lage verweilen kann; und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll.“ [2]) Er klagte gegen Elise Reimarus über sein „verdutztes, unentschlossenes, selbstmißtrauisches Wesen in allem und jedem Stücke“, wie es sich in der That in jener Selbstunterschätzung zu erkennen giebt, mit der er sich sogar als künstlerischen Stylisten in Bezug auf seinen Dialog in dem Gespräche zwischen Ernst und Falk einem Campe unterordnet. [3]) Am schwersten drückte ihn seine überhandnehmende Augenschwäche, deren erste Spuren sich bereits zehn Jahre früher, in der letzten Zeit seines Hamburger Aufenthalts, zu zeigen begonnen hatten. Er fürchtete zuletzt sogar völligen Verlust der Sehkraft und war genöthigt, sich zum Schreiben und Lesen äußerst scharfer Brillen zu bedienen. [4])

Der leidliche Zustand, in welchem er von Hamburg am 18. Oktober nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, hielt nicht lange an.

1) XII. 527., XIII. 623.
2) XII. 542. vom 25. Juni 1780.
3) XII. 534.
4) XIII. 548. 551. 552.

Bald nach der Vollendung des Nathan trafen ihn wiederholte Fieberanfälle, die ihm die Sommermonate verdarben. Noch schlimmer war für ihn der folgende Winter von 1779—1780. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich", schreibt er seinem Bruder am 25. Februar 1780. „Ich falle aus einer Krankheit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letzte, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja! so sei es denn Glück, auch nur vegitiren zu können!" [1]) Den folgenden Sommer quälte ihn ein Flußfieber, über das er seiner Freundin schreibt: „ich weiß nicht, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich auch so nahe nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank, sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

In diesem Zustande traf ihn ein Brief Jacobi's aus Pempelfort, der ihm seinen Besuch ansagte und ihn aufforderte, gemeinsam mit ihm nach Berlin zu reisen. Der Brief hatte beiläufig über zwölf Tage gebraucht, um vom Rheine nach Wolfenbüttel zu gelangen. Lessing nahm den Vorschlag dankbar an, wiewohl er nicht bestimmen konnte, ob es ihm möglich sein werde, die Reise mit ihm zu machen. Die Art, wie er sich darüber ausdrückt, läßt uns einen tiefen Blick thun in seine Stimmung und in die traurige Resignation, mit der er sich ein für alle Male als ein Stiefkind des Glückes betrachtete. „Mein Wunsch", schrieb er, „wäre es allerdings. Aber ich wünsche was ich einmal wünsche, mit soviel vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe

1) XII. 538.

berhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Jacobi, der ns diesen Besuch bei Lessing ausführlich geschildert hat, war peantisch genug gewesen, im Voraus sogar die Punkte anzugeben ber welche er sich mit ihm zu besprechen wünschte. Wunderbarereise war es, wie wir sahen, Goethe's Gedicht „Prometheus", das acobi in der Handschrift mitbrachte, welche jene Erklärungen essings über die wichtigsten Punkte des Denkens und Empfindens ranlaßte, durch welche, wie Goethe sich ausdrückt, [1]) eine Explosion rbeigeführt ward, welche die geheimsten Verhältnisse langbefreunter Männer zur Sprache brachte, und einen Riß verursachte, der nem derselben — Mendelssohn — das Herz brach. Jacobi hatte i dem Goethe'schen Gedichte Aergerniß genommen, und hoffte, daß ich Lessing solches daran nehmen werde. Wie erstaunte er daher, s dieser das Gedicht nicht nur als nach Form und Inhalt durchcht von dem echten lebendigen Geiste des Alterthums bewunderte, ndern auch hinzufügte, daß er den Grundgedanken desselben „schon nge aus der ersten Hand habe". Diese erste Hand war, wie wir sehen haben, keine andere als Spinoza, das gefürchtete Schreckbild r Zeit. Der „Spinozismus Lessings", den Jacobi in diesen später n ihm aufgezeichneten Unterredungen entdeckt zu haben glaubte, hrte zu jenem Streite zwischen Jacobi und Mendelssohn, in wel:m der Letztere seinen verstorbenen Freund gegen eine so schwere schuldigung um so mehr in Schutz nehmen zu müssen glaubte, als behauptete: daß er selbst, der doch ein ganzes Leben mit Lessing lebt, nie auch nur die geringste Spur von irgend einer Hinneigung ssings zum Spinozismus bemerkt habe! Die Art, wie Mendelssohn se Vertheidigung seines Freundes führte, bewies freilich, daß er der von Spinoza's System einen klaren Begriff, noch in Lessings nerstes Denken eine richtige Einsicht gehabt hatte..

Die gemeinsame Reise mit Jacobi nach Hamburg und Berlin

1) Goethe's Werke, XXVI. 315.

wurde aufgegeben. Neben den Gesundheitsrücksichten mochten für Lessing dabei auch noch andere Gründe ins Spiel kommen. Schon die Leidenschaftlichkeit in dem Verhalten Jacobi's zu den Fragen, mit denen Lessing für sich selbst längst zum Abschlusse gelangt war, und die persönliche Dringlichkeit desselben in allen solchen Angelegenheiten der Ueberzeugung, die ihn später selbst Goethen entfremdete, waren Dinge, denen Lessing, zumal bei seinem leidenden Zustande, gern aus dem Wege gehen mochte. Ebendeshalb lehnte er auch eine spätere Einladung Jacobi's zu einem längeren Aufenthalte bei ihm in Pempelfort ab, obschon das Leben in dem einsamen Wolfenbüttel und in seiner feuchten, verbauten und unfreundlichen Amtswohnung seiner Gesundheit entschieden schädlich war. Statt dessen reiste er im Herbste des Jahres wieder nach Hamburg, wohin ihn Elise Reimarus immer von Neuem zog und wo ihn auch diesmal wie immer alle Welt zu Goeze's größtem Zorne mit offenen Armen empfing. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er in manchen Augenblicken selbst an eine Eheverbindung mit dieser Freundin denken mochte, die ihm, nach Allem was wir von ihr wissen, so durchaus ebenbürtig war, und deren edle Gestalt sicher ihren Platz unter den deutschen Frauensternen erster Größe einnehmen wird, wenn die nach einer Andeutung [1]) noch vorhandenen Materialien ihres Briefwechsels und ihrer thätigen Theilnahme an dem Geistesleben jener Zeit von einer berufenen Hand zu einem Gesammtbilde verarbeitet sein werden. Elise Reimarus, geboren 1735, war damals fünfundvierzig Jahre alt; Lessing stand im zweiundfunfzigsten, aber er hatte das unabweisbare Gefühl, daß sein Lebensziel nahe sei. Vielleicht war es in diesem Gefühle, daß er dem Gedanken einer Verbindung mit der Freundin und der Gründung eines neuen Familienlebens entsagte; ja vielleicht mochte er sich selbst auf mündliche dahin gerichtete Erklärungen beziehen, wenn er ihr nach jener letzten Reise schrieb:

1) Guhrauer II. 2. 305.

ehalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in nem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen verhen werde." [1]) Jedenfalls ist diese Auffassung viel innerbegründeter und würdiger als das Gespräch Jacobi's, der sich t entblödete, nach Lessings Tode an Elise Reimarus zu schreiben: [2]) Lessing ihn bei jenem Besuche in Wolfenbüttel von fern argnen (!) lassen, seine verstorbene Frau habe ihm auf ihrem Sterbe:e Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen esteckt habe, und diese entsetzliche Erinnerung verbiete ihm, an : neue Ehe zu denken. Mochte immerhin ähnliches Altweiberchwätz über Lessing im Schwange gehen und von seinen zahlhen Feinden eifrig verbreitet werden, so ziemte es doch einem obi ebensowenig es zu bestätigen, als es unserer Ehrfurcht vor sing geziemt, darüber weitere Worte zu verlieren.

Der Ausflug nach Hamburg, welchen Lessing im October 1780 ernahm, war seine letzte größere Reise. Auch diesmal schien der fenthalt unter den alten Lebensgenossen seine erfrischende Kraft ihm zu äußern. Noch einmal entzückte er die Freunde durch den wang und die Spannkraft seines Wesens, das seinen ganzen bebernden Reiz, wie Zeitgenossen bezeugen, erst im persönlichen und ndlichen Verkehr entfaltete. „Lessing ist hier," schrieb Elise imarus am 9. October an Nicolai, „und sei es, daß der Umgang : lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit den ten, oder selbst der Streit mit Feinden, — er ist fast ganz der e. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären." ei Wochen später schreibt ebendieselbe an Hennings: Lessing ist vierzehn Tagen hier, nicht völlig so gut als ich's wünsche, aber h bei weitem nicht so, als er uns beschrieben worden, ungeachtet selbst seinen Freunden weiß machen wollte, daß ihm diesen Winter

1) XII. 547.
2) Jacobi's auserl. Briefwechsel I. 318.

„sein Kopf vertauscht worden sei.“ Jeden Tag den er hier ist hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden, theils durch körperliche Bewegung, wozu ihn Arzt und Freund hier verdammen. Doch fürchtete sie allerdings die Rückkehr „in das ewige Einerlei“ seiner traurigen Lage in Wolfenbüttel werde die gute Wirkung wieder aufheben. Man gab sich indeß der Hoffnung auf seine Genesung um so vertrauender hin, als er selbst sich sogar für neue poetische Produktionen gekräftigt fühlte. Er hatte mit dem Hamburger Theater, das grade damals unter dem Zusammentritt einer Aktiengesellschaft große Anstrengungen machte, den früheren Plan eines Nationaltheaters wieder aufzunehmen,[1]) eine Art von Kontrakt geschlossen, durch welchen er sich anheischig machte, demselben jährlich zwei Stücke zu liefern, und jedes derselben für den Preis von funfzig Louisd'or auf sechs Monate zur alleinigen Benutzung zu überlassen. In der That war es Lessing mit diesem Versprechen Ernst, und er glaubte das erste Stück, ein Lustspiel, bis Weihnachten vollenden zu können, wo er es selbst nach Hamburg bringen wollte.[2]) Aber dies Kraftgefühl war das letzte Aufflackern der Lebensflamme vor dem Erlöschen. Denn kaum war er in seine Wolfenbüttler Einsiedelei zurückgekehrt, als auch schon Trübsinn und Krankheitsgefühl wieder die Oberhand erhielten. Er hatte der Freundin versprechen müssen, ihr wöchentlich Nachricht von seinem Befinden zu geben. Der erste Brief, welchen er gleich nach seiner Heimkehr an sie richtete, war für dieselbe eine schmerzliche Enttäuschung. Er ist in lauter einzelnen Absätzen geschrieben, deren jeder einem tiefschmerzlichen Klagerufe gleicht:

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste was ich fand, war ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten?

1) Schröders Leben I. S. 335—336. Devrient III. 151. II. 373.
2) XII. 545.

„„Freilich!“ höre ich meine Freunde mir nachrufen, „„denn Mann wie Sie, kann Alles was er will!““

Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als, n Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals er fühlen werde: das, das ist die Frage.

Was taugt zwar unversucht! Nun, meine liebe Freundin, weil mir es auch rathen: so sei es!

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht en sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, t wahr, so ist mir schon halb geholfen?

Indeß empfehl ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten npeschen Hause bestens. —

Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser ellschaft nur einen einzigen hier hätte!“

In dem nächstfolgenden Briefe äußert er die Befürchtung, daß seiner Krankheit eine Wandlung vorgegangen sei, durch welche Krankheitsstoff „sich von dem Körper völlig auf die Seele ge- fen habe.“ In einem dritten berichtet er, daß zwar keine beson- Krisis eingetreten sei, „doch was nicht ist das kann ja noch den; und der Tod ist ja wohl auch eine Krisis der Krankheit.“ bei sah er sich auf's Neue in theologische Arbeiten durch den zog verwickelt, der von ihm einen Aufsatz über die Religionsbe- jungen der Zeit verlangte, dessen Ausarbeitung ihm die Ausfüh- g seines dramatischen Plans unmöglich machte. „Ich bedaure,“ eibt er der Freundin, „daß meine Komödie darüber in die Brüche en wird. Wenn die Direktion indeß mit aller Gewalt ein Stück en muß, so substituire ich Sie an meine Statt.“ Das war kein ßer Scherz, sondern wir sehen aus dem was Lessing weiter zufügt, daß Elise Reimarus wirklich mit einer dramatischen Ar- t beschäftigt war, und mit ihrem Freunde über dieselbe korrespon- te.

Immer trauriger werden seine Briefe; immer mehr schwand

ihm selbst jede Hoffnung auf den Wiedergewinn der verlornen Gesundheit. Er fühlte sich unfähig zu Allem, was die geringste Anstrengung erforderte, ja selbst die kurzen Berichte über sein Befinden, die er der Freundin senden mußte, kosteten ihm ganze Tage. „Ach lieber Freund," schrieb er in seinem letzten Briefe an Mendelssohn (vom 19. Dezember 1780), „diese Scene ist aus!" Das Einzige was er fürchtete war langes Siechthum und völlige Erblindung. Aber wenigstens vor dieser Steigerung seiner Leiden sollte ihn das Geschick, dessen Gunst er während seines Lebens so selten erfahren hatte, am Ausgange desselben bewahren.

Gegen den Anfang des Februar machte er einen kleinen Ausflug nach Braunschweig, das er seit dem Tode seiner Frau wieder häufiger besuchte, und wo er in dem Hause eines Kaufmanns Angott am Aegidienmarkte ein stehendes Absteigequartier gemiethet hatte. Die dortigen Freunde fanden seinen Zustand auffallend verändert. Seine Engbrüstigkeit hatte zugenommen, sein Gang war schleppend und schwerfällig, der kleinste Weg ihm beschwerlich, das Feuer seiner Augen fast erloschen. Am Abend des 3. Februar aus einer Gesellschaft nach Hause kommend ward er von einem leichten schlagartigen Anfalle betroffen. Dennoch verbot er seinem Bedienten einen Arzt zu rufen, und war nach einer sehr schlechten Nacht am andern Morgen nur schwer davon abzuhalten, die Rückreise nach Wolfenbüttel anzutreten. Der herbeigerufene Leibarzt Bruckmann schaffte ihm durch einen Aderlaß Erleichterung, während andere Freunde seine älteste zwanzigjährige Stieftochter Amalie König aus Wolfenbüttel herbeiriefen, um die Pflege des Kranken zu überwachen. Während seiner Krankheit, die nur zwölf Tage dauerte, war er, wie Leisewitz berichtet, sehr ruhig und gelassen, zuweilen lebhaft und munter genug, um oft und lange außer Bette zuzubringen, sich vorlesen zu lassen, und zahlreiche Besuche seiner Freunde anzunehmen. Nur einen Geistlichen, den Abt Jerusalem, wollte er anfangs nicht vorlassen, weil er ihn im geistlichen Ornate vermuthete, und von

logiſcher Zudringlichkeit beläſtigt zu werden fürchtete. Hatte er
) als man ihm erzählte, daß der Geiſtliche von St. Sulpiz den
)enden Voltaire in ſeiner Todesſtunde noch mit Ermahnungen
ngeſucht habe, zu einem Freunde halb ſcherzend halb ernſthaft
igt: „Wenn Sie mich im Sterben ſehen, ſo rufen Sie mir den
ar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herr-
nden Religionen ſterbe.“ Sein Zuſtand ſchwankte auf und ab
ſchen Hoffnung und Beſorgniß der Freunde, von denen indeſſen
ner nahen Befürchtungen Raum gab. Nur er ſelbſt hoffte nicht
)r auf gänzliche Geneſung, und erklärte ſich auf Leben oder Tod
ßt, doch hätte er gern noch einmal die Freunde in Hamburg
:hen, und beſchloß die erſten Tage einer eintretenden Beſſerung
u zu benutzen. „Wie gern,“ ſchreibt Eliſe Reimarus, der wir
ſe Notiz verdanken, „wie gern hätt' ich's geſehen, ſelbſt wenn er
uns geſtorben wäre!“ Es ſollte nicht ſein. Er hatte, erzählt
ſewitz weiter, während ſeines ganzen Lebens einen ungemein folg-
nen Schlaf, der ſogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen
ſchließen, und verſicherte oft, nie geträumt zu haben. Dies
ück behielt er bis an ſein Ende und noch kurz vor demſelben ſagte
„wenn er den ganzen Tag geſchlafen habe, freue er ſich doch auf
Nacht!“ Indeſſen vermehrten ſich die Anfälle der Engbrüſtigkeit
einem beunruhigenden Maaße. Erſt am 15 Februar, ſeinem
desstage, fühlte er ſich wieder ſo bedeutend erleichtert, daß er Be-
che anzunehmen, und mit ihnen und ſeinem Arzte ſogar heiter zu
erzen vermochte. Er war aufgeſtanden und hatte ſich ankleiden
ſen, es ſchien als wolle er wie jener römiſche Imperator ſtehend
rben. Er ließ ſich von ſeinem treuen Daveſon ein Stück aus
chlözers Briefwechſel über das Umſichgreifen des unduldſamen
ſaffenthums vorleſen, und begleitete, wie dieſer erzählt, manche
tellen mit eben ſo lebhaften als ſcharfſinnigen Bemerkungen. Noch
gen Abend — ſo erzählt ſeine Tochter — als man ihm meldete,
ß im Vorzimmer beſuchende Freunde ſeinen Anblick wünſchten,

„öffnete sich die Thüre und Lessing trat herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz schon durch hippokratische Züge markirt und vom Todesschweiße befeuchtet leuchtete in himmlischer Verklärung. Stumm und mit einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückte er der weinenden Tochter die Hand und verneigte sich, das Haupt entblößend, freundlich gegen die übrigen Anwesenden. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt und ein Schlagfluß endet unmittelbar darauf (in der neunten Abendstunde des 15. Februar) unerwartet das theure Leben.

Die Kunde seines Todes erschütterte alle seine Freunde in Deutschland wie mit einem elektrischen Schlage. Selbst Goethe fühlte sich dadurch im Innersten bewegt. „Also es soll Finsterniß bleiben!“ schrieb Elise Reimarus an Hennings; „es war also auch Plan der Vorsehung, dies Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, da andere bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen!“ Allen Freunden schien mit ihm die Fackel der echten furchtlos die Wahrheit suchenden Aufklärung erloschen. Nur die Feinde des Lichts triumphirten öffentlich und im Stillen. In Hamburg verbot die Censur allen Zeitungen, irgend einen Aufsatz oder ein Gedicht zum Lobe des Dahingeschiedenen aufzunehmen, und das hochwürdige Ministerium daselbst versuchte es anfangs sogar, eine Trauerfeier, welche die dortige Bühne vorbereitete, zu hintertreiben. Wohl schrieb der alte Gleim:

Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibnitz ward geboren,
Es werde Finsterniß! sprach Gott, und Lessing starb.

Alle aber, die sich über seinen Tod in öffentlicher Trauerklage vernehmen ließen, — in einem stimmten sie überein: daß er die Wahrheit gesucht und ausgebreitet; und kein Goeze, setzt Elise Reimarus hinzu, wagte es, etwas dawider einzuwenden. Von allen

diesen Todtenklagen stehe hier nur die, welche jene Freundin ihm im Stillen weihte, weil sie die würdigste und schönste ist. „Ich bin die Wahrheit", so ruft in diesem erst jetzt (1861) veröffentlichten Gedichte die Lichtgestalt der Wächterin an Lessings Ruhestätte den Dunkelmännern Goeze und Genossen zu welche diesem Grabe zitternd zu nahen wagen:

„Ich bin die Wahrheit! — Hier ist Lessings Grab."
Wie Sonnen untergehn sank Er hinab
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten.
Doch gleich der Sonne, die in ihrem Umlauf
Das Saamkorn aufschließt, das mit tausend Früchten
Bis ins Unendliche den Seegen streut,
So Er in meinem Reich! — Und bis dies Reich
In Gottes weiter Schöpfung Eins nur ist,
Wach' ich an seiner Urne hier, und sammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und wißt es: tausende und aber tausend
Sind schon verstreut in alle alle Lande
Sich wider euch und eure Macht zu rüsten. —
Doch Ihr, die Ihr um Lessings Asche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimasse sein,
So schwört an seiner Asche, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen
So lang mit unerschrocknem Muth zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft.

Lessing starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Aber dies war auch das Einzige, was der gepriesene Fürst für den Verstorbenen that. Selbst das Grab des Mannes, den er zu besitzen das unverdiente Glück gehabt hatte, blieb ohne einen Denkstein zur Bezeichnung der Stätte, wo dieser größte Schriftsteller Deutschlands ruhte; und in allen Todtenfeiern, welche hier und da von geistverwandten Kreisen auf die Nachricht von Lessings Hinscheiden begangen wurden, tönte die Klage wieder, welcher Engel in seinem Trauergesange die Worte lieh:

„Wenn er ein Deutſcher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da ſchlöſſe ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n!“

Als in unſern Tagen der begeiſterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entſchluß faßte, Deutſchland an die Abtragung ſeiner Ehrenſchuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieſes Denkmal von Rietſchels Meiſterhand beſitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabſtätte Leſſings verſchwunden, und nur nach langem mühſamen Forſchen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Geſtrüpp verſteckten verſunkenen Grabſtein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Leſſing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller geſtiftete Verein an ganz Deutſchland, beſonders aber an deſſen Fürſten die Aufforderung und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Leſſings errichten zu helfen, da geſchah, was die deutſche Kulturgeſchichte erröthend in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vierunddreißig deutſchen Fürſten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht, und nur vier, die Fürſten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Liechtenſtein, und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortſchreiben, daß ſie die Ehre zu ſchätzen wußten, Volksgenoſſen eines Leſſing zu ſein.

# Siebentes Kapitel.

## Der Mensch unter Menschen.

Lessings äußere Erscheinung war die glücklichste Entsprechung seines ganzen innern, auf harmonische Einheit angelegten Wesens. Wir verdanken die genaueren Notizen darüber demselben trefflichen Manne, dem Deutschland das Rietschel'sche Lessingstandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, dessen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Lessings äußerer Erscheinung aus dem Munde von Lessings Stiefkindern sammelte, [1]) um sie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei seiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbau's, der ihn nicht blos in den Augen seiner Freundin Eva König als einen schönen Mann erscheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halse grade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel

1) S. den Aufsatz; „Lessings Persönlichkeit" in der deutschen Reichszeitung vom 30. December 1853. Beiblatt zu Nr. 229.

„Wenn er ein Deutscher nicht, wenn er ein Brite wäre,
Da schlösse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weih'n!"

Als in unsern Tagen der begeisterte Eifer eines trefflichen Mannes den Entschluß faßte, Deutschland an die Abtragung seiner Ehrenschuld durch Errichtung eines würdigen Denkmals zu mahnen, war bereits in der Stadt, die jetzt dieses Denkmal von Rietschels Meisterhand besitzt, jede Spur der Erinnerung an die Grabstätte Lessings verschwunden, und nur nach langem mühsamen Forschen gelang es endlich dem Dr. Karl Schiller, den unter Unkraut und Gestrüpp versteckten versunkenen Grabstein aufzufinden, der von Moos und Erde gereinigt endlich den Namen Lessing zeigte! Und als dann der von Karl Schiller gestiftete Verein an ganz Deutschland, besonders aber an dessen Fürsten die Aufforderung und Bitte ergehen ließ, das Ehrendenkmal Lessings errichten zu helfen, da geschah, was die deutsche Kulturgeschichte erröthend in ihre Annalen mit ehernem Griffel verzeichnet hat: von vierunddreißig deutschen Fürsten antworteten dreißig theils ablehnend, theils gar nicht, und nur vier, die Fürsten von Detmold, Schaumburg-Lippe und Liechtenstein, und der Großherzog von Baden, zeigten durch ihre Beiträge und die begleitenden Antwortschreiben, daß sie die Ehre zu schätzen wußten, Volksgenossen eines Lessing zu sein.

# Siebentes Kapitel.

## Der Mensch unter Menschen.

Lessings äußere Erscheinung war die glücklichste Entsprechung seines ganzen innern, auf harmonische Einheit angelegten Wesens. Wir verdanken die genaueren Notizen darüber demselben trefflichen Manne, dem Deutschland das Rietschel'sche Lessingstandbild verdankt, dem Dr. Karl Schiller, dessen liebevolle Pietät die einzelnen Züge von Lessings äußerer Erscheinung aus dem Munde von Lessings Stiefkindern sammelte, [1]) um sie dem Schöpfer jenes Denkmals zur Benutzung bei seiner Arbeit zu überliefern. Eine gedrungene, kräftige Gestalt von mehr als gewöhnlicher Mittelgröße zeigte das schöne Ebenmaß eines durch Leibesübungen aller Art, durch Reiten, Tanzen, Fechten, zur Freiheit edler natürlicher Haltung entwickelten Gliederbau's, der ihn nicht blos in den Augen seiner Freundin Eva König als einen schönen Mann erscheinen ließ. Das Haupt auf dem kräftigen Halse grade und frei emporgerichtet, zeigte in dem wohlgerundeten geistdurchleuchteten Antlitz von natürlich gesunder Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge, dessen Blick nicht stechend oder herausfordernd, entschieden und unbefangen wie ein ungetrübter Spiegel erschien, der sein Objekt rein und klar auffaßt. Das volle lange Haar von schöner lichtbrauner Farbe war selbst in seinem letzten Lebensjahre, wie eine ihm auf dem Todtenbette abgeschnittene im Besitze Karl Schillers befindliche Locke zeigt, nur von einzelnen Silberfäden als Spuren der Leiden und Sorgen seiner letzten Lebensjahre durchmischt. Er trug es von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke aufgekräuselt und hinten in einem Haarbeutel

1) S. den Aufsatz; „Lessings Persönlichkeit" in der deutschen Reichszeitung vom 30. December 1853. Beiblatt zu Nr. 229.

endend, ohne Perrücke. Seine Tochter erzählte, daß er selbst in der engsten Häuslichkeit sich nie auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte; nur beim Schreiben und Meditiren pflegte er gekrümmt zu sitzen, was, wie bei Schiller, seine Brustkrankheit fördern half. Nichts in seiner äußern Erscheinung zeigte den stubensitzenden Gelehrten, sondern Alles, bis auf die sorgsam gewählte, überaus saubere Kleidung, die ihm bei seiner edlen Haltung und seiner wohlgebildeten Figur sehr gut stand, den lebenssichern, seiner selbst gewissen, harmonisch gebildeten Mann, dessen Auftreten überall, wo er sich zeigte, den angenehmsten und vortheilhaftesten Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes und bei aller Entschiedenheit und Eigenartigkeit doch vollkommen anspruchloses Wesen, durch die anmuthige Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, und vor Allem durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen zwischen Bariton und Tenor schwebenden Stimme. So gehörte Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Dem entsprechend ist, was Zeitgenossen und Freunde wie Mendelssohn uns von dem unwiderstehlichen Zauber seines persönlichen Verkehrs und von jener Meisterschaft berichten, mit welcher er im lebendigen Gespräche das Wort fast noch mehr als im schriftlichen Ausdrucke beherrschte. In seiner Individualität lag seine Größe. In ihr lag der Zauber seines Wesens, dem sich auch die verschiedenartigsten Naturen, selbst ein Charakter wie Goeze nicht zu entziehen vermochten. Seine Unterhaltung, sagt Mendelssohn, war eine unversiegende Quelle, aus der man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte zuweilen in Gefahr das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und seine geistige Mildthätigkeit war nie von der engherzigen Art mancher

Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. „Ein abgesagter Feind aller leeren Höflichkeit, wußte er doch, wie es in einem kürzlich herausgegebenen Briefe desselben Freundes an Elise Reimarus heißt, selbst solche die am meisten gegen ihn eingenommen waren, in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und wenn irgend ein Mensch besser war als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab so war es Lessing." —

Es ist ein rührend einfaches Bild, welches uns die oben angeführten Mittheilungen seiner Tochter von dem großen Manne im Kreise seiner bescheidnen Wolfenbüttler Häuslichkeit vor die Augen führen, ein Bild echt deutscher bürgerlicher Schlichtheit und begnügter Einfachheit. Lessing erscheint auch hier mit seinem Ordnungssinne und seiner pünktlichen Zeiteintheilung, seiner Gastlichkeit bei größter Frugalität und Beschränktheit an Mitteln, seiner Freude am Familienleben, seiner Sorge für Erziehung und Unterricht der Kinder seiner Frau, die er wie seine eignen liebte, mit seiner Theilnahme an ihren Spielen und Ergötzlichkeiten, seinem Eingehn auf ihre kleinen Geheimhändel als der Repräsentant aller guten Seiten des echten deutschen Bürgerthums. Nur die gemüthliche Pfeife fehlt; denn Lessing hat, wie Goethe, nie geraucht, außer, wie er zu erzählen pflegte, als Meißner Fürstenschüler, „weil es da verboten war." Seine Stiefkinder hingen an ihm mit der innigsten Liebe, und seine Erziehungsmethode erlaubte sich körperliche Züchtigungen nur bei wenigen Kapitalsünden. Als solche erschienen ihm Lüge und Feigheit, und die beiden einzigen Ohrfeigen, die sein Stiefsohn von ihm erhalten zu haben sich erinnerte, waren ertheilt worden, weil er einmal dem Vater Unwahrheit berichtet, und ein andermal sich gegen die Angriffe eines bösen Buben nicht gewehrt hatte.

Als Sohn und Bruder haben wir seine zarte liebevolle Pietät und seine grenzenlose Aufopferungsfähigkeit im Verlaufe unserer Erzählung kennen gelernt. Sie sind schwerlich jemals übertroffen

worden, wie sie denn auch zum großen Theil die Ursache seiner ökonomischen Verlegenheiten gewesen sind. Dieselbe edelmüthige Güte des Herzens bewies er in allen übrigen Verhältnissen. Selbst oft des Nöthigsten ermangelnd unterstützte er großmüthig Andere noch Aermere sogar in Zeiten eigner harter Bedrängniß, [1]) und Unglück war in seinen Augen ein Freibrief selbst für seine Feinde. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Die Antwort, welche er gab, als Freunde ihm einmal vorstellten, daß ein Unglücklicher, den er freigebig unterstützt hatte, seinen Beistand nicht verdiene, lief fast wörtlich auf die Hamlets gegen Polonius hinaus: „Behandle jeden nach Verdienst und wer ist vor Schlägen sicher?" Sein Haus ward daher auch in Wolfenbüttel fast nie leer von Hülfesuchenden, zumal wandernden Philosophen und Literaten, die er oft Monate lang erhielt und beherbergte. Zu diesen gehörte unter Andern ein Lessing ganz unbekannter Sonderling wunderlicher Art, Namens Könemann, den er sammt seinem großen schmutzigen Hunde fünf Monate in seinem Hause behielt, wo er ein philosophisches Werk vollenden wollte. Der Hund war in Lessings Augen „die Zierde" dieses Philosophen, und als einmal ein besuchender Freund den Vierfüßler noch lästiger fand als dessen Herrn, sagte Lessing lebhaft: „Den Hund hat der Philosoph verschmachtet auf der Landstraße gefunden als er selbst nur zwei Wecken (Semmeln) besaß, und hat ihm die eine davon gegeben. Darum, so lange ich noch einen Wecken habe, soll der Philosoph die Hälfte davon haben." Noch in seinem letzten Briefe an Mendelssohn empfahl er diesem einen andern seiner Schützlinge, den unglücklichen Juden Daveson, einen Mann von Bildung und Kunstkenntniß, den der Herzog Ferdinand ungerecht behandelt und eingekerkert, und den Lessing, ohne sich an die möglichen Folgen eines solchen Schrittes zu kehren, lebhaft vertheidigt, ja sogar in sein Haus aufgenommen hatte.

1) XII. 181; 207—208; 218—219.

Es versteht sich von selbst, daß seine Güte und Großmuth vielfach gemißbraucht wurden. Besonders hatte er mit seinen Bedienten Unglück, die ihn während seines langen Junggesellenlebens fast regelmäßig auf das Schmählichste bestahlen, und deren Einer ihm sogar einmal einen Theil seiner kostbaren Bibliothek entwendete und als Makulatur verkaufte. [1]) Dies war aber auch der einzige Fall, wo Lessing den Dieb gerichtlich verfolgte, weil er nur dadurch die ihm werthen, und durch seine Randbemerkungen für ihn unersetzlichen Bücher wieder zu erlangen hoffen durfte. In allen übrigen Fällen begnügte er sich die Schelme einfach wegzujagen. Als es sich einmal fand, daß eine kostbare Gemmensammlung, welche ihm in Rom geschenkt worden war, und die sein Diener entwendet hatte, von Jemandem angekauft worden war, der sie sofort zurückzugeben sich bereit zeigte, bat er denselben dringend sie zu behalten, da Jener ja Geld dafür bezahlt, während sie ihm selbst nichts gekostet habe.

Man hat erzählt, daß Lessing die Musik nicht liebte. Das ist unrichtig. Geübt hat er selbst sie freilich niemals, und auch seine Frau scheint nicht musikalisch gewesen zu sein, denn in dem Verzeichnisse des Hausraths [2]) fehlt das schon damals in einer deutschen Hauseinrichtung unvermeidliche Klavier. Aber wir haben bei Gelegenheit der Hamburgischen Dramaturgie gesehen, daß und wie er die Bedeutung und das Wesen der Musik zu schätzen verstand. Nur von der modernen deutschen Musikschwelgerei hatte er freilich keine Ader, und eine lange dauernde Musik mit anhören zu müssen, wirkte auf ihn abspannend bis zu beklemmender Angst. Noch fremder war seinem ganzen Wesen alle und jede Romantik der Naturempfindelei, die sich an schönen Gegenden und Landschaften berauscht. Lessing empfand auch hier, wie in so Vielem, gleich den gesunden Alten.

---

1) XII. 179—180, 181—182, 183—184.

2) Mitgetheilt von Fr. Chrysander in Westermanns Monatsschrift Decemberheft 1856. Nr. 3. S. 254—255.

Ich wüßte in Allem was er geschrieben nicht eine Stelle, wo er der landschaftlichen Natur auch nur erwähnte; selbst seine Briefe und Tagebuchsblätter aus Italien gedenken der italischen Naturschönheiten mit keinem Worte. Als er einmal mit F. H. Jacobi durch eine schöne Harzgegend fahrend, von diesem enthusiastischen Naturbewunderer auf die einzelnen Schönheiten der Landschaft hingewiesen, und wegen seiner mäßigen Theilnahme an den Gefühlen des Freundes getadelt wurde, erwiderte er: „einen angenehmen sinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; es ist mir hier wohler als es mir auf der Lüneburger Haide sein würde. Doch selbst in der Lüneburger Haide hielt ich es noch eher aus, als in einem schiefgebauten Zimmer. In einem solchen könnte ich schlechterdings nicht leben". Gegen Jacobi's Schwester bekannte er sich auch zu dem Worte, das er einmal einem Bekannten, der in begeisterten Worten sein Entzücken über den nahenden Frühling aussprach, erwidert haben sollte: „Ach! es ist schon so oft grün geworden; ich wollte es würde einmal roth!" [1]) In seiner Aesthetik ging aus diesem Mangel sogar eine ungerechte Schätzung der Landschaftsmalerei hervor, und es ist bekannt, daß er die Frage: ob es ein Ideal in der Schönheit der Landschaften gebe, gradezu verneinend beantwortete, und daß er sich dabei auf die Griechen und Italiener berief, die auch keine Landschaftsmalerei gehabt hätten. [2])

Sein tiefer Widerwille gegen alle Wortmacherei und heuchlerische Verlogenheit reizte ihn oft, sich, wie Goethe es nennt, als einen umgekehrten Heuchler zu zeigen, und sich selbst und sein Thun gegenüber der allgemeinen gegenseitigen Loberei und Preiserei der Cliquen, herabzusetzen und geringschätzig zu behandeln. Daher die verächtlichen Ausdrücke mit denen er fast durchgehend seine eigenen Arbeiten, auch die ihm liebsten zu bezeichnen pflegt; daher oft sein

1) Jacobi, Brief an Heinse, Werke I. 343—344.
2) XI. 127.

rber Lakonismus, sein Widerwille gegen die exclusive sogenannte ute Gesellschaft, seine Verachtung ihres „guten Tons“ und ihrer eren Höflichkeitsformen, denen zum Trotz er sich mitunter auch ohl einen derben Cynismus erlaubte. „Nur seine vertrautesten reunde (schrieb Mendelssohn an Herder) kennen ihn als einen von en seltenen Menschen die besser sind als sie scheinen wollen. Die leißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist nen so zum Ekel, daß sie in ihren Aeußerungen lieber das Gegenheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau ragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat“. Wie er ber die Exclusivität der guten Gesellschaft dachte, welche er selbst n der Freimaurerei seiner Zeit wieder fand, wie sein Gefühl für ene menschliche Gleichheit, der er wenigstens in einem solchen Verine eine Stätte gesichert wissen wollte, sich beleidigt fand durch die Erfahrung, daß man sogar hier bestrebt war die bürgerlichen Schranken aufrecht zu erhalten, hat er selbst in dem vierten Freimaurerdialoge ausgesprochen.[1] Er, von dem mit vollstem Rechte gesagt werden kann, was Goethe seinem Schiller nachrief, daß

„Hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!“

er, der große Befreier seiner Nation und seines Jahrhunderts, war auch im Leben, als Mensch unter Menschen, der freieste Bethätiger jener, nur auf das Wesen blickenden, von keinem äußern Scheine geblendeten menschlichen Gleichheit. Die Einsicht des gereiften Alters wie die Irrthümer der strebenden Jugend, das anerkannte Verdienst wie das unbekannte Talent, fanden bei ihm hier bereitwilligste Anerkennung und verehrende Bewunderung, dort liebevolle Nachsicht und eifrigste Förderung. Der berühmte Spittler, der als junger Mann von einigen zwanzig Jahren Lessing in Wolfenbüttel aufsuchte, schrieb von ihm an einen Freund: „Ich darf Sie ver-

1) X. 294—295.

sichern, daß er der größte Menschenfreund, der hilfreichste und herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch' großem Manne man umgeht, und die drei Wochen, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch seiner Bibliothek verstattete, waren die glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens." Jeder Glaube und jede Ueberzeugung, jeder Standpunkt und jedes Streben waren seiner Toleranz und Theilnahme sicher, wenn sie sich als echt und wahr erwiesen, und sich selbst von Verdammung und Verketzerung Andersglaubender und Andersdenkender frei hielten. Nur gegen die Lüge und gegen die Intoleranz kannte er keine Gnade, und die Klotz und Goeze hatten seinen schweren Arm zu fühlen. In solchen Fällen war er der Liktor der Wahrheit und Humanität, der die Frevler gegen beide mit den Ruthenhieben seines Witzes geißelte, ehe er den vernichtenden Streich gegen sie führte. Aber nie überhob er sich seines Sieges gegen einen überwundenen Feind, und selbst seine Gegner waren vor seinen Angriffen sicher, sobald sich die allgemeine Stimme gegen sie wandte. „Wen alle angreifen, schreibt er einmal in einem solchen Falle, der hat vor mir Ruhe". Aber er ging noch weiter in seiner Großmuth, denn sie bewog ihn nicht selten auch da Partei für einen Angegriffenen zu nehmen, wo ihn eine solche Parteinahme für einen Gegner in den Augen seiner Freunde mit sich selbst in Widerspruch brachte. Seine Duldsamkeit war jedoch nie Indifferenz, sondern sie stammte aus der Einsicht in die vielfach verschlungenen Bedingtheiten des Menschenwesens überhaupt; und seine Humanität war nicht weichlich sentimentale Sympathie für fremdem Elend, sondern die innige Freude und herzliche Theilnahme an der Freiheit und dem Verstande anderer, und das unaufhörliche Streben, beide möglichst fördern und entwickeln zu helfen. Daher seine aufopfernde Thätigkeit, die jedes ähnliche Streben seiner Freunde bereitwillig unterstützte, die Treue die er allen seinen Freunden — und

wie tief untergeordnet waren sie ihm fast alle! wie sehr verkannten, wie oft verleugneten ihn ihre Schwäche und ihr Neid! — stets von Neuem bewies; diese Treue die keinen aufgab, der sich nicht selbst von ihm lossagte. Alles was als Mittel zur Erweiterung menschlicher Erkenntniß dienen konnte, war in seinen Augen ein geheiligtes Eigenthum der ganzen Menschheit. Daher der tugendhafte Haß der halben und ganzen Lüge, der knechtischen wie der herrschsüchtigen Geistesfaulheit, und die ehrfurchtsvolle Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers und jedes eigenen Charakters. [1])

So stand in Lessing der Mensch auf gleicher Höhe mit dem Denker, Dichter und Schriftsteller. Sein Herz war so groß wie sein Verstand, und die Vereinigung beider erzeugte das Größte, was dem Menschen zu besitzen beschieden ist: den großen, in sich vollendeten Charakter.

---

1) F. Schlegel a. a. O. S. 179—180.

# Schluß.

„Auf sich selber steht er da, ganz allein!"

Wenn es unter den großen Menschen unsres Volks Einen giebt, von dem das stolze Dichterwort, das wir als Inschrift für den Schluß unsres Werks gewählt haben, mit Recht gesagt werden kann, so ist es der Mann von dem ein begeisterter Schriftsteller Englands ausgesprochen hat, daß er „fast als ein Wunder dastehe in seiner Nation", so ist es Gotthold Ephraim Lessing.

Ja! wohl fast als ein Wunder steht er da in seiner Nation, als ein Wunder, wie es selten einer Nation zu Theil wird. Wir kennen das Goethe'sche Wort: „Lessing wollte den Titel eines Genies ablehnen, aber seine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn selber." Derselbe Goethe hat einmal, indem er Voltaire als den höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßesten Schriftsteller bezeichnete, die Bemerkung ausgesprochen: daß es in dieser Beziehung mit Nationen wie mit Familien gehe, in denen, wenn sie sich lange erhalten, die Natur endlich ein Individuum hervorbringe, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreife, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspreche; so könne es auch das Glück wohl einmal fügen, daß die sämmtlichen Verdienste einer Nation in einem Individuum zur Erscheinung kommen.

Ein solches Individuum ist Lessing für die deutsche Nation. Und wenn Goethe unter den zahlreichen Eigenschaften, welche zu einer solchen in einem Individuum verkörperten nationalen Größe gehören, dem berühmten Franzosen die erste und die letzte in der von

ihm aufgestellten Reihe: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung absprechen zu müssen glaubte, so sind es grade diese beiden Eigenschaften, welche dem Deutschen durch das einstimmige Urtheil der Nachwelt gesichert sind.

Ja, Lessing ist der grundechte Typus, das glänzende Urbild des deutschen Nationalgeistes, der vollendetste Vertreter aller herrlichen Eigenschaften des deutschen Volks. Der in alle Tiefen dringende kritische Geist dieses Volkes — wo findet er einen vollendeteren Ausdruck, als in dem Manne, welchen der Geschichtschreiber des stolzesten Volks der Erde „den zweifellos größten Kritiker Europa's" genannt hat? Die ruhige Größe, die edle Schlichtheit, welche Männerstolz vor Königsthronen mit neidloser Hingebung an alles Große, Gute und Schöne verbindet; die Leidenschaft der Wahrheitsliebe und der Wahrheitsmuth, denen alles Scheinwesen ein Greuel und denen kein Opfer zu groß ist für die Sache der Wahrheit und Geistesfreiheit; die treue Ausdauer endlich und das unwandelbare Festhalten, welche die Bedingniß sind für alle nachhaltige große Wirkung, alle diese Eigenschaften — sind sie nicht in höchster Vollendung zum zündenden Brennpunkte, zu dem, was wir Charakter nennen, vereinigt in dem Manne, von dem ein Goethe ausrief: „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth; denn wo ist noch ein solcher Charakter!"

In diesem Manne erscheinen selbst unsere nationalen Schwächen zu jenen Tugenden gesteigert, von denen es heißt, daß sie die Tugenden unserer Fehler sind. Sogar die zaudernde Bedenklichkeit wird in ihm zum besonnenen Maaße, das rastlos aber ohne Hast, den Fortschritt nie zur Ueberstürzung werden läßt, und bei der weitesten Ferne seiner Perspektive, bei der unendlichen Tragweite seiner Ideen sich dennoch überall willig und bescheiden auf das Nächste und Erreichbare beschränkt. Darum ist es keine richtige Bezeichnung, wenn man Lessing, wie Gervinus es thut, das Revolutionsgenie nennt. Denn nicht Revolution, nicht gewaltsame Umwälzung, sondern Evolution d. h. allmälige Entwicklung, nicht Niederreißen, sondern Auf-

bauen auf sichern Fundamenten mit weisester Berücksichtigung und [illegible]ung der gegebenen Verhältnisse und Materialien, das war das [illegible] seines Thuns.

[illegible] wir mit einem raschen Ueberblicke den thaten[illegible] Lebens- und Entwicklungsgang dieses einzigen Mannes.

[illegible] der poetischen Produktion, und gleich seine [illegible] stellen den zwanzigjährigen Jüngling [illegible] und über die gefeierten Größen seiner Zeit. Aber dieser Er[illegible] verblendet ihn nicht über die Schwäche seiner Leistung. Der Dramatiker, der Poet wird Kritiker. Die Praxis führt ihn zur Theorie auf dem allein naturgemäßen Wege, und eben dies Fundament der eignen Erfahrung und der eignen produktiven Versuche giebt seiner Kritik jenes sichere Urtheil über das Ausführbare und Wirkungsreiche, wodurch schon der jugendliche Berliner Feuilletonist als kritischer Führer an die Spitze der Theorie seiner Zeit tritt. —

Seine Abneigung gegen einen Fachberuf läßt ihn Kanzel und Katheder verschmähen und zwingt ihm die Feder des Schriftstellers in die Hand. Er wird ein Schriftsteller von Fach; und indem er sich mit dem was er zu sagen hat an die Gesammtheit der Nation wendet, durchbricht er die Schranken, welche die Schriftstellerei der deutschen Gelehrten vom Volke trennten und die deutsche Gelehrtenrepublik zu einem Staate im Staate, zu einem Volke im Volke machten, wird er der erste nationale Schriftsteller seiner Nation, „ein Volksredner mit der Feder“, der einem neuen Stande und Berufe Geltung erkämpft, indem er für denselben die Würde beansprucht und durch seine Persönlichkeit erlangt, welche Klopstock dem deutschen Dichterthume zu erringen gewußt hatte. Von den sichern Wegen der Alten ausgehend, erschließt er seiner Nation das Verständniß der griechischen und römischen Literatur und Poesie, indem er ihren Zusammenhang mit dem Leben aufzeigt.

In den Literaturbriefen, dem einzigen deutschen Schriftwerke aus jener Zeit, das noch heute gelesen wird, begründet er

eine neue Art der Kritik, und während er die heutige Grundanschauung der deutschen Nationalliteratur feststellt, wird er zugleich der Schöpfer einer deutschen Prosa, die getränkt „aus dem ursprünglichen Lebensborne des deutschen Volkes“, und durchdrungen von der Klarheit und Einfachheit eines großen Charakters, noch heute nur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen ist.

Zurückkehrend zur Poesie giebt er den Boden des französischen Drama's auf, dem seine ersten Jugendversuche entsprossen waren, und schafft den Deutschen mit seiner Sara und seinem Philotas die ersten auf eignem Grunde ruhenden dramatischen Kunstwerke, zu einer Zeit, wo Schiller noch nicht geboren war, und Goethe noch im Knabenkleide seine Puppenspiele aufführte. Aber diesen Dichtungen fehlt noch die individuelle Lebenswahrheit der Gestalten. Es fehlt der „spezifisch nationale und temporäre Gehalt“; und das Anlehnen, hier an englische, dort an antike Vorbilder, beschränkt ihre Wirkung und ihre Dauer. Erst Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, die Früchte des eignen historischen Weltlebens und Zeitgefühls, der gereiften Menschenkenntniß und der tiefsten Erfassung des modernen dramatischen Prinzips, wie es ihm das Studium Shakspeare's erschloß, treffen mitten hinein in das vorgesteckte Ziel, und werden die bleibenden Grundpfeiler, über denen sich der stolze Bau einer neuen deutschen poetischen Nationalliteratur erhebt.

Und wiederum derselbe Mann, dessen schöpferische Kraft seiner Nation die ersten poetischen Nationalwerke in einer Zeit erschafft, in welcher die Gottsched und Weisse als ihre gefeierten Dichter galten, er wird zugleich der Schöpfer der ästhetischen Theorie, der Begründer der neuen Aesthetik, der kritische Gesetzgeber im Reiche des Schönen und der Kunst. Gleichzeitig mit Winckelmann, und ohne von demselben mehr als die ersten schwachen Versuche zu kennen, betritt er das Gebiet der bildenden Kunst, giebt er Deutschland seinen Laokoon. Nicht wie Winckelmann in der geheiligten Stille von Roms antiker Kunstwelt, umgeben von der Fülle des

Ueberflusses an Kunstschätzen, und getragen von der friedlichen Muße italienischen Lebens, sondern in den kargen Nebenstunden eines drangvollen Kriegs- und Lagerlebens, in der trommeldurchwirbelten verwüsteten Hauptstadt einer halbslavischen Provinz schafft er ein Werk, das auch als Torso ebenbürtig dasteht neben dem vollendeten Werke jenes Mannes, der sein ganzes Leben einer Aufgabe geweiht hatte, die Lessing nur vorübergehend in's Auge zu fassen beschieden war. Mit rascher Lebenswendung von dem Gebiete der bildenden zu dem der redenden Kunst zurückgehend, giebt er seinem Volke die Hamburgische Dramaturgie, mit welcher er die Zwingherrschaft französischer Regel für immer vernichtet, und durch den Hinweis auf Shakspeare und die Alten, auf die Verbindung des romantischen mit dem antiken Geiste und Prinzipe, die großen Ziele des dichterischen Strebens mit beispielloser Selbstverleugnung und Geringschätzung der eignen schöpferischen Leistung für die kommenden Jahrhunderte feststellt.

Zurückgeworfen durch ein widriges Geschick aus seinen bisher beschrittenen Bahnen wendet er sich am Schlusse eines durch Drangsal, Mißgeschick und Leiden aller Art heimgesuchten Lebens zu den höchsten Fragen der Menschheit. Der Reformator unserer nationalen Poesie und Literatur, der Schöpfer unserer Prosa, der Begründer unserer Bühne, der Gesetzgeber unserer Kritik und Aesthetik, allen Zeitgenossen in allen diesen Bereichen überlegen, wird der Reformator der deutschen Philosophie und Theologie, der Fortsetzer des großen Werks, das Luther begonnen, der Begründer der historischen Auffassung der Religion, der große Träger aller wahren Aufklärung seines Jahrhunderts. Kaum von wenigen Einzelnen begriffen, unverstanden selbst von Denen, die sich als seine Bundesgenossen und Mitarbeiter betrachteten, angefeindet und verketzert bis über das Grab hinaus von zahllosen Gegnern, allen die Stirn bietend, allen gegenüber siegreich in einer Polemik, die noch heute das Entzücken aller edlen und freien Geister ist, giebt er endlich seinem Volke, nein

giebt er der ganzen Menschheit mit seinem Nathan und seiner Erziehung des Menschengeschlechts das Evangelium jener Humanität, deren Beispiel sein ganzes Leben gewesen war, hinterläßt er der Nachwelt ein Vermächtniß, in dessen vollen Besitz sich zu setzen die Aufgabe kommender Jahrhunderte und Jahrtausende erscheint.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, seiner ganzen Zeit voraus in der Vereinigung von produktiver Unmittelbarkeit und verständiger Vermittelung, konservativ und revolutionär zugleich diese Gegensätze in sich zu höherer Einheit zusammenfassend auf allen Gebieten des Geistes. Der Verfechter des Genius und seines Rechts und zugleich der energischste Vertreter der Regel und des Gesetzes, der echteste Bekenner und Ausüber der Religion Christi, und zugleich der schärfste Untersucher des historischen Christenthums; der deutscheste Charakter und Schriftsteller, und zugleich der entschiedenste Gegner aller Beschränktheit des nationalen Patriotismus. An Wissen und Gelehrsamkeit den ersten seiner Zeitgenossen gleich, an Fähigkeit und Kunst sie zu verwerthen allen ein unerreichtes Muster den Schwung der Begeisterung mit klarster Besonnenheit, edelstes Selbstgefühl verbindend mit echtester Demuth und Bescheidenheit, durch Größe und Freiheit des Denkens und Handelns seiner Nation ein ewiges Vorbild, ein Held im Reiche des Wahren Guten und Schönen, auf dessen Denkmal wir getrost das Wort des größten deutschen Dichters setzen dürfen:

Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.